

J. P. JACOBSEN

Frau Marie Grubbe

JENS PETER JACOBSEN

Frau Marie Grubbe

Roman



ALFRED SCHERZ VERLAG BERN

Für den Alfred Scherz Verlag nach älteren Übertragungen
mit dem Original verglichen und neu bearbeitet von
Ursula von Wiese

Erste Auflage
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Switzerland 1946 (Effingerhof, Brugg)

Die Luft, die unter den Kronen der Lindenbäume lag, hatte sich über die braune Heide und die durstigen Felder herangewiegt; sie war von der Sonne durchglüht und von den Wegen bestäubt worden, aber jetzt war sie gereinigt durch das dichte Laubgehäng, abgekühlt durch die frischen Lindenblätter, und der Duft der gelben Lindenblüten hatte sie feucht gemacht und ihr Fülle verliehen. Nun ruhte sie und blinzelte still und selig zu der hellgrünen Kuppel empor, geliebkost von leise zitternden Blättern und vom flimmernden Flügelschlag weißgelber Schmetterlinge.

Die Menschenlippen, die diese Luft einatmeten, waren schwellend und frisch, der Busen, den sie hob, jung und zart. Der Busen war zart und der Fuß war zart, die Taille schmal, der Wuchs schlank, und die ganze Gestalt hatte eine gewisse magere Kraft. Üppig war nur das reiche, dunkelgoldene Haar, das halb aufgebunden war und halb lose hinabhing; denn die kleine, dunkelblaue Samtmütze war hinuntergeglitten und hing an ihren zusammengeknüpften Kinnbändern wie eine kleine Mönchskapuze auf den Rücken hinab. Im übrigen war nichts Klösterliches an der Tracht; ein breiter leinener Umlegekragen fiel auf ein lavendelblaues Beiderwandskleid mit kurzen und weiten, geschlitzten Ärmeln; daraus quollen große Bauschärmel aus feiner, holländischer Leinwand hervor. Eine hochrote Schleife saß auf der Brust und hochrote Schleifen auf den Schuhen.

Sie ging mit den Händen auf dem Rücken und vorgebeugtem Kopf. Leichten, zierlichen Schrittes ging sie langsam die Allee hinauf; aber nicht geradeaus, sie ging im Zickzack; bald war sie nahe daran, gegen einen Baum auf der einen Seite zu stoßen, bald, zwischen den Bäumen auf der anderen Seite hinauszukommen. Mitunter stand

sie still, schüttelte sich das Haar von den Wangen und schaute zum Licht empor. Der gedämpfte Schimmer verlieh ihrem kindlich-weißen Antlitz einen mattgoldenen Ton, der die bläulichen Schatten unter den Augen weniger sichtbar werden ließ; die roten Lippen wurden purpurbraun und die großen blauen Augen fast schwarz. Sie war wirklich allerliebste: gerade Stirne, schwach gebogene Nase, kurze, scharf geschnittene Unterlippe, festes, rundes Kinn, feingerundete Wangen, ganz kleine Ohren und rein und scharf gezeichnete Brauen...

Sie ging und lächelte, leicht und gedankenlos, dachte an nichts und lächelte in Übereinstimmung mit allem um sie her. Sie kam ans Ende der Allee, blieb stehen und begann sich auf dem Absatz zu drehen, halb nach rechts und halb nach links, beständig mit den Händen auf dem Rücken, geraden Kopfes, den Blick aufwärts gewandt, und sie summte eintönig und abgebrochen im Takt mit ihren Schwingungen.

Dort lagen zwei graue Steinfliesen und bildeten Treppenstufen in den Garten hinunter, in den Garten und das grelle, weiße Sonnenlicht. Der wolkenlose, blaugetünchte Himmel blickte gerade in den Garten hinab, und das bißchen Schatten, das vorhanden war, hielt sich dicht an den Fuß der beschnittenen Buchsbaumhecke. Das Licht blendete die Augen, selbst die Hecke sprühte es mit scharfem, grellem Flimmern von ihren blanken Blättern. Das Zitronenkraut rankte sich in weißen Schnörkeln aus und ein, vor und zurück, um durstige Balsaminen, Boberellen, Goldlack und Nelken, die die Köpfe zusammensteckten wie Schafe auf offenem Felde. Die Erbsen und Bohnen drüben an der Lavendelrabatte drohten vor Hitze von den Stangen zu fallen, die Ringelblumen hatten sich in alles ergeben und starrten der Sonne gerade ins Gesicht, aber die Mohnblumen hatten ihre großen, roten Blütenblätter abgeworfen und standen mit kahlen Stengeln da.

Das Kind in der Lindenallee sprang die Stufen hinab und lief durch den sonnenheißen Garten, gesenkten Hauptes, wie man bei Regenwetter über einen Hof läuft. Es lenkte seine Schritte zu einem Dreieck von dunklen Taxusbäumen, huschte hinter ihnen herum und trat dann in die große Laube, die ein Überbleibsel aus der Zeit der Belows war. Ein weites Rund von Ulmen hatte man oben zusammengeflochten, so hoch man die Zweige erreichen konnte, und das Loch in der Mitte mit Latten und Sparren vergittert. Heckenrosen und Geißblatt wuchsen üppig in das Ulmenlaub empor und bildeten eine dichte Wand, aber auf der einen Seite waren sie eingegangen, und der Hopfen, den man nachgepflanzt, hatte die Ulmenzweige verkrüppeln lassen und das Loch nicht zu schließen vermocht.

Vor dem Eingang der Laube lagen zwei weiß angestrichene Seepferde; drinnen standen eine lange Holzbank und ein Tisch. Die Tischplatte war aus Stein; groß und oval war sie gewesen, aber der größte Teil lag in drei Stücken auf der Erde, nur ein kleineres viertes lag lose über der einen Ecke des Tischrahmens. Daran setzte sich das Kind, zog die Beine auf die Bank herauf, lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. Es schloß die Augen und saß ganz still; ein paar kleine Runzeln erschienen auf der Stirne, zuweilen bewegte es die Augenbrauen und lächelte leicht:

„In dem Gemach mit den roten Purpurdecken und dem vergoldeten Alkoven liegt Griseldis zu Füßen des Markgrafen, aber er stößt sie fort; soeben hat er sie vom warmen Lager emporgezerrt, jetzt öffnet er die kleine, rundbogige Türe, und die kalte Luft dringt auf die arme Griseldis ein, die weinend auf dem Boden liegt; und nichts ist zwischen dem kalten Nachthauch und ihrem warmen, weißen Leibe als das dünne, dünne Linnen. Aber er jagt sie hinaus und verschließt die Türe hinter ihr. Und sie preßt die nackte Schulter an

die kalte, glatte Türe und schluchzt; sie hört ihn drinnen weich auf dem Bodenteppich gehen, und durch das Schlüsselloch fällt der Strahl der duftenden Kerze und setzt sich wie eine kleine, runde Sonne auf ihre entblößte Brust. Und sie schleicht hinweg und geht die dunkle Marmortreppe hinab; hier ist es ganz still, sie hört nichts als den weichen Patschlaut ihrer nackten Füße auf den eisigen Stufen. Dann kommt sie ins Freie. Der Schnee ... nein, es regnet, es gießt, und das schwere, kalte Wasser plätschert auf ihre Schultern herab; das Linnen klebt fest an ihrem Leibe, und das Wasser trieft an ihren bloßen Beinen hinunter, und sie tritt mit den zarten Füßen in den weichen, kalten Schlamm, der unter ihrer Fußsohle zur Seite glitscht. Und der Wind ... die Büsche zerren an ihr und zerfetzen ihr Kleid, nein, sie hat ja kein Kleid an ... wie sie meinen braunen Unterrock zerrissen haben! – Es muß gewiß schon Nüsse im Fast-ruper Gehölz geben, all die Nüsse, die auf dem Markt in Viborg waren ... Gott weiß, ob Ane ihre Zahnschmerzen los ist ... Nein! Brunhilde! – das wilde Roß sprengt von dannen ... Brunhilde und Kriemhilde – Königin Kriemhilde winkt den Männern, wendet sich um und geht fort. Und sie schleppen Königin Brunhilde herbei, und ein gemeiner, schwarzer Kerl mit dicken, langen Armen, so einer wie Bertel im Zollhaus, packt ihren Gürtel und zerreißt ihn, und er zieht ihr den Überwurf und das Untergewand ab, und mit seinen schwarzen Fäusten streift er die Goldringe von den weißen, geschmeidigen Armen, und ein großer, halbnackter, brauner und zottiger Gesell legt seinen behaarten Arm um ihren Leib, und mit seinen plumpen, breiten Füßen tritt er ihr die Sandalen ab, und Bertel wickelt ihre langen, schwarzen Locken um seine Hand und schleppt sie fort, und sie folgt ihm mit vornüber gebeugtem Körper, und der Große legt seine schweißigen Handflächen auf ihren nackten Rücken und schiebt sie

vorwärts, vorwärts zu dem schwarzen, schnaubenden Hengst, und sie schleudern sie in den grauen Staub der Straße, und sie knüpfen den langen Schwanz des Pferdes um ihre Knöchel...'

Plötzlich kamen die Runzeln wieder und blieben lange da. Sie schüttelte den Kopf und sah immer mißmutiger aus; endlich öffnete sie die Augen, erhob sich halb und schaute sich müde und verdrossen um.

Die Mücken tanzten vor der Öffnung zwischen den Hopfenranken, und draußen vom Garten kam stoßweise der Duft von Krauseminze und Melisse, zuweilen auch von Dill und Anis. Eine kleine, närrische, gelbe Spinne lief kribbelnd über ihre Hand und veranlaßte sie, von der Bank aufzuspringen. Sie schritt zum Eingang und griff nach einer Rose, die oben im Laubgeflecht saß, aber sie konnte sie nicht erreichen. Dann ging sie hinaus und pflückte Heckenrosen; je mehr sie pflückte, desto eifriger wurde sie, und bald hatte sie den ganzen Rock voll. Sie trug sie in die Laube und setzte sich an den Tisch. Eine nach der andern nahm sie aus dem Schoße und legte sie dicht nebeneinander auf die Steinplatte, und bald war der Stein von einem blaßroten, duftenden Teppich verdeckt.

Die letzte Rose war genommen; sie glättete die Falten ihres Rockes; und die losen Blütenblätter und die grünen Blätter, die sich in den Wollfasern des Kleides festgesetzt hatten, strich sie ab und blieb dann mit den Händen im Schoß sitzen und betrachtete den Rosenflor.

Dieser Blumenfarbton, der sich im Licht und Schatten kräuselte, von Weiß, das errötet, bis zu Rot, das blaut, von feuchtem, fast schwerem Rosa bis zu einem so leichten Lila, daß es kommt und geht, als spiele es in der Luft! Jedes einzelne Blütenblatt lieblich gewölbt, weich im Schatten, aber im Lichte mit tausend kaum sichtbaren Funken und Flämmchen; mit all seinem holden Rosenblut in den Adern gesammelt und über die

Haut verstreut ... und dann der schwere, süße Duft, der treibende Brodem des roten Nektars, der auf dem Kelchgrund der Blume braut.

Schnell krepelte sie ihre Ärmel auf und tauchte die nackten Arme in die milde, feuchte Kühle der Rosen. Sie wühlte in den Rosen, die mit gelösten Blättern zur Erde flatterten, dann sprang sie auf und fegte mit einer Handbewegung alles, was auf dem Tische lag, hinweg und trat, ihre Ärmel zurechtzupfend, in den Garten hinaus. Mit glühenden Wangen und eiligen Schritten ging sie die Pfade hinab und hinan und folgte dann langsam dem Gartenwall zum Fahrweg hinauf. Dort war kurz vor der Einfahrt zum Hof ein Fuder Heu umgestürzt; mehrere Fuder hielten dahinter und konnten nicht von der Stelle. Der Großknecht prügelte den Kutscher mit einem braunen Stocke, dessen Politur in der Sonne glänzte.

Das Geräusch der Schläge machte einen unheimlichen Eindruck auf das Kind; es hielt sich die Ohren zu und ging schnell zum Hof hinauf. Die Kellertür zur Braustube stand offen; da schlüpfte es hinein* und schlug die Türe hinter sich zu.

Es war die vierzehnjährige Marie Grubbe, die Tochter des Herrn Erik Grubbe auf dem Rittergut Tjele.

★

Der blaue Schimmer der Dämmerung lag über Tjele. Der Tau war gefallen und hatte dem Heufahren ein Ende gemacht. Die Mägde des Hofes waren im Stalle und molken; die Knechte rumorten in Wagenschuppen und Geschirrkammer herum; die Fronbauern standen in Scharen vor dem Tor und warteten auf die Glocke, die sie zum Abendessen rief.

Am offenen Fenster stand Erik Grubbe und blickte über den Hofplatz; langsam kamen nacheinander die Pferde, ohne Halfter und Sielen, aus der Stalltür und

gingen zur Tränke; mitten auf dem Hofe stand ein Junge mit roter Mütze bei einem der Prellsteine und setzte neue Zinken in seine Harke, und drüben in einer Ecke jagten zwei junge Windhunde einander zwischen dem Holzpferd und dem großen Schleifstein.

Mit der Zeit kamen die Knechte immer öfter in den Stalltüren zum Vorschein, sahen sich um und zogen sich pfeifend oder trällernd zurück; eine Magd mit gefülltem Melkeimer stampfte mit hastigen, kurzen Schritten über den Hof, und die Fronbauern begannen sich durchs Tor hereinzudrängen, wie um die Abendbrotglocke zur Beschleunigung zu mahnen. Aus der Küche unten erklang ein stärkeres Rasseln und Klappern mit Eimern, Schüsseln und Holztellern, dann wurde die Glocke zweimal stark gezogen, und sie ließ ein paar heisere Töne erschallen, die bald in Holzschuhgeklapper und dem Geknarr von Türen erstarben. Dann war der Hof leer, nur die beiden Hunde standen da und bellten um die Wette zum Tor hinaus.

Erik Grubbe schloß das Fenster und ließ sich nachdenklich nieder. Er saß in der Winterstube. Sie benutzten sie winters wie sommers sowohl als Wohnstube wie als Eßstube, sie hielten sich fast nie in andern Zimmern auf. Es war ein geräumiges, zweifenstriges Gemach mit hohem Getäfel aus dunklem Eichenholz. Oben waren die Wände mit glasierten holländischen Kacheln bekleidet, deren weißer Grund mit großen blauen Rosen bemalt war. Der Kamin bestand aus gebrannten Ziegeln, eine Kommode war vor die Öffnung gestellt, sonst hätte es gezogen, sooft die Türen aufgemacht wurden. Ein polierter Eichentisch mit zwei großen, halbrunden Klappen, die fast bis zum Boden hinabhängen, ein paar hochlehnige Stühle mit Sitzen aus hartem, blankgescheuertem Leder und ein kleiner, grün angestrichener Schrank, der hoch oben an der Wand hing – sonst war nichts im Zimmer.

Während Erik Grubbe jetzt dort im Dunkeln saß, kam seine Haushälterin, Ane Jenstochter, mit einem Licht in der einen Hand und einem Krug kuhwarmer Milch in der andern herein. Den Krug stellte sie vor ihn hin, sie selbst setzte sich an den Tisch, das Licht vor sich, doch ließ sie den Leuchter nicht los, sondern drehte ihn mit ihrer großen, roten Hand, die von vielen Ringen und großen Steinen funkelte.

„Ach ja, ja, ja, ja!“ sagte sie, als sie Platz nahm.

„Was gibt’s?“ fragte Erik Grubbe und sah zu ihr hinüber.

„Na, man darf doch wohl seufzen, wenn man sich abgerackert hat, daß man fast den Verstand verliert.“

„Ja, rege Zeiten! – Die Leute müssen sich in den Sommertagen warm rennen, wenn sie im Winter warm sitzen wollen.“

„Ja, Ihr habt gut reden! – Alles hat seine Grenzen, und der König fährt schlecht, wenn er die Räder im Graben schleifen und die Stränge reißen läßt. Alles liegt auf mir allein; die Mägde taugen zu nichts; Liebschaftsgeschwätz und Dorfklatsch, ja, darauf verstehen sie sich; tun sie was, so machen sie’s verkehrt, und getan muß es doch werden, und zwar gründlich; aber wer immer dran glauben muß, das bin ich. Wulborg ist krank, und Stine und Buel, die Plumpsäcke, mühen sich ab, daß sie schwitzen, aber sie kommen ebensowenig vom Fleck. Man könnte doch auch ein bißchen Hilfe von Marie haben, wenn Ihr mit ihr sprechen wolltet, aber sie darf ja nichts anrühren, weder das eine noch das andere.“

„Nu, nu! Du schwatzest dir ja den Atem aus dem Leibe und die Zunge aus dem Munde. Klag mir nichts vor, klag dich lieber selber an! Hättest du im Winter Geduld mit Marie gehabt und sie freundlich angelernt und ihr gezeigt, wie man zugreift, so hättest du jetzt eine Hilfe an ihr; aber du hattest keine Geduld, du

warst heftig, und sie wurde trotzig. Ihr wart ja nahe daran, euch bei lebendigem Leibe zu zerreißen. Es verdient, meiner Treu, mehr als Dank, daß dem ein Ende gemacht wurde.“

„Ja gewiß! Nehmt Ihr nur Marie in Schutz, Ihr seid ja der Nächste dazu; aber verteidigt Ihr das Eure, so verteidige ich auch das meine, und ob Ihr mir's übel nehmt oder nicht, Ihr sollt wissen, daß mehr Hochmut in Marie steckt, als daß sie durch die Welt kommen kann. Der Fehler möchte zwar noch hingehen, doch sie ist schlecht – ja, Ihr sagt nein, aber sie ist schlecht; nie kann sie die kleine Ane in Ruh und Frieden lassen, nie! Sie stößt und zerrt und schimpft sie den lieben langen Tag; das arme Kind müßte wünschen, niemals geboren zu sein, und ich müßte das auch, und ich wünsche es, so traurig es ist. Ach, Gott erbarme sich unser in Seiner Gnade! Ihr behandelt Eure beiden Kinder nicht gleich; aber das versteht sich, das ist ganz recht; denn die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte, ja vierte Glied, und die Sünde der Mutter ebenfalls, und die kleine Ane ist nur ein Bankert – ja, ich sage es geradeheraus, sie ist ein Bankert, ein Bankert vor Gott und den Menschen! – Aber Ihr, ihr Vater, Ihr solltet Euch schämen, das solltet Ihr! Ja, das sag' ich, wenn Ihr auch Hand an mich legt wie am Michaelistag vor zwei Jahren! Ihr solltet Euch schämen, pfui, schämen solltet Ihr Euch; denn Ihr laßt Euer eigenes Kind fühlen, daß es in Sünden empfangen ist, Ihr laßt es das fühlen, Ihr sowohl wie Marie, Ihr laßt Ane und mich das fühlen, ja, und wenn Ihr mich schlägt, Ihr laßt sie das fühlen...“

Erik Grubbe sprang auf und stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden.

„Rad und Galgen! sag' ich, bist du denn ganz verrückt, Weib? – Du bist betrunken, hinaus mit dir! Leg dich ins Bett und schlaf deinen Rausch und deine

Galle aus! Du verdienst, daß ich dich hinter die Ohren schlage, du tolles Weib! – nein, kein Wort mehr! – Marie soll fort, morgen noch soll sie aus dem Hause – Frieden will ich haben in Friedenszeit!“

Ane schluchzte laut.

„Ach Gott, ach Gott! daß es dahin kommen muß! O die Schande! Mich des Trunkes zu beschuldigen! Bin ich jemals, seit wir uns kennen, und in der Zeit vorher, in der Küche mit benebeltem Kopf herumgegangen? Habt Ihr mich dummes Zeug schwatzen hören? An welchem Ort hättet Ihr mich betrunken liegen sehen? Das ist der Dank, den man davon hat! Meinen Rausch ausschlafen! Gebe Gott, daß ich für immer einschlief, gebe Gott, daß ich tot vor Euch hinfiel, da Ihr Spott und Schande über mich häuft...“

Die Hunde schlugen draußen auf dem Hofe an, und Hufschläge erklangen unter den Fenstern.

Ane trocknete sich schnell die Augen, und Erik Grubbe öffnete das Fenster und fragte, wer da sei.

„Ein reitender Bote aus Fovsing“, antwortete einer der Knechte.

„So halte sein Pferd und laß ihn hereinkommen!“ Und damit wurde das Fenster geschlossen.

Ane rückte sich auf dem Stuhle zurecht und beschattete die rotgeweinten Augen mit der Hand.

Der Bote, der alsbald eintrat, überbrachte einen freundschaftlichen Gruß vom Stiftsamtmanne Christian Skeel zu Fovsing und Odden, welcher melden ließ, er habe heute eine Stafette erhalten, daß am ersten Juni der Krieg erklärt worden wäre; deshalb sei es nötig, daß er aus verschiedenen Gründen nach Aarhus und von dort wahrscheinlich nach Kopenhagen reise; er lasse daher anfragen, ob Erik Grubbe ihn begleiten wolle, soweit die Umstände die Fahrt bestimmen würden: sie könnten dann jedenfalls die Angelegenheit beenden, die sie mit einigen Leuten in Aarhus hätten,

und was Kopenhagen betreffe, so wisse der Stiftsamt-
mann, daß Erik Grubbe dort übergenug Geschäfte
habe. Auf alle Fälle wolle er, Christian Skeel, gegen
vier Uhr nachmittags auf Tjele eintreffen.

Erik Grubbe antwortete darauf, er werde reisebereit
sein.

Mit diesem Bescheid ritt der Bote heim.

Jetzt sprachen Ane und Erik Grubbe lange darüber,
was während seiner Abwesenheit geschehen sollte; es
wurde auch bestimmt, daß Marie mit nach Kopen-
hagen reisen und dort ein oder zwei Jahre bei ihrer
Muhme Rigitze bleiben sollte.

Der nahe bevorstehende Abschied hatte sie beide ru-
higer gestimmt, aber der alte Hader wäre beinahe wie-
der aufgeflammt, als sie darauf zu reden kamen, was
Marie an Schmucksachen und Kleidern ihrer seligen
Mutter mitnehmen sollte; das wurde jedoch in Güte
geordnet, und Ane ging frühzeitig schlafen, da es wohl
erforderlich sein konnte, den folgenden Tag so lang
wie möglich zu machen.

Kurz darauf kündigten die Hunde abermals Fremde
an.

Diesmal war es jedoch kein anderer als der Pfarrer
der Gemeinde Tjele und Vinge, Herr Jens Jensen Pa-
ludan.

Mit einem: „Guten Abend alle zusammen!“ trat er
ins Zimmer.

Er war ein breitschultriger, starkknochiger Mann mit
langen Gliedern und gebeugtem Kopf; auch sein Rücken
war rund, sein Haar war dicht wie ein Krähen-
nest, graugesprenkelt und struppig, und sein Gesicht hatte
eine auffallend starke, gleichmäßige und zugleich reine,
blaßrote Farbe, die nicht gut zu den groben, knolligen
Gesichtszügen und den buschigen Brauen stimmte.

Erik Grubbe bat ihn, Platz zu nehmen, und fragte
ihn, wie es mit seiner Heuernte gehe. Das Gespräch

drehte sich dann eine Weile um die wichtigsten Feldarbeiten der Jahreszeit und erstarb in einem Seufzer über den schlechten Kornertrag des vergangenen Jahres.

Der Pfarrer schielte zu dem Krug hinüber und sagte dann: „Euer Wohlgeboren sind immer besonders mäßig! halten sich stets an natürliche Getränke. Das ist auch das gesündeste! Frisch gemolkene Milch ist eine gesegnete Gabe des Himmels, ja, ja, sowohl für einen schlechten Magen wie für eine schmale Brust.“

„Jawohl! Alle Gottesgaben sind gut, mögen sie für uns gemolken oder gezapft werden. Ihr sollt jetzt ein Faß echte Mumme kosten, die wir neulich von Viborg holen ließen. Sie ist sowohl gut als auch deutsch, obwohl ich keinen Zollstempel entdecken konnte.“

Bierkrüge und eine große Schnabelkanne aus Ebenholz, mit silbernen Ringen verziert, wurden hereingebracht.

Dann tranken sie einander zu.

„Heydenkamper! echtes, edles Heydenkamper!“ rief der Pfarrer mit einer vor Begeisterung und Rührung bebenden Stimme, und als er sich selig auf dem Stuhle zurücklehnte, hatte er fast Tränen in den Augen.

„Ihr seid ein Kenner, Herr Jens!“ schmunzelte Erik Grubbe.

„Ach was, Kenner, wir sind von gestern und wissen nichts“, murmelte der Pfarrer geistesabwesend. „Übrigens denke ich daran“, fuhr er mit erhobener Stimme fort, „ob es wohl seine Richtigkeit mit dem haben mag, was ich mir vom Brauhaus der Heydenkamps habe erzählen lassen. – Es war ein Freimeister, der mir's einmal drunten im Hannoverschen erzählte, damals, als ich mit Junker Jürgen auf Reisen war. Seht, er sagte, daß sie immer in einer Freitagnacht mit dem Brauen begannen; aber bevor jemand Hand an etwas legen dürfe, müsse er zum Altgesellen gehen, seine Hände auf die große Waage legen und bei Feuer und Blut und Wasser schwören, daß er keinen gehässigen und bö-

sen Gedanken trüge; denn das würde dem Bier schaden. Er erzählte auch, am Sonntagmorgen, wenn die Kirchenglocken zu läuten anfangen, machten sie alle Türen und Fenster und Luken auf, damit über das Bier geläutet würde; aber das Wichtigste geschehe, wenn das Bier zum Gären aufgestellt worden sei; dann komme der Meister selbst mit einer prächtigen Lade, aus der er schwere Goldringe und Ketten und kostbare Steine nehme, auf denen besondere Zeichen seien, und all das werde in das Bier gelegt, und man kann sich ja denken, daß so edle Kleinodien das Getränk an den heimlichen Kräften, die von Natur in ihnen sind, teilhaben lassen.“

„Ja, es ist nicht gut, etwas davon zu wissen“, meinte Erik Grubbe; „ich für mein Teil glaube mehr an den Braunschweiger Hopfen und die andern Würzkräuter, die sie dem Bier zusetzen.“

„Hm!“ sagte der Pfarrer ernst und schüttelte den Kopf, „das dürfen wir nicht behaupten; es ist gewißlich viel Verborgenes im Reiche der Natur. Jegliches Ding, sei es lebendig oder tot, hat sein Miraculum in sich, es bedarf nur der Geduld, um es zu suchen, und offener Augen, um es zu finden. – Ach, in alten Tagen, als es noch nicht so lange her war, daß Gott der Herr seine Hände von der Erde genommen hatte, da war jegliches Ding so von der Kraft Gottes erfüllt, daß Heilung und alles Gute, ewig und zeitlich, ihm entsprang; jetzt aber ist das Erdreich weder schön noch neu mehr und von den Sünden vieler Menschen entheiligt, jetzt machen sich solche Kräfte nur bei besonderen Gelegenheiten bemerkbar, zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten, wenn eigentümliche Himmelszeichen zu gewahren sind; das sagte ich auch vorhin zum Schmied, als wir über den schrecklichen Flammenschein sprachen, der in den letzten Nächten am halben Himmelsgewölbe zu sehen war. Übrigens kam gerade eine Stafette an uns vorbeigeritten – hierher, glaube ich?“

„So war es, Herr Jens.“

„Der Mann brachte doch wohl nur Gutes?“

„Er brachte die Nachricht, daß der Krieg nun erklärt ist.“

„Herr Jesus! aber nein! – Na, einmal mußte es ja dahin kommen.“

„Freilich; aber haben sie so lange gewartet, so hätten sie warten sollen, bis die Ernte unter Dach und Fach gebracht war.“

„Es sind vermutlich die Leute in Schonen, die es dahin getrieben haben; sie spüren noch das bittere Brennen vom letzten Kriege und hoffen, diesmal angenehmes Jucken zu spüren.“

„Oh, es sind nicht die Leute in Schonen allein, die Seeländer wollen immer Krieg, sie wissen wohl, daß sie nie behelligt werden – ja, es sind gute Zeiten für Schelme und Dummköpfe, wenn die Räte des Reiches allesamt toll sind ...“

„Man sagt zwar, daß der Marschall sich ungern dazu versteht.“

„Das glaube der Henker! – Es mag ja sein, aber es hilft wenig, in einem Ameisenhaufen Ruhe zu predigen. – Nun, Krieg haben wir also, und jetzt gilt's für jeden, das Seine zu schützen. Es gibt genug, worauf man zu achten hat.“

Das Gespräch kam dann auf die bevorstehende Reise, verweilte eine Zeitlang bei den schlechten Wegen, kehrte zu Tjele, zu Mastvieh und Stallfütterung zurück und schließlich wieder auf Reise und Reiseabenteuer. Sie hatten indessen keineswegs die Kanne vernachlässigt, das Bier war ihnen tüchtig zu Kopf gestiegen, und Erik Grubbe, der gerade von seiner Reise nach Ceylon und Ostindien mit der „Perle“ erzählte, hatte Mühe, sein eigenes Lachen zu überwinden, wenn ihm eine neue lustige Erinnerung einfiel.

Der Pfarrer wurde mit der Zeit immer ernster; er

hockte zusammengesunken auf dem Stuhle, aber zuweilen schüttelte er den Kopf, starrte grimmig vor sich hin und bewegte die Lippen, als spräche er. Dabei gestikulierte er eifriger und eifriger mit der einen Hand, bis er auf den Tisch schlug; dann sank er mit einem erschrockenen Blick auf Erik Grubbe wieder zusammen. Endlich, als Erik Grubbe sich bei der Schilderung eines über alle Maßen einfältigen Küchenjungen festgefahren hatte, gelang es dem Pfarrer, sich aufzurichten, und er begann mit dumpfer, feierlicher Stimme zu reden.

„Wahrlich“, sagte er, „wahrlich! ich werde es mit meinem Munde bezeugen – mit meinem Munde – daß Ihr ein Ärgernis und ein Gegenstand des Ärgernisses seid – es wäre Euch besser, Ihr würdet ins Meer geworfen – wahrlich, mit einem Mühlstein, und zwei Tonnen Malz – zwei Tonnen Malz seid Ihr mir schuldig, das bezeuge ich feierlich mit meinem Munde – zwei gehäufte Tonnen Malz in meinen eigenen neuen Säcken – denn es waren nicht meine Säcke – niemals in alle Ewigkeit – es waren Eure alten Säcke, und meine neuen, die behieltet Ihr – und es war verdorbenes Malz – wahrlich! Sehet die Ruchlosigkeit des Verderbens, und die Säcke gehören mir, und ich will’s Euch heimzahlen – das Urteil kommt mir zu, sage ich. – Zittert Ihr nicht auf Euren alten Beinen, Ihr altes Wackelgestell? – Christlich solltet Ihr leben – ist das christlich, mit Ane Jenstochter zu leben und sie einen christlichen Pfarrer prellen zu lassen? – Ihr seid – Ihr seid – ein – christliches Wackelgestell – jawohl!“

Erik Grubbe hatte anfangs bei der Rede des Pfarrers übers ganze Gesicht gelächelt und ihm freundschaftlich seine Hand über den Tisch entgegengestreckt; später stieß er mit dem Ellenbogen seitwärts, als wollte er einem unsichtbaren Hörer einen Rippenstoß versetzen, damit er sähe, wie köstlich betrunken der Pfarrer war; aber allmählich mußte er ein gewisses Verständnis für

die Rede bekommen haben, denn er wurde plötzlich kreideweiß im Gesicht, ergriff die Schnabelkanne und warf sie nach dem Pfarrer, der rücklings in den Stuhl sank und von da auf den Boden glitt. Er fiel jedoch nur vor Schreck um, denn die Kanne erreichte ihn nicht, sie blieb am Rande der Tischplatte liegen; der Inhalt floß über den ganzen Tisch und rann in kleinen Strömen auf den Boden und den Pfarrer hinab.

Das Licht war im Leuchter hinuntergebrannt und flackerte, so daß es bald hell im Zimmer war, bald so dunkel, daß die blaue Morgendämmerung durch die Fenster hereinschimmerte.

Immer noch sprach der Pfarrer. Den einen Augenblick war seine Stimme tief und drohend, den andern pfeifend und fast winselnd.

„Da sitzt Ihr in Gold und Purpur, und ich liege hier, und die Hunde lecken meine Wunden – und was legtet Ihr in Abrahams Schoß! – welches Opfer brachtet Ihr dar? – Ihr legtet kein einziges silbernes Achtschillingstück in den Schoß des christlichen Abrahams. – Und jetzt werdet Ihr schwer gepeinigt – doch keiner soll Eurethalben den Finger ins Wasser tauchen“, und er schlug mit der Hand in das verschüttete Bier, „aber ich wasche meine Hände – alle beide – ich habe Euch gewarnt – hihi! – da geht Ihr – ja, da geht Ihr in Sack und Asche – in meinen beiden neuen Säcken – Malz ...“

Er lallte noch eine Weile, dann sank er in Schlaf. Erik Grubbe unternahm währenddessen einen Versuch, sich zu rächen; er hielt sich krampfhaft an der Stuhllehne fest, machte sich lang und trat mit aller Kraft gegen das Tischbein, in der Hoffnung, daß es der Pfarrer wäre.

Bald regte sich nichts mehr, man hörte nur das Schnarchen der beiden alten Herren und das einförmige Plätschern des Bieres, das fort und fort von der Tischplatte tropfte.

Das Haus der Frau Rigitze Grubbe, der Witwe des seligen Hans Ulrik Gyldenlöve, lag an der Ecke der Östergade und Pilestræde.

Zu jener Zeit war die Östergade ein ziemlich aristokratischer Stadtteil; hier wohnten Mitglieder der Familien Trolle, Sehested, Rosenkrantz und Krag; Joachim Gersdorff wohnte neben Frau Rigitze, und in Carl van Manderns neuem, rotem Hause logierten gewöhnlich zwei oder mehr ausländische Residenten. Doch hatte nur die eine Seite der Straße so feine Anwohner; auf der Nikolaj-Seite waren die Häuser niedrig, und hier wohnten zumeist Handwerker, Krämer und Schiffsleute. Auch ein paar Wirtshäuser gab es dort.

Es war ein Sonntagvormittag anfangs September.

Am Giebelfenster von Frau Rigitzes Hause stand Marie Grubbe und sah hinaus: kein einziger Wagen. Keine Geschäftigkeit, lauter gemächliche Schritte und der langgezogene Ruf eines vereinzelt Austernverkäufers. Der Sonnenschein zitterte über Dächer und Straßenpflaster hinab, und alle Schatten zeichneten sich scharf und kräftig, fast gradlinig ab. Alles Ferne lag in einem leichten, rauchblauen Wärmenebel.

„Paßt au . . . f!“ – erscholl hinter ihr eine weibliche Stimme, die mit Geschick ein von vielem Kommandieren heiseres Organ nachahmte.

Marie drehte sich um.

Es war die Kammerzofe Lucie, die rief. Sie hatte eine Zeitlang still auf einem Tische gesessen und mit kritischem Blick ihre recht wohlgeformten Beine betrachtet. Dann war sie dessen müde geworden und hatte den Ruf ausgestoßen, und jetzt lachte sie aus voller Kehle und baumelte ausgelassen mit den Beinen.

Marie zuckte die Schultern und wollte sich mit einem

halb verdrossenen Lächeln wieder zum Fenster wenden, aber Lucie sprang vom Tisch hinunter, faßte sie um den Leib und zwang sie, sich auf einen kleinen Strohstuhl zu setzen, der daneben stand.

„Höre Sie, Fräulein!“ sagte sie, „weiß Sie was?“

„Nun?“

„Sie vergißt Ihren Brief zu schreiben, und um halb zwei kommen die Fremden, so daß Ihr kaum vier Stunden übrig bleiben. Weiß Sie, was ihnen vorgesetzt wird? Guldensuppe, Flundern und ein anderer flacher Fisch, gebratene Hühner mit brauner Ragoutsauce und Mansfelder Kuchen mit süßem Pflaumenmus. Fein ist das, aber fett wird man nicht davon. Der Liebste des Fräuleins kommt ja auch!“

„Ach was, Geschwätz!“ rief Marie ärgerlich.

„Gott bewahr uns! Es ist ja weder Aufgebot noch Verlobung, weil ich das sage. Ich kann aber nicht begreifen, Fräulein, daß Sie sich nicht mehr aus Ihrem Vetter macht! Er ist der schönste, lustigste Mann, den ich kenne! Was für Füße er hat! Und königliches Blut ist in ihm; das sieht man schon an seinen Händen, so klitzeklein sind sie! – ja, und als wären sie gemeißelt – und seine Nägel sind nicht größer als halbe Sechslinge, und so rot und rund. Nicht wahr, ein Paar Beine hat er aufzuweisen? Wie auf Stahlfedern kommt er geschritten – hei! Und seine Augen funkeln und blitzen . . .“

Sie schlang die Arme um Marie und küßte sie so stürmisch auf den Hals, daß das Kind errötete und sich ihrer Umarmung entwand.

Lucie warf sich aufs Bett und lachte wie eine Bessene.

„Wie du dich heute beträgst!“ rief Marie. „Wenn du so weitermachst, gehe ich hinunter.“

„Aber was in aller Welt! Man darf doch wohl einmal lustig sein. Es gibt wahrhaftig Trübes genug in der Welt. Ich habe mehr davon, als ich tragen kann. Ist

nicht mein Liebster in den Krieg gezogen und steht er nicht alles mögliche Schlimme und Böse aus? Es ist ein wahrer Jammer, daran zu denken. Wenn sie ihn nun tot oder zum Krüppel geschossen haben! Gott sei mir armem Mädchen gnädig, ich wäre dann nie wieder ein Mensch.“

Sie verbarg ihr Gesicht in den Bettkissen und schluchzte: „Ach nein, nein, nein, mein lieber, lieber Lorenz – ich werde dir treu, so treu sein, wenn nur der liebe Gott dich heil zu mir heimkehren läßt – ach, Fräulein, Fräulein, es ist wirklich nicht auszuhalten!“

Marie suchte sie mit Worten und Liebkosungen zu beschwichtigen. Allmählich brachte sie es dahin, daß Lucie sich aufrichtete und sich die Tränen abwischte.

„Jawohl, Fräulein“, sagte sie, „keiner weiß, wie schlimm es um mich bestellt ist. Man kann ja unmöglich immer so sein, wie man sollte. Und es hilft nichts, daß ich mir vornehme, mich gar nicht um all die jungen Burschen zu kümmern; kommen sie mit Lustigkeit und Komplimenten, ach, und wenn es mein Leben gälte, so könnte ich sie nicht wegbeißen und spröde gegen sie tun; es juckt mir auf der Zunge, ihnen zu antworten, und dann wird ja leicht mehr Schäkerei daraus, als ich, streng genommen, vor Lorenz verantworten kann. Aber wenn ich dann daran denke, welchen Gefahren er ausgesetzt ist; ach, so bereue ich's mehr, als eine Menschenseele sich vorstellen kann. Denn ich liebe ihn, Fräulein, und keinen andern als ihn, das darf Sie mir glauben. Ach! Wenn ich zu Bett gegangen bin und der Mond so hell in meine Kammer scheint, dann werde ich ein ganz anderer Mensch; mir wird so traurig zumute, und dann weine ich und weine, und es drückt mich hier oben im Halse, als müßte ich ersticken – ach, es ist eine Qual! Ich liege und wälze mich im Bett und bete zum lieben Gott und weiß kaum, um was ich bete, und zu-

weilen bin ich ganz verwirrt, und dann richte ich mich im Bett auf und halte mir den Kopf, und mir wird so schrecklich bange, daß ich vor Sehnsucht noch den Verstand verliere. – Aber, Herrgott, Fräulein! Sie weint ja; Sie sehnt sich doch nicht auch heimlich nach jemand, so jung Sie ist?“

Marie errötete und lächelte schwach; es lag etwas Schmeichelhaftes für sie in dem Gedanken, daß sie verliebt sein und sich sehnen könnte.

„Nein, nein!“ entgegnete sie; „aber was du sagst, klingt so traurig, es ist, als wäre alles in der Welt nur Kummer und Sorge.“

„Gewiß nicht! Bisweilen kommt auch anderes“, sagte Lucie und stand auf, da unten nach ihr gerufen wurde, und dann ging sie, Marie schelmisch zunickend, fort.

Marie seufzte, trat ans Fenster und blickte hinaus, hinunter auf den grünen, kühlen Sankt Nikolaj-Kirchhof, auf die roten Mauern der Kirche, hinüber zu dem Schlosse mit seinem grünen Kupferdach, hinweg über den Kriegshafen und die Seilerbahn, herum nach dem Osttor mit dem spitzen Turme und nach Hallandsaas mit seinen Gärten und Holzschuppen und mit dem bläulichen Sunde da draußen, der mit dem blauen Himmel verschwamm, unter welchem weiße, flockige Wolkenmassen langsam nach der Küste von Schonen zogen.

Drei Monate war sie jetzt in Kopenhagen. Als sie von daheim abgereist war, hatte sie geglaubt, daß das Leben in der Residenzstadt ganz anders sei als in Wirklichkeit. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, daß es hier noch einsamer sein könne als auf dem Tjeler Rittergut, wo sie doch einsam genug gelebt.

An ihrem Vater hatte sie nie Gesellschaft gehabt, er war immer so ganz er selbst, daß er niemals für andere etwas sein konnte; er wurde kein Vierzehnjähriger, wenn er mit einer Vierzehnjährigen sprach, und er wurde kein weibliches Wesen, weil er mit einem kleinen

Mädchen plauderte; er war immer über die Fünfzig hinaus und blieb stets Erik Grubbe.

Die Buhle des Vaters, die herrschte, als wäre sie die Frau im Hause, vermochte Marie nicht anzusehen, ohne daß alles, was an Stolz und Bitterkeit in ihr war, sofort wachgerufen wurde. Das ungeschliffene, herrschsüchtige Bauernweib hatte sie so oft verletzt und gequält, daß Marie nicht einmal den Schall ihrer Schritte hören konnte, ohne sich sogleich und fast unbewußt zu verhärten und trotzig und gehässig zu werden. Ihre Halbschwester, die kleine Ane, war kränklich und verzogen, Umstände, die sie keineswegs umgänglich machten; und dazu kam, daß die Mutter die Kleine bei Erik Grubbe immer gegen Marie auszuspielen suchte.

Was für Gesellschaft hatte sie also gehabt?

Ja, sie kannte jeden Weg und Steg im Bigumer Walde, jede Kuh, die auf der Wiese weidete, jeden Vogel auf dem Hühnerhof. Und der freundliche Gruß des Gesindes und der Bauern, wenn sie vorüberging, schien zu sagen: „Das Fräulein erleidet Unglimpf, und wir sehen es, wir sind darüber betrübt, und wir hegen dieselbe Gesinnung gegen das Weibsbild da oben wie Ihr.“

Aber in Kopenhagen?

Hier hatte sie Lucie, und sie mochte Lucie sehr gern, aber es war doch eine Dienerin; sie besaß Lucies ganzes Vertrauen und freute sich darüber und war dankbar dafür, allein Lucie besaß ihr Vertrauen nicht. Marie konnte ihrem Kummer vor ihr nicht Luft machen, sie wollte nicht, daß man zu ihr sagte, es sei traurig um sie bestellt; sie konnte unmöglich zugeben, daß eine dienende Person über ihre unglücklichen Familienverhältnisse sprach; nicht einmal über die Muhme wollte sie das leiseste Wort hören. Und doch liebte sie die Muhme gar nicht, hatte auch keine Ursache, sie zu lieben.

Rigitze Grubbe hegte die sehr strengen Ansichten der

Zeit über den Nutzen einer harten und wenig glimpflichen Erziehung und nahm sich vor, Marie dementprechend zu erziehen. Sie hatte keine Kinder, hatte auch keine gehabt, sie war daher eine äußerst ungeduldige Pflegemutter, dabei sehr unbeholfen, weil die Mutterliebe sie niemals die kleinen nützlichen Kunstgriffe gelehrt hatte, die für Kind und Lehrmeister das Vorwärtskommen so sehr erleichtern. Und doch – eine solche rauhe Erziehung hätte Marie vielleicht am dienlichsten sein können. Sie, deren Gemüt und Denkweise einerseits aus Mangel an wachsamer und fester Aufsicht nahezu verkrüppelt und andererseits durch unverständige und launenhafte Grausamkeit verstümmelt worden war, hätte es fast als Beruhigung und Linderung empfinden müssen, wenn jemand, der nichts anderes als Gutes für sie wollte, sie mit fester, beständiger Hand auf den richtigen Weg geführt hätte.

Aber sie wurde nicht auf diese Weise gelenkt.

Frau Rigitze hatte so viel mit Politik und Intrigen zu schaffen, verkehrte so viel in den Hofkreisen, daß sie halbe und ganze Tage vom Hause fort oder daheim so beschäftigt war, daß Marie mit sich und ihrer Zeit anfangen konnte, was sie wollte. Erübrigte Frau Rigitze dann endlich einen Augenblick für das Kind, so machte das eigene Versäumnis sie doppelt ungeduldig und doppelt streng. Das ganze Verhältnis mußte daher Marie als eine Ungereimtheit erscheinen und ihr beinahe die Vorstellung beibringen, daß sie ein Aschenbrödel sei, das alle haßten und niemand liebte.

Als sie jetzt am Fenster stand und über die Stadt hinausblickte, überkam sie dieses Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit; sie lehnte den Kopf an den Fensterahmen und starrte verloren zu den langsam dahinziehenden Wolken hinauf.

Sie verstand so gut das Traurige, das Lucie von der Sehnsucht gesagt hatte; es war, als brennte es in einem,

und man konnte nichts anderes tun, als es brennen lassen, wie es wollte; sie kannte das so gut. – Was sollte daraus werden? Der eine Tag wie der andere – nichts, nichts, nie etwas, worüber man sich freuen durfte. Konnte das so weitergehen? – Ja, noch lange! – Auch wenn man sechzehn Jahre alt geworden war? – Es ging doch nicht bei allen Menschen so weiter; es war doch unmöglich, daß sie noch immer die Kinderhaube trug, wenn sie sechzehn Jahre alt war! Das hatte Schwester Ane Marie doch auch nicht getan; – sie war jetzt verheiratet. Marie erinnerte sich so deutlich an all den Lärm und die Lustigkeit bei der Hochzeit, noch lange nachdem sie zu Bett geschickt worden war – und an die Musik. – Sie konnte sich ja auch verheiraten. – Aber mit wem? Vielleicht mit dem Bruder ihres Schwagers. Er war freilich schrecklich häßlich; aber wenn es sein mußte . . . Darauf konnte sie sich unmöglich freuen. Was gab es eigentlich in der Welt, worauf man sich freuen konnte? Gab es etwas? – Nichts, soweit sie sehen konnte.

Sie trat vom Fenster zurück, setzte sich nachdenklich an den Tisch und begann zu schreiben:

„Meinen gar freundlichen Gruß vorerst im Namen des Herrn, liebe Ane Marie, gute Schwester und Freundin, Gott behüte Dich allezeit und sei bedankt für alles Gute. Ich schreibe Dir, um Dir nachträglich Glück zu wünschen, sintemal Deine Niederkunft glücklich gewesen ist und Du jetzt munter und bei guter Gesundheit bist. Liebe Schwester, mir geht es gut und bin wohl und munter. Die Muhme lebt ja unter den Großen, und hier sind oft viele Gäste, die meisten sind Kavaliers vom Hofe, und außer einigen alten Frauen kommen nur Mannsleute. Viele unter ihnen haben unsere selige Mutter gekannt und rühmen sie wegen ihrer Schönheit und sonstiger Dinge. Ich sitze immer mit den Fremden zu Tisch, allein keiner spricht mit mir außer Ulrik

Frederik, wovon ich lieber verschont wäre, sintemal er stets mehr für Schikane und Raillerie ist als für vernünftige Konversation. Er ist noch sehr jung und hat nicht den besten Ruf; er besucht gern Herbergen und Bierstuben und dergleichen. Nun weiß ich kaum etwas anderes Neues, als daß wir heute Gesellschaft haben und daß er mit dabei ist. Jedesmal so ich Französisch spreche, lacht er und sagt, es sei hundert Jahre alt, was ja auch wohl der Fall sein kann, sintemal Herr Jens noch sehr jung war, als er auf Reisen ging. Ansonsten erteilt er mir recht viel Lob, dieweil ich es so gut zusammensetzen kann; er sagt, keine Hofdame könne es besser, aber ich glaube, das sind Komplimente, und ich kümmere mich nicht darum. Seit geraumer Zeit habe ich von Tjele nichts vernommen. Die Muhme schimpft und schilt jedesmal, wenn sie von der Enormität spricht, in der unser lieber Vater lebt mit einem Frauenzimmer von so niedriger Extraktion. Ich kränke mich oft darüber, was jedoch nichts nützt. Lasse Styge diesen Brief nicht sehen, aber grüße ihn von Herzen.

September 1657.

Deine liebe Schwester

Marie Grubbe.

Der wohlgeborenen Frau Ane Marie Grubbe, Gemahlin Styge Högs auf Gjordslev, meiner guten Freundin und Schwester, freundlichst zugeschrieben.“

★

Man hatte sich von der Tafel erhoben und war in den Saal hinübergangen, wo Lucie das Goldwasser herumreichte. Marie hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen und war halb versteckt hinter dem faltigen Vorhang. Ulrik Frederik ging zu ihr hin, verneigte sich übertrieben ehrerbietig vor ihr und sagte mit einer äußerst ernsthaften Miene, es tue ihm leid, daß er bei Tische so weit weg von Mademoiselle gesessen habe.

Während er so sprach, legte er seine kleine braune Hand auf das Fensterbrett. Marie blickte darauf und wurde rot wie tropfendes Blut.

„Pardon, Mademoiselle! Ich sehe, Ihr werdet ganz rot vor Zorn, daß ich mir erlaube, Euch meine schuldigst untertänige Reverenz zu machen. Es ist wohl auch zu kühn, zu fragen, womit ich so unglücklich gewesen bin, Euch zu erzürnen?“

„Ich bin gewiß weder erzürnt noch rot.“

„Es gefällt Euch, diese Farbe weiß zu nennen? Bien! Es sollte mich nur verlangen, zu wissen, welchen Namen Ihr der Farbe der sogenannten roten Rose gebt.“

„Aber könnt Ihr denn nie ein vernünftiges Wort reden?“

„Hm – laßt sehen! – ja, ich muß bekennen, es ist mir wirklich schon vorgekommen – aber nur selten –

Doch Chloe, Chloe, zürne nicht!
Toll brennet deiner Augen Licht
Mich wie das Hundgestirn die Hunde,
Und Worte schäumen mir vom Munde,
Dem Geifer gleich der Wasserscheu...“

„Ja, das mögt Ihr wohl sagen!“

„Ach, Mademoiselle, Ihr wißt nur wenig von Amors Macht! Werdet Ihr's glauben? Es gibt Nächte, wo ich liebeskrank zum Silkehof hinabschleiche und mich über die Mauer von Christen Skeels Garten schwinge. Dort stehe ich wie eine Statue zwischen duftenden Rosen und Levkojen und starre zum Fenster Eurer Kammer empor, bis die zarte Aurora mit ihren rosigen Fingern meine Locken streift.“

„Ah, Monsieur! mich dünkt, Ihr habt Euch im Namen geirrt, als Ihr Amor nanntet; Evan hättet Ihr füglich sagen sollen; und es mag wohl sein, daß man sich leicht verirrt, wenn man bei nächtlicher Weile umherschweift, denn mitnichten standet Ihr in Skeels Garten, Ihr waret bei ‚Mogens in Cappadocia‘ unter Rö-

mern und Bouteillen, und habt Ihr Euch nicht regen können und seid still wie eine Statue gewesen, so waren es nimmermehr Liebesgedanken, welche bewirkten, daß Ihr Eure Beine nicht rühren konntet.“

„Ihr tut mir höchlichst Unrecht; trifft es sich gelegentlich einmal, daß ich in das Haus eines Weinküpers komme, so geschieht es nicht des Pläsiers und der Lustigkeit halber, sondern einzig und allein, um den nagenden Kummer, der mich verzehrt, zu vergessen.“

„Ah!“

„Ihr traut mir nicht, Ihr habt keinen Glauben an die Beständigkeit meiner Liebe. – Himmel! Seht Ihr dort das östliche Schalloch auf Sankt Nikolaj? Drei ganze Tage habe ich dort gegessen und auf Euer holdes Antlitz geschaut, während Ihr an Eurem Stickrahmen saßet.“

„Wie schlecht Ihr seid! Ihr könnt fast nie den Mund aufthun, ohne daß man Euch auf loser Rede ertappt; nie habe ich auf der Nikolaj-Seite an meinem Stickrahmen gegessen. Kennt Ihr den Vers:

Die Nacht ringsum in Schwärze hing,
Als der Mann einmal den Kobold fing.
Zum Kobold sprach alsdann der Mann:
„Willst frei du sein, so sag mir an,
Soll ich dich lassen in dein Reich,
So lehre du mich alsogleich,
Doch sonder Lug und Trug und List,
Das Wahrste von allem, so kund dir ist.“
„Hör“, sagte der Kobold und sonst kein Wort.
Der Mann gab ihn frei, und der Kobold war fort.
Keiner auf Erden darf jemals sagen,
Daß der Kobold eine Lüge hat vorgetragen.“

Ulrik Frederik verneigte sich ehrerbietig vor ihr und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Sie blickte ihm nach, während er über den Fußboden schritt; sein Gang war wirklich schön; seine seidenen Strümpfe schimmerten weiß und saßen so stramm,

hatten weder Bruch noch Falte; so schön war das Fesselgelenk und der lange, schmale Schuh – es war so ergötzlich, ihn zu betrachten. Sie hatte nie zuvor bemerkt, daß er eine kleine rosenrote Narbe an der Stirne hatte.

Sie sah verstohlen auf ihre Hände nieder und verzog ein wenig den Mund – es schien ihr, als wären die Finger zu kurz.

Der Winter kam. Es wurden harte Zeiten für die Tiere des Waldes und die Vögel des Feldes; es ward eine ärmliche Weihnacht innerhalb der lehmverstrichenen Wände und der Schiffsspanten. Der Weststrand war mit Wracken übersät; dort sah man vereiste Rümpfe, zersplitterte Masten, morsche Boote und tote Schiffe. Schätze lagen dort und schwammen in der Brandung, wurden zu Trümmern zerrieben und zermalmt, versanken, trieben fort oder wurden im Sande begraben; denn Sturm und wilde See und tödliche Kälte hielten an, so daß Menschenhände sich ihrer nicht bemächtigen konnten. Himmel und Erde verschmolzen in eins bei dem stiebenden Frostschnee; er drang durch undichtes Fachwerk und zerbrochene Luken zu Armut und Lumpen, zwängte sich unter Dachfirsten und Türen zum Wohlstand und zu verbrämten Mänteln hinein. Bettler und verirrt Wanderer erfroren in Gräben und an Deichen, wo sie Zuflucht gesucht, der arme Mann starb vor Kälte auf seinem Strohlager, und dem Vieh des Wohlhabenden erging es kaum besser.

Dann legte sich der Sturm, und ein stiller, klingender Frost stellte sich ein. Es wurden teure Zeiten für alle Reiche und Länder, Winterbuße folgte der Sommertheit – das schwedische Heer setzte über die dänischen Gewässer.

Dann kam der Friede. Dann kam der Frühling mit hellem Laub und hellem Wetter, aber die seeländischen Burschen ritten in diesem Jahre nicht maiengeschnückt zur Stadt; allenthalben wimmelte es von schwedischen Soldaten; es herrschte Friede, aber gleichwohl waren die Lasten des Krieges zu tragen, und der Friede sah nicht danach aus, als würde er lange leben.

Das tat er auch nicht.

Als das Mailaub unter der Glut der Sommersonne dunkel und hart geworden war, zog der Schwede gegen die Wälle Kopenhagens heran.

★

Am zweiten Sonntag im August verbreitete sich während des Nachmittags-Gottesdienstes plötzlich das Gerücht, daß der Schwede auf Kors gelandet sei.

Als bald wimmelte es in allen Gassen. Die Leute gingen ruhig und gesetzt einher, aber sie redeten viel; sie schwatzten alle durcheinander, der Klang ihrer Stimmen und Schritte vereinigte sich zu einem starken, summenenden Tone, der niemals lauter, niemals leiser ward, auch nicht aufhörte, sondern anhielt – mit einer seltsam drückenden Einförmigkeit anhielt.

Das Gerücht drang mitten während der Predigt in die Kirche. Mit einem hastigen, atemlosen Flüstern sprang es vom hintersten Kirchenstuhl zu einem, der im zweiten saß, zu dreien im dritten, vorüber an einem allein sitzenden Greis im vierten, zu den Insassen des fünften und weiter bis zum äußersten Ende. Die Leute in der Mitte drehten sich zu den hinter ihnen Sitzenden um und nickten bedeutungsvoll; am oberen Ende standen einzelne auf und spähten nach dem Ausgang. – Bald darauf blickte kein Gesicht mehr zum Pfarrer empor; alle saßen gesenkten Hauptes, wie um ihre Gedanken auf die Worte der Predigt zu sammeln, aber sie tuschelten miteinander, hielten wohl einmal inne, horchten einen Augenblick gespannt auf den Geistlichen, um zu mutmaßen, wie weit es noch bis zum Schlusse sei – dann flüsterten sie weiter. Das dumpfe Geräusch der Menschenmasse draußen auf der Straße war deutlich zu hören, wurde unerträglich zu hören; die Kirchgänger begannen mit geschäftiger Hast die Gesangbücher heimlich in die Tasche zu stecken.

„Amen!“

Alle Gesichter blickten zum Geistlichen empor.

Während des allgemeinen Teiles des Kirchengebets dachten alle, ob der Pfarrer wohl etwas wisse. Dann wurde für das Königshaus gebetet, für die Reichsräte und den niederen Adel, für alle, die ein hohes Amt verwalteten, und da waren viele, die Tränen in den Augen hatten; als aber der folgende Teil des Gebets kam, begannen einige zu schluchzen, und leise, doch vernehmlich klang es von hundert Lippen: „Gott wende ferner in seiner Milde von diesen Landen und Reichen Krieg und Blutvergießen, Pestilenz und jähren Tod, Hunger und Teuerung, Sturm und Unwetter, Wassers- und Feuersnot ab, auf daß wir auch für solche väterliche Gnade Seinen heiligen Namen loben und preisen mögen!“

Ehe der Gesang noch zu Ende war, hatte sich die Kirche schon geleert, nur die Töne der Orgel erklangen.



Am folgenden Tage hatten die Volksmassen, die wieder auf den Beinen waren, ein bestimmtes Ziel erhalten, dem sie zusteuern konnten; denn die schwedische Flotte hatte in der Nacht vor der Insel Drag Anker geworfen. Die Unruhe der Leute war jedoch an diesem Tage weniger groß, vermutlich weil es allgemein bekannt geworden, daß zwei der Reichsräte hinausgefahren waren, um mit dem Feinde zu unterhandeln, und, wie es hieß: mit so weitgehender Vollmacht, daß es zum Frieden führen müsse. Als aber die Räte am Dienstag mit dem Bescheid zurückgekehrt waren, daß kein Friede zu erlangen sei, erfolgte ein jähren und gewaltsamer Umschlag.

Man sah nicht mehr Scharen gesetzter Bürger, die durch große und gefährliche Nachrichten aufgescheucht waren. Es war ein ganzer Malstrom seltsamer Gestalten, desgleichen man niemals innerhalb der Stadtwälle

erblickt hatte, und die gar nicht aussahen, als wohnten sie in diesen ruhigen, nüchternen Häusern mit ihren vielen Zeichen aller möglichen gleichförmigen und alltäglichen Beschäftigung. Diese Leidenschaftlichkeit in Schoßröcken und Fräcken! Dieser Höllenlärm von diesen ernstesten Lippen, und solche heftigen Gebärden mit diesen Armen in den engen Rockärmeln! Keiner will allein sein, keiner will drinnen bleiben; da stehen sie mitten auf der Straße mit ihrer Angst und Verzweiflung, mit ihrem Jammern und ihren Tränen.

Seht den stattlichen alten Mann mit dem entblößten Haupte und den blutunterlaufenen Augen; er kehrt sein aschfahles Gesicht gegen die Mauer und hämmert mit den geballten Händen auf sie los! Hört die Verwünschungen des dicken Schinders über die Reichsräte und diesen unseligen Krieg! Fühlt, wie das Blut in den Wangen jenes jungen Mannes erglüht vor Haß gegen den Feind, der alle Schrecknisse mit sich bringen wird, die der Jüngling jetzt schon im Geiste durchlitten hat!

Wie sie brüllen vor Wut darüber, daß sie so ohnmächtig sind, und Gott im Himmel, was für Gebete, was für wahnwitzige Gebete!

Die Wagen halten mitten auf der Straße, die Mägde stellen ihre Körbe und Eimer auf Gerämsen und in Torwege, und da und dort kommen einzelne hastig aus den Häusern, in ihren besten Kleidern, die Gesichter vor Anstrengung gerötet, und sie sehen sich erstaunt um, blicken an sich selbst nieder, rennen zwischen den Leuten umher und schwatzen eifrig, um die Aufmerksamkeit von ihrem geputzten Aussehen abzulenken. Worauf sinnen sie? und woher kommen alle diese zerlumpten, betrunkenen Mannsleute? Es wimmelt von ihnen, sie taumeln und schreien, zanken und fallen um, sie sitzen auf den Treppenstufen und übergeben sich, sie lachen laut, jagen hinter den Frauenzimmern her und wollen sich mit den Männern prügeln.

Es war der erste Schreck – der Schreck des Instinktes. Nachmittags war er vorüber. Man war an die Wälle kommandiert worden, hatte mit Festtagskräften gearbeitet, hatte unter dem Spaten Gräben sich vertiefen und Brustwehren sich erhöhen sehen; Soldaten waren vorübergezogen; Handwerksburschen, Studenten und die Diener der Edelleute hielten Wache mit allerlei seltsamen Waffen; Kanonen waren aufgefahren, der König war über den Wall geritten, und man wußte, er werde dableiben – es war Vernunft in den Dingen, man wurde selbst wieder vernünftig.



Tags darauf wurde gegen Nachmittag die Vorstadt vor dem Westtor in Brand gesteckt. Der Brandgeruch trieb in die Stadt herein und beunruhigte die Leute, und als es in der Dämmerung, während das Feuer seinen roten Schein über die wettergrauen Mauern des Frauenturms warf und auf den goldenen Kugeln an der Spitze des Petrikirchturms spielte, hieß, der Feind rücke über die Höhen von Valby heran, da ging es wie ein banger Seufzer durch die ganze Stadt. In allen Straßen, Gängen und Gäßchen erscholl es angstvoll und beklommen: „Die Schweden, die Schweden!“ Knaben liefen durch die Stadt und riefen es mit gellender Stimme, Leute stürzten an die Türen und starrten ängstlich gen Westen, die Läden wurden geschlossen, die Eisenkrämer packten hastig ihren Krempel ein; es war, als erwarteten die biederer Leute, daß das gewaltige Heer des Feindes sofort die Stadt überschwemmen würde.

Längs des Walles und in den anstoßenden Straßen war es schwarz von Menschen, die nach dem Feuer starrten; doch waren auch viele an Stellen versammelt, wo man nichts von dem Brande sehen konnte; so am

Löngang und an der Vandkunst. Man sprach dort von vielerlei: zuvörderst und vor allem, wann die Schweden ihren Angriff beginnen würden: heute nacht oder erst morgen?

Geert Pyper, der Färber von der Vandkunst, meinte, es werde gleich losgehen, sobald sie sich nach dem Marsche geordnet hätten. Weshalb sollten sie zögern?

Der isländische Kaufmann Erik Lauritzen drüben aus der Farvergade meinte, es sei doch ein zu gewagtes Stück, bei Nacht und Nebel eine fremde Stadt anzugreifen, bei der man kaum wisse, was Land und was Wasser sei.

„Wasser!“ krächzte der Färber Geert; „wollte Gott, wir wüßten selber nur halb so gut Bescheid mit unseren Einrichtungen wie der Schwede! Sprecht mir nicht davon! Er hat seine Spione, sag’ ich, wo man es am wenigsten glauben sollte. Ja! Das wissen Bürgermeister und Rat auch sehr gut, denn seit früher Morgenstunde sind die Schergen in allen Hütten und Häusern gewesen, um seine Spione herauszufinden; aber seht einmal, ob Ihr sie erwischt! Der Schwede ist geschickt, sag’ ich, besonders in dem Geschäft; das ist eine natürliche Anlage; ich weiß das ja von mir selber – es ist jetzt wohl an die zehn Jahre her; ich vergesse ihm den Schabernack nie... Indigofarbe, müßt Ihr wissen, die macht schwarz, und die macht dunkelblau, und die macht hellblau, je nachdem die Lösung ist; aufs Beizen kommt es an. Brühen und den Farbkessel zurechtmachen, das kann jeder Lehrbursche, dabei kommt’s nur auf die Handgriffe an, aber beizen! – richtig beizen – das ist eine Kunst. Beizt man zu stark, so verbrennt man das Garn oder das Zeug oder was es sein mag, und es wird mürbe in allen Fäden, und beizt man zu schwach, so hält die Farbe nicht, und wollte man auch mit dem allerteuersten Blauholz färben. Seht, darum ist das Beizen auch ein versiegeltes Geheimnis, das man niemand

mitteilt, wohl dem eigenen Sohne, aber niemals den Gesellen. Nein ...“

„Jawohl, Meister Geert“, sagte der Kaufmann, „wohl, sehr wohl!“

„Nun“, fuhr der Färber fort, „was ich erzählen wollte ... da hatte ich vor zehn Jahren mal einen Burschen, dessen Mutter ein schwedisches Weibsbild war, und der hatte sich vorgenommen, dahinterzukommen, was das für eine Beize ist, die ich zum Zimtbraun verwende. Aber dieweil ich die Beize immer bei verschlossenen Türen abwäge, war die Sache nicht so leicht zu bewerkstelligen. Worauf glaubt Ihr nun, verfällt der Teufelsbube? Hört nur! Es ist so schlimm mit den großen Ratten dort bei der Vandkunst, sie zernagen uns Wolle und Baumwollgarn, und derothalben hängen wir immer das, was uns zum Färben gebracht wird, in großen Segeltuchsäcken unter der Decke auf. Kriegt er nun nicht, der Satansbraten, einen von den Lehrjungen dazu, ihn in einen der Säcke hinaufzuhissen, und – ich komme hinein und wäge und mische und mache zurecht und bin halb fertig damit, da trifft es sich so glücklich, daß der Krampf ihm da oben im Sacke das eine Bein packt, und er fängt an zu zappeln und zu schreien, ich soll ihm hinunterhelfen ... na, ob ich ihm half! Tod und Teufel! aber es war auch ein rechter Kannillenstreich, den er mir da gespielt hatte, ja, ja, ja! und so sind sie allesamt, die Schweden, man kann ihnen nicht über den Weg trauen!“

„Ja, darin habt Ihr ganz recht; es sind gar schlechte Leute, die Schweden“, sagte Erik Lauritzen. „Zu Hause haben sie nichts zu beißen und zu brechen, und kommen sie dann einmal hinaus, so hören sie nicht auf zu schlemmen und zu prassen; sie sind gerade wie Armenhauskinder, sie essen sowohl für den gegenwärtigen Hunger wie für den künftigen und den vergangenen dazu. Stehlen und raffen, das können sie besser als

Rabengezücht und Lumpengesindel; und so mordlustig sind sie! Nicht umsonst sagt man: Er ist leicht mit dem Messer bei der Hand wie der schwedische Lasse.“

„Und so leichtfertig!“ fiel der Färber ein. „Es soll ja nie vorkommen, daß der Schinder ein Weibsbild zur Stadt hinauspeitscht, ohne daß man, wenn man sich erkundigt, was für eine Kreatur es ist, die Antwort erhält, es sei eine schwedische Dirne.“

„Ja, das Blut der Menschen ist so verschieden und das der Tiere ebenfalls. Und der Schwede ist unter den Menschen, was die Meerkatze unter dem unvernünftigen Vieh; es ist solche unzüchtige Brunst und solch hastige Glut in seinen Lebenssäften, daß die natürliche Vernünftigkeit, mit welcher Gott ja alle Menschenkinder beschenkt hat, seine argen Triebe und sündigen Begierden nicht zu zügeln vermag.“

Der Färber nickte ein paarmal zu den Reden des Kaufmanns und sagte dann: „Richtig, Erik Lauritzen, richtig! Der Schwede ist von einer eigenen und absonderlichen Natur, anders als wir andern Menschen. Ich kann allemal riechen, wenn eine fremdländische Person zu mir in den Laden tritt, ob es ein Schwede oder sonst ein Mensch von anderem Schlage ist. Der Schwede hat solch einen scharfen Geruch an sich wie Ziegenböcke oder Fischlake. Ich habe oft meine eigenen Gedanken dabei gehabt, aber es ist, wie Ihr es auslegt, es sind Dünste seiner hitzigen und bestialischen Säfte, jawohl.“

„Es ist doch auch kein Wunder“, bemerkte eine alte Frau, die neben ihm stand, „wenn Schweden und Türken anders riechen als Christenmenschen.“

„Ach, was Sie da schwatzt, Mette Senfhökerin“, unterbrach sie der Färber; „glaubt Sie, der Schwede sei kein Christenmensch?“

„Ihr könnt sie ja Christen nennen, Färber Geert, wenn's Euch gefällt; aber Finnen und Heiden und Zauberer sind nach meiner Postille nie Christenmen-

schen gewesen, und es ist doch so wahr wie Gold, daß es zu Lebzeiten des hochseligen König Christian, damals als der Schwede in Jütland lag, also zugeing, daß ein ganzes Regiment in einer Neumondnacht, als es im besten Marschieren war und es gerade Mitternacht schlug, auseinanderrannte wie Werwölfe und derlei Teufelszeug und heulend umherlief durch alle Wälder und Moore und Unheil anrichtete unter Menschen und Vieh.“

„Aber sie besuchen doch Sonntags die Kirche, das weiß ich, und haben Pfarrer und Küster genau wie wir.“

„Ja, wenn ich mir das weismachen ließe! Die Kirche besucht, das Teufelspack wohl so, wie die Hexen zum Nachmittags-Gottesdienst fahren, wenn der Böse Johannis-Mette auf dem Hexentanzplatz hält. Nein, sie sind verhext, und sie sind kugelfest; ihnen schadet weder Kugel noch Blei, und die meisten von ihnen haben einen bösen Blick, oder weshalb haben sonst jedesmal die Pocken gewütet, wenn die höllischen Gesellen ihre vermaledeiten Füße hier ans Land setzten? Antwortet mir darauf, Meister Färber! Antwortet mir darauf, so Ihr könnt!“

Der Färber schickte sich eben zur Antwort an, als Erik Lauritzen, der eine Weile dagestanden und sich unruhig umgeblickt hatte, rief: „Still, still, Geert Pyper, was ist das wohl für eine Person, die da drüben wie ein Prediger spricht und so dicht von den Leuten umdrängt wird?“

Sie eilten zu dem Schwarme hin, und inzwischen berichtete Färber Geert, daß es, wie ihn bedünke, ein gewisser Jesper Kiim sei, der die Predigt in der Heiligen-geistkirche gehalten habe, der aber, wie er gelahrte Männer habe sagen hören, nicht so rechthgläubig sei, wie es seiner Seligkeit und geistlichen Karriere dienlich wäre.

Es war ein kleiner, bulldoggenhafter Mann von etwa dreißig Jahren mit langem, glattem und schwarzem Haar, breitem Gesicht, dicker, kleiner Nase, lebhaften braunen Augen und roten Lippen. Er stand auf der obersten Stufe einer Haustreppe, gestikulierte stark und sprach rasch und feurig, aber ziemlich rauh und lispelnd:

„Im sechszwanzigsten Kapitel“, sagte er, „schreibt der Evangelist Matthäus, Vers 51 bis 54, also: Und siehe, einer von denen, die mit Jesu waren, streckte die Hand aus und zog sein Schwert, schlug nach des Hohenpriesters Knecht und hieb ihm ein Ohr ab. Da sprach Jesus zu ihm: ‚Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen. Oder meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschicke mehr denn zwölf Legionen Engel? Wie würde aber die Schrift erfüllet? Es muß so kommen.‘

„Ja, liebe Landsleute, es muß so kommen. – Jetzt liegt vor den niedrigen Wällen und schwachen Befestigungen dieser Stadt ein allmächtiger Haufe wohlgerüsteter Kriegsleute, und ihr König und Heerführer hat seinen Mund aufgetan und Order und Befehl an sie ergehen lassen, daß sie mit Feuer und Schwert, mit Berennung und Belagerung sich diese Stadt und alles, so darinnen ist, untertan und gänzlich zu eigen machen.

„Und die, so in der Stadt sind und ihre Wohlfahrt bedräuert und ihren Ruin grausamlich beschlossen sehen, die legen Waffen an, bringen Feuermörser und anderes schädliches Kriegsgerät auf die Wälle, und sie reden einander zu und sprechen: Geziemet es uns nicht, mit brennender Lohe und blankem Schwert dem Friedensstörer aufs Fell zu rücken, der uns ganz und gar verheeren will? Wozu hat Gott im Himmel Mut und Furchtlosigkeit in der Brust des Menschen erweckt, wenn nicht, um solch einem Feinde zu widerstehen und ihn zu verderben? Und wie der Apostel Petrus ziehen

sie ihr Schwert und wollen plötzlich Malchus das Ohr abhauen. Aber Jesus spricht: „Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen.“ Wohl mag solches für die Unvernunft des Zornigen wie eine wunderliche Rede klingen und der Blindheit des Haßerfüllten Torheit scheinen. Aber das Wort ist nicht wie der Schall einer Drommete bloß zu hören; – gleichwie ein Schiffsraum, der mit vielen nützlichen Dingen befrachtet ist, also ist das Wort mit Vernunft und Nachdenken befrachtet; denn das Wort ist ein Sinn, der erfaßt und verstanden sein will. Derothalben lasset uns das Wort erforschen und erkennen, wie es richtig ausgelegt werden muß. – Aus welchem Grunde soll das Schwert an seinem Orte bleiben und der, so das Schwert ziehet, durchs Schwert umkommen? Solches haben wir unter drei Punkten zu betrachten.

„Dieses ist nun der erste Punkt, daß der Mensch ein weise und über alle Maßen herrlich eingerichteter Mikrokosmos ist oder, wie man es deuten kann, eine kleine Erde, eine Welt aus Gutem und auch aus Bösem; denn ist, wie der Apostel Jakobus sagt, schon die Zunge eine Welt von Unrecht, um wieviel mehr ist da der ganze Körper eine Welt: sowohl die begehrliehen Augen wie die hastigen Füße und die raffenden Hände; sowohl der unersättliche Bauch wie die betenden Knie und die wachsamten Ohren! Und ist der Körper eine Welt, um wieviel mehr ist da nicht unsere kostbare und unsterbliche Seele eine Welt, ja, wie der Garten voll süßer und bitterer Kräuter, voll gefräßiger Raubtiere der bösen Lüste und weißer Lämmer der Tugend! Und ist nun der, welcher eine solche Welt zerstört, für besser zu achten denn ein Brandstifter oder ein Gewalttäter oder ein Marktdieb? Und ihr wisset, welcherlei Strafe einem solchen zu erleiden und zu erdulden geziemet.“

Es war jetzt ganz dunkel geworden, und der Volks-
haufe um den Straßenprediger erschien wie eine große
schwarze, leicht bewegte und beständig wachsende
Masse.

„Der zweite Punkt ist dieser, daß der Mensch ein
Mikrotheos ist, will sagen, eine Spiegelung oder ein
Gleichnis des allmächtigen Gottes. Und ist der, welcher
sich an dem Ebenbilde Gottes vergreift, nicht für
schlimmer zu achten als der, welcher die heiligen Ge-
fäße oder Gewänder der Kirche stiehlt oder Gewalt wi-
der ein Gotteshaus verübt? Und ihr wisset, welcherlei
Strafe einem solchen zu erleiden und zu erdulden ge-
ziemet.

„Der dritte und letzte Punkt ist dieser, daß der
Mensch zuvörderst Pflichten gegen seinen Gott und
die Schuldigkeit hat, für ihn ohn' Unterlaß zu kämpfen
und zu streiten, angetan mit der schimmernden blanken
Rüstung eines reinen Lebens und umgürtet mit dem
schneidenden Schwerte der Wahrheit. Also gerüstet,
ziemt es ihm zu streiten, ein Kämpfer des Herrn, wel-
cher die Gurgel der Hölle zerreißt und den Bauch der
Hölle zertritt. Derohalben gebührt es uns, das leibliche
Schwert an seinem Ort zu lassen, denn wahrlich, wir
haben genug, uns mit dem geistigen zu mühen!“

Von beiden Enden der Straße sah man hin und wie-
der Leute kommen, die sich mit kleinen Handlaternen
nach Hause leuchteten. Nach und nach, wie sie auf die
Versammlung stießen, traten sie hinter die anderen, so
daß sich bald ein unregelmäßiger Halbkreis von blin-
kenden kleinen Lichtern bildete, die verschwanden und
aufblitzten, je nachdem die Masse sich bewegte; dann
und wann wurde auch eine Laterne emporgehoben und
ließ ihren Schein suchend auf den weißgetünchten
Mauern und dunklen Scheiben der Häuser umherflak-
kern, bis er auf dem ernstesten Antlitz des Straßenpredi-
gers ruhen blieb.

„Aber wie! spricht ihr in euren Herzen und fragt: Sollen wir denn uns selber, an Händen und Füßen gebunden, unserem Feinde, der Knechtschaft und bitteren Trübsal der Erniedrigung überantworten? – Oh, meine Geliebten, sprecht nicht also! Denn da wäret ihr ja unter diejenigen zu rechnen, so da meinten, Jesus könnte nicht seinen Vater bitten, daß er ihm zuschicke mehr denn zwölf Legionen Engel. Oh, fallet nicht in Anfechtung und Verzweiflung, murret nicht in euren Herzen wider die Ratschläge des Herrn, und verhärtet euch nicht gegen seinen Willen! Denn der, welchen der Herr zu Boden schlagen will, wird zermalmt, und der, welchen der Herr aufrichten will, lebt in Sicherheit. Und Er hat viele Wege, uns aus den Wüsten und Wildnissen der Fährlichkeit zu führen; oder vermag er nicht das Herz des Feindes zu wenden, oder hieß Er nicht den Todesengel durch Sanheribs Lager gehen, oder habt ihr die verschlingenden Wasser des Roten Meeres und König Pharaos jähen Untergang vergessen?...”

Hier wurde Jesper Kiim unterbrochen.

Die Menge hatte ihn ziemlich ruhig angehört; nur aus den hintersten Reihen war hin und wieder ein gedämpftes, drohendes Murmeln erklingen. Jetzt war es die gellende Stimme der Mette Senfhökerin, die ihm zuschrie: „Du Höllengast! Willst du schweigen, schwarzer Hund, der du bist! Höret nicht auf ihn, es ist schwedisches Geld, das aus seinem Munde spricht!“

Einen Augenblick wurde es ganz still, dann aber brach der Lärm los; Hohnworte, Flüche und Verwünschungen regneten auf ihn herab. Er versuchte zu reden, allein da wurde das Geschrei noch ärger, und die zunächst an der Treppe Stehenden drangen drohend auf ihn ein. Ein kleiner, weißhaariger Mann ganz vorn, der die ganze Zeit während der Predigt geweint hatte, stach jetzt wütend nach ihm mit seinem langen, silberknaufigen Stocke.

„Herunter mit ihm!“ schrie man, „herunter mit ihm! Er soll widerrufen, was er gesagt hat, er soll bekennen, was er dafür gekriegt hat, uns den Kopf zu verdrehen. Herunter mit ihm, daß er uns ein Geständnis ablegt! Wir wollen's ihm schon abzwacken!“

„Er soll ins Kellerloch!“ schrien andere, „er soll ins Ratskellerloch. Reißt ihn herunter! reißt ihn herunter!“

Ein paar starke Kerle hatten ihn bereits gepackt. Der Unglückliche klammerte sich an das hölzerne Treppengeländer; da rissen sie es ab und ihn selber auf die Straße, unter die Menge. Er wurde mit Fußritten und Faustschlägen empfangen. Alte Weiber zerrten an seinem Haar und seinen Kleidern, so daß kleine Jungen, die an der Hand ihres Vaters zusahen, vor Vergnügen hüpfen.

„Laßt Mette vor!“ schrie man in den hinteren Reihen; „macht Platz, macht Platz! Mette soll ihn verhören!“

Mette drängte sich vor. „Will Er seine Teufelspredigt zurücknehmen? he, Meister Erzschem?“

„Nimmermehr, nimmermehr! Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen, wie geschrieben steht!“

„Soll man das?“ sagte Mette und zog ihren Holzpantoffel aus und bedrohte ihn damit; „aber die Menschen haben Pantinen, siehst du, und du bist ein Soldknecht des Satans und nicht des Herrgotts; ich werde zuschlagen, sag' ich dir, daß dein Gehirn an die Mauer spritzen soll!“ Und sie schlug ihn mit dem Pantoffel.

„Versündigt Euch nicht, Mette!“ stöhnte der Magister.

„Da soll denn doch der Satan!“ kreischte sie.

„Still, still!“ erscholl es, „nehmt euch in acht, und drängt nicht so, da kommt Gyldenlöve, der Generalleutnant!“

Eine hohe Gestalt ritt vorüber.

„Lang lebe Gyldenlöve! der tapfere Gyldenlöve!“ brüllte der Volkshaufe.

Hüte und Mützen wurden geschwenkt, und die Rufe wollten kein Ende nehmen. Dann ritt die Gestalt zum Walle hinab.

Es war der Generalleutnant der Miliz, Oberst zu Pferde und zu Fuß Ulrik Christian Gyldenlöve, der Halbbruder des Königs.

Die Menge zerstreute sich; es wurden immer weniger, bald waren nur noch ein paar einzelne da.

„Es ist aber doch kurios“, sagte Färber Geert, „da schlagen wir einem den Kopf entzwei, der dem Frieden das Wort redet, und schreien uns heiser für den, der am meisten schuld am Kriege ist!“

„Gott befohlen, Geert Pyper, Gott befohlen und eine geruhsame gute Nacht!“ sagte der Kaufmann kurz abbrechend und eilte von dannen.

„Er denkt an Mettes Pantine“, murmelte der Färber; dann ging auch er.

Drüben auf der Treppe saß Jesper Kiim allein und hielt sich den schmerzenden Kopf; und oben auf dem Walle schritten die Wachen langsam hin und her und spähten über das dunkle Land hinaus, wo alles still, ganz still war, obwohl da draußen Tausende von Feinden lagen.

Gelbrote Lichtstreifen schossen über der meergrauen Nebelbank am Horizont empor und entzündeten die Luft über sich, daß sie in einer sanften, rosiggoldenen Flamme brannte, die sich weiter und weiter, blasser und blasser bis zu einer langen, schmalen Wolke verbreitete, ihren gewellten Saum erfaßte und ihn purpurn, golden, blendendhell machte. Über Kallebodstrand leuchtete der violette und rötliche Widerschein von den Wolken der Sonnenecke. Der Tau zitterte auf dem hohen Grase des Westwalls, die Sperlinge tschilpten hinten auf den Dächern und vorn in den Gärten, so daß die Luft ein einziges bebendes Klingen war. Aus den Gärten stieg in schmalen Streifen ein leichter, feiner Dunst empor, und die Bäume neigten langsam ihre fruchtbelasteten Zweige vor dem Lufthauch draußen vom Sunde.

Ein langgezogenes, dreimaliges Hornsignal erscholl vom Westtor und wurde von den anderen Stadtseiten beantwortet. Die einsamen Schildwachen längs des Walles begannen rascher auf ihren Posten hin und her zu gehen, schüttelten die Mäntel und schoben ihre Kopfbedeckung zurecht: jetzt kam ja die Ablösung.

Draußen auf der nördlichsten Bastei vor dem Westtor stand Ulrik Frederik Gyldenlöve und blickte auf die weißen Möwen, die segelnden Fluges über der blanken Wasserfläche des Wallgrabens auf und nieder strichen.

Flüchtig und leicht, bald matt und nebelhaft, bald farbenreich, lebendig und klar jagten seine zwanzigjährigen Erinnerungen ihm an der Seele vorüber. Sie kamen im Duft starker Rosen und im Duft frischer, grüner Wälder, sie kamen im Klang des Halalis, im Schall der Geigen und im Rauschen knisternder Seide.

Seine Kindheit drunten in der holsteinischen Stadt mit den roten Dächern zog fern, aber besonnen vorüber: er sah die hohe Gestalt seiner Mutter, der Frau Margarete Pappen, ihr schwarzes Gesangbuch und ihre weißen Hände; das sommersprossige Kammermädchen mit den schmalen Fesseln sah er, und den unförmigen Fechtmeister mit dem rotblauen Gesicht und den krummen Beinen. Der Garten von Gottorp zog vorüber und die Wiesen mit den frischen Heuschobern drunten am Fjord, und dort stand des Jägers täppischer Heinrich, der wie ein Hahn krähen und flache Steine so unvergleichlich übers Wasser tanzen lassen konnte. Die Kirche kam mit ihrem seltsamen Halbdunkel, ihrer stöhnenden Orgel, mit dem geheimnisvollen Eisengitter der Kapelle und dem mageren Christus, der die rote Fahne in der Hand hielt.

Vom Westtor erscholl wieder ein Hornsignal, und zugleich brach das Sonnenlicht grell und warm hervor und verscheuchte alle Nebel und verschleierte Töne.

Dann kam die Jagd, bei der er seinen ersten Hirsch schoß und der alte von Dettmer ihm die Stirne mit dem Blut des Tieres zeichnete, während die armen Jägersburschen wildschmetternde Fanfaren bliesen. Dann kam der Blumenstrauß für des Schloßvogts Malene und der ernste Auftritt mit dem Hofmeister, und dann die Reise ins Ausland mit dem ersten Duell am taufrischen Morgen, mit Annettes Kaskaden von hellklingendem Lachen, mit dem Balle beim Kurfürsten und dem einsamen Spaziergang vor den Toren der Stadt, da der Kopf ihn schmerzte vom ersten Rausch. Dann kam ein goldener Nebel mit Becherklang und Weinduft, und da war Lieschen, und da war Lotte, und da waren Marthas weißer Nacken und Adelaides runde Arme. Endlich die Reise nach Kopenhagen, der gnädige Empfang seines königlichen Vaters, das geschäftig langweilige Hofleben bei Tage und wilde Nächte, wo der Wein in

Strömen floß und der Kuß raste, unterbrochen vom lustigen Lärm prächtiger Jagdfeste und vom zärtlichen Geflüster nächtlicher Stelldichein im Ibstruper Garten oder in den goldenen Sälen des Schlosses zu Hilleröd.

Aber weit klarer als all dies sah er Sofie Urnes brennende schwarze Augen, weit gefesselter lauschte er in der Erinnerung ihrer wollustreichen schönen Stimme, die einen sanft wie mit weichen Armen heranlockte und erhoben entfloh wie ein Vöglein, das sich aufschwingt und einen mit mutwilligen Trillern verspottet, während es davonfliegt...

Ein Rascheln im Gebüsch des Waldabhangs weckte ihn aus seinen Träumen.

„Wer da?“ rief er.

„Es ist nur Daniel, Herr Gyldenlöve, Daniel Knopf“, antwortete es, und ein kleiner, gichtbrüchiger Mann kroch aus dem Gebüsch hervor und verbeugte sich.

„Wie! Kurzbold ist's? Was tausend Seuchen macht Er hier?“

Der Mann starrte betrübt vor sich hin.

„Daniel, Daniel!“ sagte Ulrik Frederik und lächelte, „Er ist diese Nacht nicht unverletzt aus dem ‚feurigen Ofen‘ gekommen, der deutsche Brauer hat ihm wohl zu stark eingeheizt.“

Der Gichtbrüchige begann den Wallabhang zu erklimmen. Daniel Knopf, wegen seiner Statur Kurzbold genannt, war ein reicher Großkaufmann von zwanzig und einigen Jahren, ebenso bekannt für seinen Reichtum wie für seine scharfe Zunge und seine Fechtkunst. Er pflegte viel Umgang mit dem jungen Adel, das heißt, mit einem bestimmten Kreise, den man unter dem Namen „le cercle des mourants“ kannte, und der vor allem aus dem Hofe nahestehenden jüngeren Männern bestand. Ulrik Frederik war die Seele dieses Kreises, der mehr lebenslustig als geistreich, mehr berüchtigt als be-

liebt, doch eigentlich ebenso bewundert und beneidet wie berüchtigt war.

Halb als Hofmeister, halb als Hofnarr lebte Daniel mit diesen Leuten. Er verkehrte mit ihnen nicht auf öffentlicher Straße oder in adligen Häusern, aber auf dem Fechtboden, in Weinhäusern und Herbergen war er ihnen ganz unentbehrlich. Keiner konnte so wissenschaftlich über Ballspiel und Hundedressur oder so salbungsvoll über Finten und Paraden reden. Keiner kannte den Wein wie er. Er hegte tiefsinnige Theorien über Würfelspiel und Liebeskunst und konnte lange und gelehrt über das Verwerfliche reden, die inländischen Stuten mit Hengsten aus dem Salzburger Gestüt zu kreuzen. Er wußte Anekdoten über alles und, was den andern jungen Leuten außerordentlichen Eindruck machte, er hatte bestimmte Ansichten über alles.

Zudem war er in hohem Grade fügsam und dienstfertig, vergaß niemals den Unterschied zwischen sich und dem Adel, und hatte ein so sonderbar lächerliches Aussehen, wenn sie ihn aus Mutwillen oder Trunkenheit auf diese oder jene tolle Art ausstaffierten. Er ließ sich aufziehen und schelten, ohne böse zu werden, und war überhaupt so gutmütig, daß er sich oftmals selber preisgab, wenn er dadurch einem Gespräch Einhalt tun konnte, das eine dem Frieden der Gesellschaft gefährliche Wendung zu nehmen begann.

Das war es auch, was es ihm möglich machte, mit diesen Leuten Umgang zu pflegen, und er mußte einfach mit ihnen verkehren; für ihn, den bürgerlichen Krüppel, waren die Adligen Halbgötter, nur sie lebten, nur ihre Freimaurersprache war menschliche Rede, über ihrem Dasein lag ein Tag von Licht und ein Meer von Duft, während die anderen Stände das Leben in farbenarmem Dunkel und qualmiger Luft hinschleppten. Er erwünschte seine bürgerliche Geburt als größeres Unglück denn seine Mißgestalt und grämte sich darüber, wenn

er allein war, mit einer Bitterkeit und Wut, die dem Wahnwitz nahe kam.

„Nun, Daniel“, sagte Ulrik Frederik, als der Kleine zu ihm heraufgekommen war, „es ist kein geringer Nebel gewesen, den Er heute nacht vor den Augen gehabt hat, sintemal Er sich hier auf dem Westwall festgesegelt hat, oder hatte der Läutertrank gestern abend so sehr die Oberhand, sintemal ich Ihn hier sicher und trocken liegen finde wie die Arche Noah auf dem Berge Ararat?“

„Prinz von Kanarien, Ihr redet irre, so Ihr glaubet, daß ich diese Nacht mit Euch beim Gelage gewesen sei!“

„Aber was zum Teufel ist's denn mit Ihm?“ fragte Ulrik Frederik ungeduldig.

„Herr Gyldenlöve“, antwortete Daniel ernst und blickte mit Tränen in den Augen zu ihm auf, „ich bin ein elendiger Mensch.“

„Ein Krämerhund ist Er! Hat Er Angst um ein Heringsschiff, das der Schwede ihm wegnehmen könnte? Oder jammert Er darüber, daß ein Stillstand in Seinem Handel eintreten wird, und meint Er, daß Sein Safran die Kraft verlieren und Sein Pfeffer und Paradieskorn schimmelig werden wird? Pfennigfuchser, der Er ist! Als hätte ein guter Bürger jetzt, wo König und Reich vom Untergang bedroht sind, um nichts anderes zu sorgen, wie daß sein schäbiger Kram zum Teufel geht!“

„Herr Gyldenlöve!“

„Ach, scher Er sich zur Hölle mit Seinem Geflenn!“

„Nein, Herr Gyldenlöve!“ sagte Daniel feierlich und trat einen Schritt zurück; „weder klage ich über Geschäftsabbruch, noch über den Verlust von Geld oder Geldeswert; ich schere mich den Teufel um Heringe und Safran, aber von Offizieren und Gemeinen wie ein Aussätziger oder Unehrllicher weggeschickt zu werden, das ist eine Sünde und ein Unrecht wider mich, Herr

Gyldenlöve. Um deswillen hab' ich heute nacht im Grase gelegen und gewinselt wie ein räudiger Hund, den man ausgesperrt hat; um deswillen hab' ich mich gekrümmt und gewunden wie das elendeste Gewürm und in meiner Kummernis und Ohnmacht zu Gott im Himmel geschrien, und bin mit Ihm ins Gericht gegangen, warum ich allein platterdings verworfen werde, warum mein Arm für verdorrt und untauglich gelten soll, Wehr und Waffen zu führen, alldieweil Diener und Handwerksburschen ausgerüstet werden ...“

„Aber wer zum Henker hat Ihn denn abgewiesen?“

„Ja, Herr Gyldenlöve, ich lief zu den Wällen wie die andern; aber kam ich zu dem einen Wachtposten, so sagten sie, es seien ihrer schon genug, und kam ich zu dem nächsten, so sagten sie höhnisch, sie seien nur geringe Bürger, es sei kein Platz da für adlige Personen und vornehme Leute und mehr dergleichen Gewäsch, aber ich kam auch zu Wachtposten, wo sie sagten, sie wollten nichts mit Gebrechlichen zu schaffen haben, sintemal sie Unglück brächten und die Kugeln anzögen, und sie seien durchaus nicht gesonnen, ihr Leben und ihre Gliedmaßen unnütz aufs Spiel zu setzen, indem sie solch einen Menschen, den Gott der Herr gezeichnet, bei sich aufnahmen. Dann ersuchte ich den Generalmajor Ahlefeldt, mir einen Platz anzuweisen, aber er schüttelte nur den Kopf und lachte: so arg stünde es doch noch nicht, daß sie die Reihen mit Stummeln ausfüllen müßten, die ihnen mehr zur Last denn zur Hilfe sein würden.“

„Aber weshalb ging Er nicht zu einigen der Offiziere, mit denen Er bekannt ist?“

„Das tat ich ebenfalls, Herr Gyldenlöve, ich dachte gleich an den Zirkel, und sprach denn auch mit zwei Mourants, mit dem König Unterrock und dem Ritter Vergoldet.“

„Nun, und sie halfen Ihm?“

„Jawohl, Herr Gyldenlöve, sie halfen mir. – Herr Gyldenlöve, sie halfen mir so, daß Gott sie dafür strafen möge! ‚Daniel‘, sagten sie, ‚geh Er nach Hause, Daniel, und such Er die Maden aus seinen Zwetschen!‘ Sie hätten geglaubt, sagten sie, daß ich so viel Lebensart besäße, sie hier nicht mit meinen Narrenspossen zu behelligen. Ein ander Ding wäre es, wenn ich ihnen als Komodiant und Spaßmacher bei einem lustigen Zechgelage käme, aber wenn sie im Dienst wären, möchte ich ihnen aus den Augen bleiben. War das nun recht gesprochen, Herr Gyldenlöve? Nein, es war sündhaft, sündhaft war es! Daß sie sich in den Weinstuben mit mir gemein gemacht hätten, bedeute nicht, daß sie mich als ihresgleichen ansähen und daß ich hierher kommen und mir einbilden dürfte, ich könne ihren Umgang und ihre Gesellschaft genießen, jetzt wo sie auf ihrem Posten wären. Ich sei ihnen zu aufdringlich, Herr Gyldenlöve! Ich solle nicht glauben, ich könne mich hier in ihre Kompagnie eindrängen, hier brauchten sie keinen Lustmajor! Das sagten sie mir, Herr Gyldenlöve! Und ich verlangte ja doch nur, mein Leben Seite an Seite mit den andern Bürgern der Stadt aufs Spiel zu setzen.“

„Nun ja“, sagte Ulrik Frederik und gähnte, „ich begreife wohl, daß es Ihn kränkt, an dem Ganzen nicht teilnehmen zu sollen. Und es würde Ihm ja auch etwas schwerfallen, stillzusitzen und an Seinem Pulte zu schwitzen, dieweil die Zukunft des Reiches hier auf den Wällen entschieden wird. Nun, Er soll mit dabei sein. Denn ...“ er blickte mißtrauisch auf Daniel nieder, „es steckt doch wohl keine Tücke dahinter, Meister?“

Der Kleine stampfte vor Wut auf die Erde, er wurde blaß wie eine gekalkte Wand, und seine Zähne knirschten.

„Nun, nun“, fuhr Ulrik Frederik fort, „ich traue Ihm schon; aber Er kann doch auch nicht verlangen, daß man Ihm glauben soll, als hätte er ein adliges Wort

zu verpfänden; und bedenke Er: Seine eigenen Leute haben Ihn zuerst verworfen und ... pst!“

Es donnerte ein Schuß draußen von einer der Bastionen am Osttor, der erste, der in diesem Kriege abgefeuert wurde.

Ulrik Frederik reckte sich empor, das Blut schoß ihm in die Wangen, sein Auge starrte begierig und gefesselt nach dem weißen Rauch, und als er sprach, klang ein seltsames Beben in seiner Stimme.

„Daniel“, sagte er, „im Laufe des Vormittags kann Er sich bei mir melden, und kümmere Er sich nicht um das, was ich vorhin sagte.“ Dann schritt er hastig den Wall entlang.

Daniel blickte ihm bewundernd nach, dann seufzte er tief, setzte sich ins Gras und weinte wie ein unglückliches Kind.

Es war um die Nachmittagszeit. Ein starker Wind wehte stoßweise durch die Straßen der Stadt und wirbelte Wolken von Spänen, Strohhalmen und Staub von der einen Stelle zur andern. Er riß Dachziegel los, trieb den Rauch in die Schornsteine hinab und klapperte mit den Schildern.

Die langen, dunkelblauen Fahnen der Färber schleuderte er in dunklen Bogen in die Höhe, entfaltete sie in schwarzen Windungen und schlang sie um die schwankenden Stangen. Die Räder der Drechslerschaukelten rastlos hin und her, die Kürschnerschilder schlugen mit den zottigen Schwänzen, und die prächtigen Glassonnen der Glasermeister schwangen und blitzten in wilder Unruhe um die Wette mit den blankgeriebenen Becken der Bader.

In den Hinterhöfen knarrten die Luken und Läden, die Hühner mußten sich hinter Tonnen und Schuppen verkriechen, und selbst die Schweine wurden unruhig in ihren Koben, wenn der Wind durch sonnenhelle Fugen und Spalten zu ihnen hereinpfiß.

Trotz dem Winde war es drückend heiß; es wehte Wärme herab.

Drinne in den Häusern saßen die Leute und ächzten vor Hitze; nur die Fliegen summten lebhaft umher in der schwülen Luft.

Auf der Straße war es nicht zum Aushalten, und auf den Geränsen zog es. Deshalb suchten alle, welche Gärten besaßen, hier Zuflucht. In dem großen Garten, der hinter Christoffer Urnes Hause an der Vingaardsstræde lag, saß ein junges Mädchen im Schatten der großen Ahornbäume.

Sie saß bei einer Näharbeit.

Es war eine hohe schlanke Gestalt, fast hager, aber die Brust war üppig und voll. Sie hatte eine blasse Haut, die noch blasser erschien durch das reiche schwarze, gelockte Haar und die ängstlich großen schwarzen Augen. Die Nase war scharf, aber fein, der Mund groß, aber nicht voll und mit einer krankhaften Süße im Lächeln. Die Lippen waren sehr rot und das Kinn etwas spitz, doch stark und kräftig geformt. Ihre Kleidung war nicht sehr ordentlich: eine alte schwarze Samtrobe mit verblichener Goldstickerei, ein neuer grüner Filzhut mit großen, schneeweißen Straußenfedern und Lederschuhe mit rotgeschlitzten Spitzen. Sie hatte Daunen im Haar, und weder ihr Halskragen noch ihre langen, weißen Hände waren ganz rein.

Es war Christoffer Urnes Brudertochter Sofie. Ihr Vater, der Reichsrat und Marschall Jürgen Urne zu Alslev, Ritter des Elefantenordens, war schon in ihrer Kindheit gestorben, ihre Mutter, Frau Margarete Marsvin, vor einigem Jahren. Sie lebte daher jetzt bei dem alten Oheim, und da er Witwer war, führte sie ihm, jedenfalls dem Namen nach, das Haus.

Sie nähte und summte dazu, während sie im Takte den einen ihrer Schuhe auf den Zehen wiegte.

Über ihrem Kopf rauschten und schwankten die

dictbelaubten Wipfel im starken Winde mit einem Geräusch wie von brausendem Wasser. Die hohen Stockrosen schwenkten ihre blütenknopfigen Stengel in veränderlichen Bogen, wie von plötzlichem Wahnsinn ergriffen, hin und her, und die Himbeerhecke duckte sich angstvoll und kehrte die helle Rückseite der Blätter nach außen, so daß sie bei jedem Windstoß die Farbe wechselte. Dürre Blätter segelten durch die Luft, das Gras legte sich platt an die Erde, und auf den hellen Laubwellen der Spierstaude wiegte sich der weiße Blütenschaum in ewigem Wechsel auf und nieder.

Dann wurde ein Weilchen alles still. Alles richtete sich auf, noch wie zitternd vor Angst und in atemloser Erwartung, und im nächsten Augenblick piff wieder der Wind herab, und die Unruhwelle mit ihrem Brausen und Glitzern, ihrem wilden Schaukeln und rastlosen Wechseln wälzte sich erneut über den Garten.

„Phyllis um die Abendröte
Hört' im Nachen Damons Flöte,
Die ihr so das Herz bewegte.
Laut er seine Flöte blies,
Daß sie die Ruder sinken ließ.
Und der Kahn trieb auf den Sand,
Und der Kahn trieb ...“

Drunten vom Pfortchen am andern Ende des Gartens kam Ulrik Frederik herangeschritten. Sofie sah einen Augenblick verwundert hinab, dann beugte sie sich wieder über ihr Nähzeug und summte weiter.

Ulrik Frederik schlenderte langsam den Pfad entlang, stand hin und wieder still und betrachtete die Blumen, und benahm sich, als hätte er nicht bemerkt, daß jemand im Garten war. Dann bog er in einen Seitenweg, blieb hinter einem großen Jasminstrauch stehen und zupfte seine Uniform und seinen Gürtel zurecht, nahm den Hut ab und strich sich durchs Haar, und ging dann weiter.

Der Pfad beschrieb einen Bogen und mündete gerade vor Sofie.

„Ah, guten Tag, Jungfer Sofie!“ rief er ganz überrascht.

„Guten Tag“, erwiderte sie ruhig und freundlich, befestigte nachdenklich ihre Nadel im Nähzeug, glättete es mit der Hand, schaute dann lächelnd empor und nickte. „Willkommen, Herr Gyldenlöve!“

„Das nenne ich blindes Glück“, sagte er und verneigte sich; „ich erwartete nur den Herrn Vetter der Jungfer hier draußen zu finden.“

Sofie blickte ihn schnell an und lächelte. „Er ist nicht hier“, sagte sie und schüttelte den Kopf.

„Nein“, antwortete Ulrik Frederik und sah vor sich nieder.

Nach einer kleinen Pause seufzte Sofie und bemerkte: „Wie schwül es heute ist!“

„Ja, es gibt sicherlich ein Gewitter, wenn der Wind sich legt.“

„Ja-a“, sagte Sofie und starrte gedankenvoll zum Hause hinauf.

„Habt Ihr heute morgen den Schuß gehört?“ fragte Ulrik Frederik und reckte sich, wie um anzudeuten, daß er sich entfernen wollte.

„Ja, es sind herzbeklemmende Zeiten, denen wir in diesem Sommer entgegengehen. Es kann einem schwach zumute werden, wenn man an all die Fährnisse für Menschen und Habseligkeiten denkt; und wenn man so viele liebe Verwandte und gute Freunde hat wie ich, die alle von dieser unglücklichen Affäre betroffen werden und in Gefahr sind, Leben oder Gesundheit zu verlieren, so hat man mehr als Ursache genug, auf allerlei trübe und wunderliche Gedanken zu verfallen.“

„Nein, liebste Jungfer Sofie! Bei Gott, Ihr dürft nicht traurig sein, Ihr ~~halt~~ Euch alles zu düster aus.

*Toujours Mars ne met pas au jour
Des objets de sang et de larmes.
Mais ...*

und er ergriff ihre Hand und führte sie an die Lippen.

*„... toujours l'Empire d'amour
Est plain de troubles et l'alarmes.“*

Sofie schaute kindlich zu ihm empor.

Wie schön sie war! Des Auges mächtige, verzehrende Nacht, aus der der Tag in Schwärmen von wimmelnden Lichtfunken hervorbrach wie aus einem schwarzen Diamanten, der im Sonnenschein spielt; der Lippen schmerzlich schöner Bogen; der Wangen stolze Lilienblässe, die langsam in einer rosengoldenen Röte verschwand, gleich einer Wolke, die die Morgensonne beleuchtet; und dunkelgeädert wie zarte Blumenblätter die feinen Schläfen, die sich geheimnisvoll im dunklen Haar verloren ...

Ihre Hand zitterte in der seinen, kalt wie Marmor; sie zog sie sanft zurück und schlug die Augen nieder. Die Näharbeit glitt von ihrem Schoße, Ulrik Frederik beugte das eine Knie, um sie aufzuheben, und verharrte in der knienden Stellung.

„Jungfer Sofie!“ sagte er.

Sie legte die Hand auf seinen Mund und sah ihn mit mildem Ernste, fast schmerzlich an.

„Lieber Ulrik Frederik!“ bat sie. „Nehmt es nicht in bösem Sinne auf, daß ich Euch beschwöre, Euch nicht von einem augenblicklichen Sentiment verleiten zu lassen, eine Veränderung in dem angenehmen Verhältnis zu provozieren, das bisher zwischen uns bestanden hat. Es frommt zu nichts, als uns beiden Verdruß und Mißvergnügen zu bringen. Erhebt Euch aus dieser unvernünftigen Stellung und setzt Euch manierlich zu mir auf die Bank, daß wir in aller Ruhe miteinander reden können.“

„Nein, ich will mein Schicksalsbuch jetzt in dieser Stunde abgeschlossen sehen“, erwiderte Ulrik Frederik und blieb auf den Knien. „Ihr wißt nur wenig, wie groß und brennend die Liebe ist, die ich für Euch hege, wenn Ihr habt denken können, ich sollte es mir genügen lassen, schlecht und recht Euer guter Freund zu sein. Um Christi blutigen Schweißes willen, glaubt doch nicht an eine so unmögliche Sache! Meine Liebe zu Euch ist keine geringe mottende Glut, kein Funke, den Ihr nach Belieben mit dem Hauch Eures Mundes anfachen oder ausblasen könnt; par dieu! sie ist ein loderndes und verzehrendes Feuer, allein es steht bei Euch, ob es in tausend wilden Flackerflammen und Irrlichtern versprengt und erstickt werden, oder ob es erwärmend und ruhig fortbrennen und hoch zum Himmel emporleuchten soll.“

„Aber, lieber Ulrik Frederik, seid doch barmherzig und habt Mitleid mit mir und führt mich nicht in eine Versuchung, der ich vielleicht nicht widerstehen kann, denn Ihr möget glauben, Ihr seid mir von Herzen lieb und wert; allein gerade aus diesem Grunde will ich mich aufs äußerste dagegen wehren, Euch in eine falsche und unvernünftige Lage zu bringen. Ihr seid wohl an die sechs Jahre jünger als ich, und was Euch an meiner Gestalt jetzt vielleicht gefällt, kann das Alter leichtlich entstellen oder in Häßlichkeit verkehren. Ja, Ihr lächelt! Aber nehmt einmal an, daß Ihr, wenn Ihr die Dreißig hinter Euch habt, mit einer runzligen Hexe von Frau belastet seid, die Euch nur eine geringe Mitgift zugebracht hat und Euch auch auf keine andere Weise förderlich gewesen ist; denkt Ihr nicht, Ihr werdet dann wünschen, daß Ihr Euch, da Ihr in den Zwanzigern waret, mit einer jungen, fürstlichen Person vermählt hättet, was Eurem Alter und Eurer Geburt gemäßer gewesen wäre, und Euch besser in Eurer Karriere hätte vorwärtsbringen können, als das einfache

adlige Fräulein es vermochte? Liebster Ulrik Frederik, sprächet Ihr mit Euren hohen Verwandten, sie würden Euch dasselbe sagen; aber sie würden Euch nicht sagen, daß Euch das adlige Fräulein, das älter wäre als Ihr, wenn Ihr es heimführtet, mit ihrer Eifersucht zu Tode quälen würde; eifersüchtig würde sie sein auf jeden Eurer Blicke, ja auf Eure innersten Herzensgedanken; denn gerade weil sie wüßte, daß Ihr so viel aufgegeben habt, um sie zu bekommen, würde sie sich anstrengen, mit ihrer Liebe Euch die ganze Welt zu ersetzen. Glaubt mir, sie würde Euch mit ihrer abgöttischen Liebe wie mit einem eisernen Käfig umgeben, und erführe sie, daß Ihr Euch eine Minute hinaussehnet, so würde sie sich Tag und Nacht abhärten und Euch jede Stunde mit ihrer hoffnungslosen Trauer verbittern.“

Sie stand auf und reichte ihm die Hand. „Lebt wohl, Ulrik Frederik, es ist bitter wie der Tod, daß wir scheiden müssen; aber nach vielen Jahren, wenn ich ein altes verblühtes Mädchen oder die ältliche Frau eines alten Mannes bin, werdet Ihr fühlen, daß Sofie Urne recht hatte. Gott der Herr halte seine Hand über Euch! – Erinnert Ihr Euch in dem spanischen Romanbuch der Stelle von der indianischen Schlingpflanze, die in ihrer Jugend ihre Stütze an einem Baum findet, aber fortführt ihn zu umranken, lange nachdem der Baum morsch und abgestorben ist, und die zuletzt ihrerseits den Baum aufrechthält, den nichts mehr stützen kann? Glaubt mir, Ulrik Frederik, also wird auch mein Gemüt gestützt und getragen werden von Eurer Liebe, lange nachdem sie verwelkt und dahingeschwunden ist.“

Sie schaute ihm fest ins Auge und wandte sich, um fortzugehen, aber Ulrik Frederik hielt ihre Hand fest.

„Wollt Ihr mich denn ganz und gar rasend machen! Muß ich dir denn erst sagen, daß jetzt, da ich weiß, daß du mich lieb hast, keine Macht der Erde uns scheiden kann? Fühlst du denn nicht, daß es töricht ist, davon

zu reden, was du willst oder was ich will? Ist mein Blut nicht wie trunken von dir, bin ich jetzt meiner selbst mächtig? Ich bin besessen von dir, so daß du, und wendetest du in dieser Stunde deine Seele von mir, doch mein werden solltest, dir zum Trotz, mir zum Trotz. Ich liebe dich, als haßte ich dich – – ich denke nicht an dein Glück; was frag' ich danach, ob du glücklich oder unglücklich wirst, wenn nur ich deine Freude teile, wenn nur ich dein Leid teile, wenn nur ich...“

Er riß sie mit einem Ruck an sich und drückte sie an seine Brust.

Langsam hob sie ihr Antlitz zu ihm und sah ihn lange mit tränenerfüllten Augen an; dann lächelte sie: „Wohlan, wie du willst, Ulrik Frederik!“ Und sie küßte ihn leidenschaftlich mehrmals hintereinander. –

Drei Wochen darauf wurde die Verlobung mit viel Pracht gefeiert. Der König hatte bereitwillig seine Zustimmung gegeben, um doch einmal dem gar zu lustigen Junggesellenleben Ulrik Frederiks ein Ende zu machen.

Nach den Hauptausfällen am zweiten September und zwanzigsten Oktober war die Stadt voll vom Ruhme Ulrik Christian Gyldenlöves. Oberst Satan nannten ihn die Bürger. Sein Name war in aller Munde; es gab kein Kind in der Stadt, das nicht Bellarina, seinen Fuchs mit den weißen Fesseln, gekannt hätte. Wenn er vorüberritt, blickten die Jungfrauen bewundernd nach der schlanken, hohen Gestalt in dem breitschößigen blauen Trabantenrock mit den mächtigen weißen Aufschlägen, der roten Schärpe und dem spannbreiten Degengehenk, und sie waren stolz, wenn ihr hübsches Gesicht ihnen ein Nicken oder einen Blick von dem kecken Soldaten eintrug. Ja, selbst die gesetzten Familienväter und ihre ehrbaren Matronen in der Faltenhaube, die doch wußten, welch ein schlimmer Gesell er war, und all seine losen Geschichten kannten, nickten einander vergnügt zu, wenn sie ihm begegnet waren, und vertieften sich in die schwierige Frage, wie es der Stadt wohl ergangen sein mochte, wenn er nicht gewesen wäre.

Daß die Soldaten und die Mannschaft auf dem Walle ihn vergötterten, war freilich kein Wunder; denn er hatte ganz die volksgewinnenden Eigenschaften seines Vaters, des Königs Christian. Allein auch in anderer Beziehung artete er ihm nach, er hatte seine Heftigkeit wie seine Unmäßigkeit geerbt, aber auch einen Teil seiner Begabung, seine Entschlossenheit und seinen raschen Überblick. Er war sehr geradezu; ein mehrjähriger Aufenthalt an ausländischen Höfen hatte ihn keineswegs zum Hofmann gemacht, ja, er war nicht einmal sonderlich gewandt; im täglichen Verkehr war er abstoßend wortkarg, und im Dienste tat er niemals den Mund auf, ohne zu fluchen wie der gemeinste Matrose.

Aber Soldat, das war er. Trotz seinem jugendlichen Alter – er zählte erst achtundzwanzig Jahre – ordnete er die Verteidigung der Stadt und leitete die gefährvollen, aber wichtigen Ausfälle mit einer so überlegenen Einsicht und einer so großen Planmäßigkeit, daß die Aufgabe schwerlich bei irgendeinem anderen der Kriegsteile Frederiks des Dritten in so guten Händen gewesen wäre.

Es war sehr erklärlich, daß sein Name alle andern verdunkelte, und daß die Winkelpoeten in ihren Schilderungen der Ausfälle ihm zuriefen: „Du sieggekrönter Gyldenlöve, du, Dänemarks Erretter“, oder ihn mit einem „O heil dir, heil, du nord'scher Mars, du tapfrer dän'scher David!“ begrüßten und ihm wünschten, sein Leben möge werden wie ein Füllhorn, voller Ruhm und Ehre, Gesundheit, Wohlstand und Glück; und es war sehr natürlich, daß manche stille Abendandacht mit einem Gebet zu Gott endete, auch fernerhin Herrn Ulrik Christian gnädig zu erhalten; ja, es gab wohl einzelne fromme Gemüter, welche zum Herrn seufzten, daß sein Fuß von den schlüpfrigen Wegen der Sünde hinweggeleitet und sein Sinn von allem, was böse sei, abgewandt werden möge zum strahlenden Lichtkranz der Tugenden und der Wahrheit, auf daß derjenige, der sich in so reichem Maße die Ehre dieser Welt errungen habe, auch der einzigen wahren und rechten Ehre teilhaftig werde.

★

Marie Grubbes Gedanken beschäftigten sich viel mit diesem nahen Verwandten ihrer Muhme. Zufälligerweise war sie nie mit ihm zusammengetroffen, weder bei Frau Rigitze noch anderswo; nur auf der Straße hatte sie ihn einmal in der Abenddämmerung gesehen, als Lucie ihn ihr gezeigt.

Alle sprachen von ihm; fast jeden Tag wurden ihr neue mutige Züge von ihm erzählt; sie hörte und las,

daß er ein Held sei, und das beifällige Murmeln, das in jener Dämmerstunde, da er vorüberritt, durch die Volksmenge gegangen war, hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht.

Der große Name eines Helden hob ihn gänzlich aus den Reihen der gewöhnlichen Menschen empor. Sie hatte sich Helden eigentlich niemals wie andere Menschen vorgestellt. König Alexander von Mazedonien, Holger Danske, Ritter Bayard und ihresgleichen, das waren Helden, große, ferne, strahlende Gestalten, die mehr Vorbilder oder Muster denn Menschen wie die anderen waren. Wie sie in jüngeren Jahren niemals geglaubt hatte, daß jemand dahin gelangen könnte, so zierlich wie die Vorschriften zu schreiben, die als Vorlage dienten, so war es ihr auch niemals in den Sinn gekommen, daß jemand es erreichen könnte, ein Held zu werden. Helden gehörten der Vergangenheit an, waren gewesen. Daß man einem Helden, einem wirklichen Helden leibhaftig begegnen könnte, ihm begegnen könnte, wie er durch die Store-Färgesträde ritt – so wild hatte sie niemals geträumt. Das Leben sah plötzlich ganz anders aus, es gab etwas anderes in der Welt als das Alltägliche; das Große, Schöne, das buntfarbig Reiche, wovon in Geschichtsbüchern und Liedern berichtet ward, das alles konnte einem begegnen. Es gab also wirklich etwas, nach dem man sich mit ganzer Seele sehnen konnte; all diese Worte, von denen Menschen und Bücher voll waren, bedeuteten etwas, waren etwas; ihre unklaren Träume und ihr Sehnen hatten einen Sinn, es war nicht etwas, das sie allein empfand; erwachsene Leute glaubten daran. Das Leben war reich, strahlend reich.

Noch ahnte sie es nur, sie war davon überzeugt, daß es wahr sei, aber sie konnte nicht sehen und fühlen, daß es so war. Er allein war das Handgreifliche für sie, war ihr ein Pfand dafür, daß es sich so verhielt. Deshalb

drehten sich alle Gedanken und Träume immer und ewig um ihn, und oftmals stürzte sie ans Fenster, wenn sie drunten auf der Straße Hufschläge vernahm, und sie überredete oft die willige Lucie, wenn sie draußen waren, einen Umweg zum Schlosse mit ihr zu machen, aber sie sahen ihn nie.

Da geschah es an einem der allerletzten Tage im Oktober, spät nachmittags, daß sie in einer der Fenster-nischen des langen Zimmers, wo der Kamin stand, am Klöppelkissen saß. Frau Rigitze saß am Kamin, sie hatte ein kleines Becken mit glühenden Kohlen neben sich und nahm dann und wann einige getrocknete Blüten und Zimmetrinde aus einer Büchse, die sie auf dem Schoße hielt, und streute sie auf die Kohlen. Die Luft in der niedrigen Stube war heiß, dumpf und süß, und zwischen den breiten, dunkelgeblühten Gardinen fiel nur sehr wenig Licht herein. Aus der anstoßenden Kammer hörte man ein Spinnrad schnurren, und dazwischen nickte Frau Rigitze auf ihrem gepolsterten Sessel ein bißchen ein.

Marie Grubbe war matt von der Wärme. Sie suchte ihre heißen Wangen an den kleinen, beschlagenen Scheiben zu kühlen und blickte gleichzeitig auf die Straße hinaus, wo eine dünne Schicht frisch gefallenen Schnees die Luft blendendhell machte. Sah sie dann wieder in die Stube zurück, so wurde es doppelt dunkel und drückend. Plötzlich trat Ulrik Christian so rasch zur Türe herein, daß Frau Rigitze zusammenfuhr. Er gewahrte Marie gar nicht und ließ sich sogleich am Kamin nieder. Dann sprach er ein paar entschuldigende Worte, daß er sich so lange nicht habe blicken lassen, sagte, er sei müde, beugte sich dann auf dem Stuhle vor, die Hand unter die Wange gestützt, und schwieg, dem lebhaften Geplauder Frau Rigitzes nur halbes Gehör leihend.

Marie Grubbe war ganz blaß vor Aufregung gewor-

den, als sie ihn eintreten sah. Sie schloß ein Weilchen die Augen, als schwindelte es ihr, dann wurde sie glühendrot und vermochte kaum zu atmen. Sie hatte das Gefühl, als sänke der Fußboden unter ihr ein oder als schwebte das ganze Zimmer mit Tischen, Stühlen und Menschen durch die Luft; und alles, was darin war, erblickte sie so seltsam scharf und bestimmt, aber dabei so unruhig; es war, als vermöchte sie es nicht recht mit dem Auge festzuhalten, und dann sah alles auch so neu und fremd aus. Jedoch, lange dauerte es nicht, bis dies vorüberging und sie wieder zu sich kam. Da war er also. Sie wünschte, daß sie weit weg von hier oder nur droben in ihrer Kammer, in ihrer kleinen, friedlichen Kammer wäre; ihr war so bange zumute; sie fühlte, daß ihre Hände zitterten. Wenn er sie nur nicht sah!

Lautlos drückte sie sich tiefer in die Fensternische und heftete erst jetzt ihren Blick fest auf den Gast ihrer Muhme.

So sah er also aus! Nicht viel, viel größer? Und seine Augen waren ja gar nicht funkelnd schwarz; blau waren sie, schöne blaue, schwermütige Augen; das hätte sie gar nicht gedacht. Er war so blaß und sah so betrübt aus – jetzt lächelte er, aber nicht recht fröhlich; seine Zähne waren so weiß, und wie schön war sein Mund, so fein und klein!

Je länger sie ihn anschaute, desto schöner schien er ihr, und sie begann sich darüber zu wundern, daß sie ihn sich größer oder überhaupt anders vorgestellt hatte. Sie vergaß ganz ihre Furcht und dachte nur an all den Ruhm und all das Lob, das sie über ihn gehört hatte. Die ganze Zeit blickte sie ihn an, und sie stellte ihn sich vor an der Spitze seiner Scharen, vorwärtsstürmend unter dem Jubel des Volkes, und alles wich vor ihm zurück oder wurde beiseite geschleudert, wie die Wellen beiseite geschleudert werden, wenn sie schäumend wider die breite Brust eines Schiffes anspringen. Die Kartaunen

donnerten, Pallasche blitzten, und Kugeln piffen in dem gewitterdunklen Rauch, aber er sprengte vorwärts, kühn und aufrecht, und an seinem Steigbügelriemen schleifte der Sieg, wie es in der Chronik hieß, die sie gelesen.

Voller Bewunderung und Begeisterung strahlten ihre Augen ihn an.

Bei einer plötzlichen Bewegung erhaschte er diesen Blick. Er drehte den Kopf seitwärts, schaute vor sich nieder und hatte Mühe, ein frohlockendes Lächeln zu unterdrücken; dann erhob er sich und tat, als bemerkte er Marie Grubbe erst jetzt.

Frau Rigitze sagte, es sei ihre kleine Brudertochter, und Marie machte ihr Kompliment.

Ulrik Christian war erstaunt, auch ein wenig enttäuscht, zu erfahren, daß die Augen, die ihn so angeblickt hatten, die eines Kindes waren.

„Ma chère“, sagte er etwas spitz und sah auf ihre Arbeit hinab. „Sie ist die größte Meisterin darin, still und geheim zu arbeiten, die ich jemals gekannt habe; man hat ja die ganze Zeit nicht das geringste von Ihren Klöppeln gehört.“

„Ach“, erwiderte Marie, die ihn wohl verstand, „als ich den Generalleutnant sah“ – und sie schob das schwere Klöppelkissen auf die Fensterbank – „fiel mir ein, daß es jetzt eher Zeit sei, für Verbandzeug zu sorgen als für Haubenputz.“

„Mich dünkt doch, Hauben kleiden in Kriegszeiten ebenso reizend wie sonst“, sagte er und schaute sie an.

„Ja, aber wer hat Gedanken dafür in solchen Zeiten wie jetzt!“

„Viele“, sagte Ulrik Christian, den ihr Ernst zu ergötzen begann; „ich zum Beispiel.“

„Ich verstehe“, antwortete Marie und sah ernst zu ihm empor, „es ist ja nur ein Kind, mit dem Ihr redet.“ Sie verneigte sich zeremoniell und griff nach ihrem Klöppelkissen.

„Warte Sie ein wenig, kleines Fräulein!“

„Ach nein, laßt mich Euch nicht länger inkommodieren!“

„Höre Sie!“ sagte er und umspannte hart ihr Handgelenk und beugte sie über den Klöppeltisch zu sich herüber, „Sie ist mir, bei Gott, eine schwierige Person; aber“, flüsterte er, „hat mir eine guten Tag geboten mit einem Blicke wie der, mit dem Sie mich ansah, so will ich nicht im Handumdrehen mit einem so kärglichen Lebewohl abgespeist werden, ich will das nicht – also – küsse Sie mich jetzt!“

Marie drückte mit Tränen in den Augen ihre bebenden Lippen auf die seinen, er ließ sie los, und sie sank neben dem Tische nieder, den Kopf in den Armen verborgen.

Marie war ganz verwirrt. Sowohl an diesem Tage wie an dem folgenden hatte sie ein dumpfes Gefühl von Knechtschaft, das Gefühl, daß sie nicht mehr frei sei. Es war ihr, als hätte sich ihr ein Fuß auf den Nacken gesetzt, als wäre sie in den Staub getreten und könnte sich nicht mehr erheben. Aber es war keine bittere Empfindung, es war kein Trotz in ihren Gedanken, kein Wunsch nach Rache. Eine wunderbare Ruhe war über ihr Gemüt gekommen, kein fliegender Schwarm bunter Träume und auch kein Sehnen mehr. Ulrik Christian gegenüber empfand sie nichts Bestimmtes, sie wußte nur, wenn er sagte: „Komm“, so mußte sie kommen, wenn er sagte: „Geh“, so mußte sie sich entfernen. Sie verstand das nicht, aber so war es, so würde es bleiben, und anders konnte es nimmer werden.

Sie klöppelte und nähte den ganzen Tag mit einer ungewöhnlichen Ausdauer, und bei der Arbeit summte sie alle traurigen Weisen, die sie kannte: von den Rosen der Liebe, die welkten und nie wieder blühten, von dem Burschen, der seine Maid verlassen und in das fremde Land ziehen mußte, aus dem er nie, nie mehr zurück-

kehrte, und von dem Gefangenen, der so betrüblich lange in dem finsternen Turme saß, und wie dann zuerst sein edler Falke starb, darauf sein treuer Hund starb und zuletzt sein guter Grauschimmel starb, während sein treuloses Weib Malvine herrlich und in Freuden lebte. Diese Lieder sang sie und viele andere, und dazwischen seufzte sie, dazwischen brach sie beinahe in Weinen aus, so daß Lucie glaubte, sie sei krank, und darauf bestand, daß sie Wegerichblätter in ihre Strümpfe steckte.

Als Ulrik Christian ein paar Tage darauf wieder vorsprach und sanft und freundlich mit ihr redete, benahm auch sie sich, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen; aber sie sah mit kindlicher Neugier auf die großen weißen Hände, die sie so hart angefaßt hatten, und spähte in seinem Auge und lauschte in seiner Stimme auf das, was sie so hatte einschüchtern können, und auch den Mund mit dem schmalen, niederhängenden Schnurrbart betrachtete sie, aber verstohlen und mit einem heimlich prickelnden Schauder.

In der nächstfolgenden Zeit kam er fast täglich oder einen Tag um den andern, und Marie Grubbe wurde immer von ihm hingerissen. Wenn er fort war, schien das alte Haus ihr öde und tot, und sie sehnte sich nach ihm, wie der Schlaflose sich nach dem Morgen sehnt, aber wenn er dann kam, war ihre Freude doch niemals voll und frei, sie fühlte sich ihm gegenüber stets so unsicher.

In einer Nacht träumte ihr, sie sehe ihn durch die dichtgefüllten Straßen reiten, wie an jenem ersten Abend; allein kein Jubel erscholl, und alle Gesichter schauten kalt und gleichgültig auf ihn, ihr selbst wurde angst in der Stille, und sie wagte nicht, ihn anzulächeln, sondern verbarg sich hinter dem Haufen; da sah er sich um mit einem fragenden, seltsam wehmütigen Blick, und dieser Blick heftete sich auf sie, und sie drängte sich vor durch das Volksgewimmel, warf sich

nieder, gerade vor seinem Pferde, und es setzte seine kalten Eisen auf ihren Nacken ...

Sie erwachte, richtete sich im Bett auf und sah sich erstaunt in der kalten, mondhellen Kammer um: ach, es war nur ein Traum! Und sie seufzte, sie wollte ihm doch so gerne zeigen, wie sehr sie ihn liebte. – Ja, so war es, sie hatte es bisher nicht gewußt, sie liebte ihn. Es ward ihr bei dem Gedanken, als läge sie in feuriger Glut, es flimmerte ihr vor den Augen, und alle Pulse ihres Herzens pochten, pochten, pochten. Sie liebte ihn; wie seltsam war es, zu sagen, sie liebte ihn! So herrlich war es, so stolz, so machtvoll wirklich, aber doch so unwirklich. Herrgott, was konnte es frommen, daß sie ihn liebte... und Tränen kamen ihr in die Augen aus Mitleid mit sich selber – aber gleichwohl! Und sie barg sich wieder warm und weich unter das Federbett, es war doch schön, dazuliegen und so an ihn und an ihre Liebe zu denken, an ihre große, große Liebe.

Das nächstmal, als Marie Ulrik Christian sah, empfand sie kein Gefühl der Unsicherheit, im Gegenteil, das Geheimnis, mit dem sie sich trug, machte sie bedeutend in ihren eigenen Augen, und die Furcht, es zu verraten, gab ihrem Wesen etwas Beherrschteres, fast Erwachsenes. Jetzt kam eine schöne Zeit voller Träume und voller Sehnsucht, eine phantastisch herrliche Zeit; oder war es nicht herrlich, wenn Ulrik Christian fortging, ihm, vor ihm und allen andern verborgen, Hunderte von Handküssen nachzuwerfen, oder wenn er kam, sich vorzustellen, wie ihr geliebter Freund sie umarmen, ihr alle süßen Namen der Welt geben und sich zu ihr setzen würde, und wie sie dann einander in die Augen sehen würden – lange, lange, und wie ihre Hand durch sein weiches, braunes, lockiges Haar gleiten würde? Was machte es, daß es nicht geschah, im Gegenteil, sie wurde ganz rot bei dem Gedanken, daß es etwas war, das wirklich geschehen könnte.

Es waren schöne, glückliche Tage; allein da ereignete es sich, daß Ulrik Christian gegen Ende November gefährlich erkrankte. Seine Gesundheit, die lange durch alle möglichen Ausschweifungen geschwächt war, hatte vielleicht die andauernden Nachtwachen und die mit seinem Posten verknüpfte anstrengende Arbeit nicht aushalten können; vielleicht waren es auch neue Ausschweifungen, die den Bogen zu straff gespannt hatten. Eine schmerzhaft, zehrende Krankheit mit wilden Fiebergesichten und ewiger Unruhe brach aus und nahm nach kurzer Zeit eine so gefährliche Wendung, daß es offenbar wurde: der Name der Krankheit hieß Tod.



Es war der elfte Dezember.

In dem großen, lederbraunen Gemach, das zu Ulrik Christians Krankenzimmer führte, schritt der königliche Konfessionarius Hans Didrichsen Bartsckjær auf dem mit kunstvoll geflochtenen Strohmatte belegten Fußboden unruhig auf und ab. Er blieb zerstreut vor den Wandgemälden stehen und betrachtete scheinbar mit großer Aufmerksamkeit die nackten, üppigen Nymphen, welche im Schatten dunkler Bäume ausgestreckt lagen, die badenden Susannen und die süßliche Judith mit den kräftigen, bloßen Armen; aber lange vermochten sie ihn nicht zu fesseln, er trat ans Fenster und ließ den Blick rastlos von dem weißgrauen Himmel zu den feuchten, glänzenden Kupferdächern und den länglichen Haufen schmutzigen Tauschnees drunten im Schloßhof schweifen. Dann begann er erneut seine unruhige Wanderung, vor sich hin murmelnd und die Hände bewegend.

Es schien ihm, als werde die Türe geöffnet; er stand plötzlich still und horchte: nein! Dann holte er schwer Atem und ließ sich auf einen Sessel sinken, und dort saß er und seufzte und rieb sich beklommen die Hände,

als die Türe wirklich aufging und ein ältliches Frauenzimmer mit einer großen Falbelhaube aus rotgetüpfeltem Stoff ihm vorsichtig winkte.

Der Geistliche nahm sich zusammen, schob die Agende unter den Arm, glättete sein Gewand und trat in das Krankenzimmer.

Es war ein großer, ovaler Raum, von der Diele bis zur Decke mit dunklem Getäfel, aus dessen stark vertieften Mittelfüllungen eine Reihe häßlicher, buntgemalter Türken- und Mohrenköpfe mit weißen Zähnen hervorgrinste. Ein dünnes, blaugraues Tuch, mit dem das schmale, tiefe Gitterfenster bis unten verhängt war, hielt den unteren Teil der Stube in einem tiefen Halbdunkel, während das Licht auf der Deckenmalerei, wo Pferde, Waffen und nackte Leiber zu einem unentwirrbaren Gewimmel vereint waren, und auf dem Baldachin des Himmelbettes mit seinen silbergefransten Vorhängen aus gelbem Damast frei spielte.

Eine warme, von Salben und anderen Medikamenten stickige Luft schlug dem Geistlichen beim Eintritt entgegen und benahm ihm fast den Atem. Er tastete nach einem Stuhle, und auf ihn gestützt sah er in seinem Schwindelgefühl alles sich um ihn drehen, den Tisch mit Flaschen, Phiolen und Uringlas, das Fenster, die Krankenwärterin mit ihrer Haube, das Bett mit dem Kranken, das Waffengestell und die offenstehende Türe zum Nebenzimmer, wo das Feuer im Kamin flackerte.

„Gottes Friede, edler Herr!“ grüßte er mit zitternder Stimme, als der Schwindel sich etwas gelegt hatte.

„Was zum Teufel will Er hier?“ schrie der Kranke und richtete sich im Bett auf.

„Gemach, gnädigster Herr, gemacht!“ beschwichtigte ihn Schuhmachers Ane, die Krankenwärterin, trat an das Bett und strich liebkosend über das Federbett; „es ist der hochwürdige Konfessionar Seiner Majestät, der hierher geschickt ist und Euch die Beichte abnehmen soll.“

„Gnädigster Herr! Edler Herr Gyldenlöve!“ begann der Geistliche und näherte sich dem Bett, „wohl weiß ich, daß Ihr nicht zu den einfältigen Weisen oder weisen Einfältigen gehört habt, denen das Wort des Herrn zum immerwährenden Stabe und Sein Haus zur beständigen Herberge dient, und obwohl der Gott, der die Kartaunen des Donners erdröhnen läßt, auch der Gott ist, der die goldenen Palmen des Sieges oder die bluttriefenden Zypressen der Niederlage in Seiner Hand hält, so ist es doch bei den Menschen, wo nicht zu entschuldigen, so gleichwohl zu begreifen, daß der, dem es beschieden ist, über viel Volks zu gebieten und mit seinem Beispiel voranzugehen, für eine Weile vergessen kann, daß wir eitel nichts, wie ein schwankendes Rohr, ja wie kraftlose Reiser in den gewaltigen Händen des Schöpfers der Welt sind, und daß er in seiner Torheit denkt: Dies habe ich ausgerichtet, diese Tat ist eine Frucht, die ich zur Reife und zur Vollen dung gebracht habe. Allein, teurer Herr, jetzt, da Ihr auf Eurem harten Schmerzenslager ruht, jetzt hat sicherlich der Gott, der der huldreiche Gott der Liebe ist, Euren Sinn erleuchtet und Euer Herz zu sich hingewendet, also daß Ihr mit Angst und Beben Euch danach gesehnt habt, Eure ungesühnten Sünden zu be- kennen, auf daß Ihr trostvoll die Gnade und Verge- bung empfangen könnet, die Er mit liebevollen Händen Euch entgegenreicht. Die Schlangen der Reue mit den scharfen Zähnen ...“

„Bekreuzt mich vorn und bekreuzt mich hinten! Buße und Besserung, Vergebung der Sünden und das ewige Leben!“ höhnte Ulrik Christian und setzte sich ganz im Bett auf. „Glaubt Er, sauertöpfischer Glatz- kopf, der Er ist, glaubt Er, weil einem die Knochen in Stücken und Splittern aus dem Leibe schwären, müßte man geneigter werden, auf Sein Pfaffengeschwätz zu hören?“

„Gnädigster Herr, Ihr mißbraucht höchlich das Privilegium, welches Euer hoher Stand und mehr noch Eure bedauerliche Krankheit Euch verleihen, unnöthigerweise einen geringen Diener der Kirche zu schelten, der nur seine Pflicht erfüllt, indem er Eure Gedanken zu dem hinzuwenden sucht, was Euch gewißlich allein not tut. Ach, hoher Herr, es frommt wenig, wider den Stachel zu löcken! Hat die verzehrende Seuche, welche Euren Leib geschlagen, Euch nicht gelehrt, daß niemand dem Strafgericht des Herrn entgehen kann, und daß die Geißelhiebe des Himmels auf Hohe wie auf Niedrige fallen?“

Ulrik Christian unterbrach ihn lachend: „Da schwatzt Ihr, hol mich der Teufel, wie ein einfältiger Knabe. Das, was mich plagt, hab' ich mir ehrlich und redlich selber verschafft, und wenn Ihr wähnt, daß Himmel oder Hölle einem dergleichen zuschickt, so will ich Euch sagen, daß man es durch Pokulieren und Nachtschwärmerei und Galanterie und solcherlei Dinge bekommt, darauf könnt Ihr Euch verlassen. So, jetzt aber spediere Er mir Seine hochgelahrten Beine hier aus dem Zimmer hinaus, so schnell Er nur kann, sonst werd' ich ...“

Hier bekam er einen seiner Anfälle, und während er sich unter heftigen Schmerzen krümmte und wand, fluchte er so lästerlich, daß der Geistliche vor Ärger und Grauen erbleichte und zu Gott um Stärke und überzeugende Kraft betete, auf daß es ihm vergönnt sein möge, diese verwahrloste Seele der Wahrheit und den herrlichen Tröstungen der Religion zugänglich zu machen. Als der Kranke wieder ruhig geworden war, hob er von neuem an: „Herr, Herr, mit flehender Stimme beschwöre ich Euch, abzulassen von so garstigem Fluchen; bedenkt doch, daß die Axt schon an die Wurzel des Baumes gelegt ist, und daß er jählings abgehauen und ins Feuer geworfen wird, wenn er in seiner

Unfruchtbarkeit beharrt und nicht in elfter Stunde Blüten tragen und Frucht ansetzen will! Laßt ab von Eurer unseligen Widerspenstigkeit und werft Euch in Reue und Gebet Eurem Heiland zu Füßen ...“

Ulrik Christian hatte sich, als der Pfarrer begann, im Bett aufgesetzt; nun wies er drohend auf die Türe und schrie einmal übers andere: „Raus, Pfaff! Raus, marsch! Ich duld' Ihn nicht länger!“

„Und, lieber Herr“, fuhr der Geistliche fort, „wenn Ihr Euch verstockt, weil Ihr daran verzweifelt, Gnade zu finden, sintemal Eure Sündenlast allzu groß ist, so hört denn mit Jubel, daß der Gnadenquell Gottes unerschöpflich ist ...“

„Toller Pfaffenhund, geht Er jetzt!“ zischte Ulrik Christian zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, „eins – zwei –!“

„Und wenn Eure Sünden rot wie Blut, ja, wie türkischer Purpur wären ...“

„Rechtsum!“

„... Er wird sie doch weiß machen wie des Libanons ...“

„So soll doch Sankt Satan mit all seinen heiligen Engeln –!“ brüllte Ulrik Christian, indem er aus dem Bett sprang, einen Degen vom Waffengestell riß und heftig nach dem Pfaffen stieß; der aber hatte sich flink in das Seitenzimmer gerettet und die Türe hinter sich zugeschlagen. Ulrik Christian rannte jetzt wütend gegen die Türe, fiel dann kraftlos zu Boden und mußte ins Bett getragen werden, doch nahm er den Degen mit.

Der Rest des Vormittags verstrich in schläfriger Ruhe; Ulrik Christian hatte keine Schmerzen, und die Mattigkeit, die über ihn gekommen war, fand er angenehm und wohltuend. Er lag und starrte auf die Lichtpünktchen, die sich durch die Fäden des Tuches, mit dem das Fenster verhängt war, hereindrängten, und zählte die schwarzen Ringe des Eisengitters. Dazwi-

schen lächelte er vergnügt, wenn er an die Vertreibung des Pfaffen dachte, und wurde nur verdrossen, sooft Schuhmachers Ane ihn überreden wollte, die Augen zu schließen und zu versuchen, ob er nicht schlafen könne.

Nicht lange nach Mittag wurde hart an die Türe geklopft, und unmittelbar darauf trat der Pfarrherr der Trinitatiskirche, Magister Jens Justesen, ein. Der große, stark beleibte Mann mit den derben, kräftigen Zügen, kurzem schwarzem Haar und großen tiefliegenden Augen, trat sofort ans Bett und grüßte: „Guten Tag.“

Sobald Ulrik Christian sah, daß wieder ein Pfaffe an seinem Bette stand, wurde er so wütend, daß er an allen Gliedern bebte und sich in Flüchen und Schimpfwörtern erging wider den Prediger, wider Schuhmachers Ane, die seinen Frieden nicht besser wahrte, und wider Gott im Himmel und alles Heilige.

„Schweigt still, Menschenskind!“ donnerte Herr Jens; „ist das eine Sprache für einen, der schon mit einem Bein im Grabe steht? Braucht Ihr lieber den flackernen Lebensfunken, der noch in Euch ist, um Euren Frieden mit dem Herrgott zu machen, als Gezänk anzufangen mit den Menschen. Ihr gebaret Euch ja wie die Misseräter und Übeltäter, die, wenn ihr Urteil gefällt ist und sie sehen, daß sie den Zangen und dem Beil nicht entrinnen können, welche für sie in Bereitschaft gehalten werden, in ihrer jämmerlichen Ohnmacht mit schmutzigen Wahnsinnsworten dräuen und schelten wider Gott den Herrn, um sich dadurch selber Mut einzureden, und sich solcherweise über dem Meere der Zerknirschung, dem gelähmten Feigheitszustand und der knechtisch verzweifelten Reue aufrechtzuerhalten, worin solche Gesellen doch zuletzt versinken, und wovor sie fast mehr Furcht haben als vor dem Tod und den Qualen des Todes.“

Ulrik Christian hörte ruhig zu, bis er den Degen heimlich unter dem Federbett hervorgezogen hatte;

dann schrie er: „Nimm dich in acht, Pfaffenwanst!“ und machte einen Ausfall wider Herrn Jens, der aber den Stoß mit seiner breiten Agende sicher parierte.

„Laßt doch solche Pagenstreiche“, sagte er spöttisch; „dazu sind wir beide zu gut, und Sie da“, wandte er sich an Schuhmachers Ane, „Sie läßt uns jetzt besser allein.“

Ane ging, der Pfarrer rückte seinen Stuhl ans Bett, und Ulrik Christian legte den Degen aufs Kissen.

Dann sprach Herr Jens mit eindringlichen Worten von der Sünde und dem Sündenlohn, von der Liebe Gottes zu den Menschenkindern und vom Tode am Kreuze.

Während der Geistliche sprach, spielte Ulrik Christian mit dem Degen, so daß das Licht auf der blanken Klinge spielte, und er fluchte, sumnte Bruchstücke unzuchtiger Lieder und wollte ihn mit gotteslästerlichen Fragen unterbrechen, aber Herr Jens ließ sich nicht stören, sondern sprach weiter von den sieben Worten am Kreuze, von dem heiligen Abendmahl, von der Vergebung der Sünden und den Freuden des Himmelsreichs.

Dann aber richtete Ulrik Christian sich im Bett auf und sagte Herrn Jens gerade ins Gesicht: „Das ist alles eitel Lug und Trug.“

„Der Teufel soll mich auf der Stelle holen, wenn es nicht wahr ist!“ schrie der Pfarrer, „jedes ewige Wort!“ Und er schlug auf den Tisch, daß Kruken und Gläser durcheinanderfielen, und jetzt erhob er sich, und mit strenger Stimme redete er auf ihn ein und sagte: „Ihr verdientet, daß ich in meinem gerechten Zorn den Staub von meinen Füßen schüttelte und Euch einsam hier zurückließe als sichere Beute des Teufels und seines Reiches, denn dorthin werdet Ihr gewißlich kommen. Ihr seid einer von denen, die täglich den Herrn Jesum ans Kreuzesholz nageln, und für solche

stehen alle Pfulle der Hölle bereit. Spottet nicht über den furchtbaren Namen der Hölle; denn das ist ein Wort, das ein Feuer der Pein umfaßt, ja, das die jammervollen Wehklagen, das Heulen und Zähneklappern der Gemarterten und sich vor Schmerz Windenden in sich schließt! Ach, die Not und die Qualen der Hölle sind größer, als ein Mensch zu fassen vermag; denn wenn einer vom Rad zerbrochen oder unter dem Zwicken glühender Zangen stürbe und in den Gluten der Hölle erwachte, so würde er sich nach seiner Richtstatt sehnen wie nach Abrahams Schoß. Wohl sind Seuche und Siechtum bitter für das Fleisch des Menschen, wenn sie wie Zugwind Zoll für Zoll durch alle Fibern dringen und die Sehnen spannen, als müßten sie zerreißen, wenn sie wie ätzendes Feuer in den Eingeweiden brennen und mit stumpfen Zähnen am innersten Mark des Körpers nagen, aber die Qualen der Hölle sind wie ein sausender Sturmwind von Schmerzen, die an allen kleinsten Gliedern der Gelenke zerren, wie ein wirbelnder Orkan von unergründlichen Wehen, ein ewiger Wirbel von Jammer und Pein; denn wie eine Welle zum Strande schäumt, und die nächste ihr folgt in alle Ewigkeit, also folgen die versehrenden Stiche und Hiebe der Hölle einander ewig und ewiglich, ohne Ende und ohne Aufhören.“

Der Kranke sah sich verwirrt um. „Ich will nichts“, murmelte er, „ich will nichts; ich habe weder mit Eurer Hölle noch mit Eurem Himmelreich zu schaffen, ich will sterben, einzig und allein sterben, und weiter nichts.“

„Ihr werdet sicherlich sterben“, sagte der Pfarrer; „aber am Ende der dunklen Bahn des Todes sind nur zwei Pforten, die eine zu den Freuden des Himmelreichs und die andere zum Jammer der Hölle, und es gibt keinen anderen Weg, wahrhaftig nicht.“

„Doch, es gibt einen, Pfaff, es gibt einen – nicht

wahr? Antwortet! Gibt es nicht daneben ein tiefes, tiefes Grab für diejenigen, die ihre eigenen Wege gingen, ein tiefes, schwarzes Grab hinab zu nichts, zu gar nichts auf der Welt?“

„Diejenigen, die ihre eigenen Wege gingen, steuern dem Reiche des Teufels zu; es wimmelt von ihnen vor den Pforten der Hölle, Hohe und Niedrige, Alte und Junge stoßen und drängen sich, um dem klaffenden Schlunde zu entrinnen, und schreien elendiglich zu dem Gotte, dessen Weg sie nicht haben folgen wollen, daß er sie von dort hinwegführe. Das Geschrei der Abgründe ist über ihren Häuptionen, und sie winden sich in Jammer und Grauen, aber die Pforten der Hölle werden sich über ihnen schließen wie die Wasser über dem Ertrunkenen.“

„Ist das nun wahr, was Ihr erzählt, ist es wahr? Bei Eurem ehrlichen Namen, ist es mehr als Erdichtetes?“

„Ja!“

„Einerlei, ich will nichts, ich will Eurem Herrgott fernbleiben, ich will gar nicht ins Himmelreich, nur sterben.“

„So fahre denn hin zur schauerlichen Marterstatt der ewig Verdammten, wo die siedenden Wogen des endlosen Schwefelmeeres die unseligen Scharen umfluten. deren Gliedmaßen sich in den Krämpfen der Pein verzerren, und deren heiße Lippen nach Luft schnappen in den auflodernden Flammen. Ich sehe ihre Leiber umhertreiben wie weiße Möwen auf dem Meere, ja, wie fliegenden Gischt im tobenden Sturme, und ihr Geschrei ist wie das Brüllen der Erde, wenn ein Erdbeben ihre Eingeweide erschüttert, und ihr Jammer ist ohne Namen. Ach, daß mein Herz dich losbeten dürfte, du Armer! Allein die Gnade hat ihr Antlitz verhüllt, und die Sonne der Barmherzigkeit ist untergegangen!“

„Aber so hilf mir doch, hilf mir, Pfaff!“ stöhnte Ulrik Christian. „Wozu bist du Priester, wenn du nicht

helfen kannst? Bete, um Gottes willen bete! Sind keine Gebete in deinem Munde? Oder gib mir deinen Wein und dein Brot; darin ist ja Rettung, Erlösung, sagt man, in dem Wein und Brot. Oder ist's Lüge, lauter schmähhliche Lüge? Ich will kriechen vor deinem Gotte wie ein reuiger Knabe, er ist ja so stark, so ungerecht stark, so trostlos mächtig; mach ihn gut, deinen Gott, mach ihn gut gegen mich! Ich beuge mich, ich beuge mich, ich kann ja nicht mehr!“

„Bete!“

„Ja, ich will beten, ich will beten, soviel ich soll, ja!“ Und er kniete im Bett und faltete die Hände. „Ist's recht so?“ fragte er und sah Herrn Jens an. „Und was muß ich sagen?“

Der Pfarrer antwortete nicht.

Eine Weile lag Ulrik Christian so und starrte mit großen, fieberglühenden Augen empor. „Es sind keine Worte da, Pfaff!“ wimmerte er. „Herr Jesus! sie sind alle fort“, und er brach weinend zusammen.

Plötzlich fuhr er auf, ergriff seinen Degen, brach ihn entzwei und schrie: „Herr Jesus Christus, sieh, ich zerbreche meinen Degen!“ Und er hielt die blanken Klingensbruchstücke empor: „Pardon, Jesus, Pardon!“

Der Pfarrer sprach jetzt Worte der Versöhnung zu ihm und beeilte sich, ihm das Sakrament zu reichen, da seine Stunden gezählt zu sein schienen.

Dann rief Herr Jens Schuhmachers Ane und entfernte sich.

Da die Krankheit für ansteckend gehalten wurde, kam keiner der ihm Nahestehenden zu dem Kranken, doch drunten waren in einem Gemach einige Verwandte und Freunde, der Leibmedikus des Königs und einige Hofkavaliere versammelt, um die Adelspersonen, Gesandten, Offiziere, Hofleute und Ratsherren zu empfangen, welche vorsprachen und sich nach seinem Befinden erkundigten. Der Friede des Krankenzimmers

wurde daher nicht gestört, und Ulrik Christian war wieder allein mit Schuhmachers Ane.

Es begann zu dunkeln, Ane legte etwas Holz ins Kaminfeuer, zündete ein paar Kerzen an, holte ihr Gebetbuch hervor und machte sich's bequem; sie zog ihre Haube übers Gesicht und fiel bald in Schlaf. Draußen im Vorzimmer waren ein Bader und ein Lakai postiert worden für den Fall, daß etwas geschähe; sie lagen jetzt beide am Fenster auf dem Boden und würfelten auf der Strohmatte, damit es nicht klapperte, und sie waren so vertieft in ihr Spiel, daß sie nicht merkten, wie jemand durchs Zimmer schlich, bis sie hörten, wie die Türe des Krankengemachs geschlossen wurde.

„Es war der Medikus“, sagten sie und blickten einander erschrocken an.

Es war Marie Grubbe.

Sie näherte sich lautlos dem Bett und beugte sich über den Kranken, der still dalag und schlief. In dem trüben, unbestimmten Lichte sah er so bleich und fremd aus, die Stirne so totenblaß, die Augenlider so seltsam groß, und die mageren, wachsgelben Hände tasteten matt und hilflos auf dem dunkelblauen Kissen umher.

Marie weinte. „Bist du so krank?“ murmelte sie. Sie kniete vor dem Bett nieder, stützte die Ellenbogen auf den Bettrand und schaute ihm gerade ins Gesicht.

Er stöhnte und schlug die Augen auf. Suchend und unruhig war sein Blick.

„Ulrik Christian!“ sagte sie und legte die Hand auf seine Schulter.

„Ist noch jemand da?“ ächzte er matt.

Sie schüttelte den Kopf. „Bist du sehr krank?“ fragte sie.

„Ja, es ist bald aus mit mir.“

„Nein, nein! Das darf nicht sein, denn wen habe ich, wenn du von mir gehst? Nein, nein, wie soll ich's ertragen?“

„Zu leben? – Es ist leicht zu leben; aber ich habe das Brot und den Wein des Todes empfangen, ich muß sterben... ja, ja, ja... Brot und Wein, Fleisch und Blut – glaubst du, das kann... nein, nein, Jesu Christi Name, Jesu Christi Name! Sprich ein Gebet, Kind, ein recht starkes Gebet!“

Marie faltete die Hände und betete.

„Amen, Amen! Bete noch einmal! Ich bin ein so großer Sünder, Kind, es gehört so viel dazu, bete noch einmal, ein langes Gebet mit vielen Worten – vielen Worten! Ach nein, was ist das? Weshalb dreht sich das Bett? Halt fest, halt fest, es saust herum... wie ein wirbelnder Orkan von Qualen, ein ewiger Wirbel von Pein, und ... ha, ha, ha... bin ich wieder betrunken? Was ist das für ein Spiel? Und was, Teufel, hab' ich denn getrunken? Wein – ja gewiß, es war Wein, den ich trank! Ha, ha, lustig, mein Kind, lustig, küsse mich. mein Häschen!

Herzen und Küssen

Ist Himmel auf Erden...

Küsse mich nochmals, mein Täubchen, ich bin so kalt, aber du bist rund und warm... küß mich warm! – Und du bist weiß und drall und weiß und glatt...“

Er hatte die Arme um Marie geschlungen und preßte das erschrockene Kind an sich. Im selben Augenblick erwachte Schuhmachers Ane und sah den Kranken mit einem fremden Frauenzimmer schäkern. Drohend hielt sie ihr Gebetbuch empor und schrie: „Hinaus, du höllisch Weib – sitzt das lose Ding und tändelt mit dem Sterbenden. Raus, wer du bist – elender Bote des Menschenfeindes, des lebendigen Teufels!“

„Teufel!“ brüllte Ulrik Christian und schleuderte Marie Grubbe entsetzt von sich. „Weiche von mir, Satan! Hinaus, hinaus!“ Und er schlug Kreuz auf Kreuz. „O du verruchter Teufel, du wolltest mich zur

Sünde verlocken in meinem letzten Atemzug, in der letzten Stunde. Fort, fort im gesegneten Namen des Herrn, du verruchte Gestalt!“ Mit weit aufgerissenen Augen und Grauen in jedem Zuge stand er im Bett auf und deutete auf die Türe.

Sprachlos und außer sich vor Schrecken stürzte Marie hinaus.

Der Kranke warf sich nieder und betete und betete, während Schuhmachers Ane laut und langsam ein Gebet nach dem andern aus ihrem großgedruckten Buche las.

Einige Stunden später starb Ulrik Christian.

Nach dem Sturm auf Kopenhagen im Februar 1659 zog sich der Schwede zurück und begnügte sich damit, die Stadt eingeschlossen zu halten.

Die Belagerten atmeten jetzt freier, die Lasten des Krieges wurden minder schwer als zuvor, man fand Zeit, sich über das zu freuen, was man vollbracht und was man an Ehren und Privilegien errungen hatte. Wohl gab es auch solche, die dem bewegten Kriegerleben Geschmack abgewonnen hatten und mißmutig eine langweilige Friedenszeit mit ihren alltäglichen Szenen vor sich sahen, aber die Hauptmasse der Bevölkerung war froh und fühlte das Herz erleichtert. Und die Freude machte sich Luft in munteren Gelagen, denn alle Hochzeiten, Kindtaufen und Verlobungsfeiern, die wegen der drückenden Nähe des Feindes aufgeschoben worden waren, versammelten nun frohe Scharen in jeder Straße und Gasse der Stadt.

Jetzt fand man auch wieder Zeit, sich mit seinem Nächsten zu beschäftigen und den Splitter in dessen Auge zum Balken zu machen. Man fand Zeit, einander zu verleumden, zu beneiden und zu hassen. Brotneid und Mißgunst lebten kräftig auf, und alte Feindschaft schlug in neuen Groll und neuen Rachedurst aus. Einen gab es, der in der letzten Zeit die Zahl seiner Feinde vermehrt und fast den Haß aller auf sein Haupt geladen hatte, und das war Corfitz Ulfeldt. An ihm selbst konnte man sein Mütchen nicht kühlen, denn er befand sich sicher im Lager des Feindes; aber wen man von seinen Verwandten und den Verwandten seiner Gemahlin ihm freundlich gesinnt glaubte, den betrachtete man mit mißtrauischen Blicken; sie wurden belauert und geplagt, und der Hof kannte sie nicht mehr.

Es waren freilich nicht viele, denen solches galt,

allein unter den wenigen befand sich Sofie Urne, Ulrik Frederiks Verlobte.

Die Königin, die Ulfeldts Gemahlin mehr als Ulfeldt selber haßte, war von Anfang an gegen die Verbindung Ulrik Frederiks mit einer Dame gewesen, die so nahe mit Eleonore Christine verknüpft war, und jetzt, da Ulfeldts letzte Handlungen ihn und seine Anhänger in ein noch schlechteres Licht gestellt hatten, begann sie wieder sowohl beim König wie bei anderen darauf hinzuwirken, daß die Verlobung aufgehoben würde.

Es währte nicht lange, so hegte der König denselben Wunsch wie die Königin; denn man hatte ihm die wirklich intrigante Sofie Urne als so arglistig und gefährlich und Ulrik Frederik als so leichtsinnig und so lenkbar geschildert, daß ihm klar wurde, wieviel Verdruß und Unfriede hieraus erwachsen konnte; aber er hatte nun einmal seine Einwilligung gegeben und war allzu gewissenhaft hinsichtlich seines Wortes und seiner Ehre, um es zurückzunehmen. Er versuchte daher, Ulrik Frederik zu überreden. Er zeigte ihm, wie leicht das gute Verhältniß, in welchem er zum Hofe stand, durch eine Person gestört werden könnte, die ihm selbst und der Königin mit Recht so zuwider war, da sie ganz auf seiten der Feinde des Königshauses stand, und ferner, wie er seinem eigenen Glück im Wege war, sintemal man schwerlich demjenigen wichtige Ehrenposten anvertrauen würde, den man unter beständiger Einwirkung eines dem Hofe feindlichen Kreises wußte. Schließlich deutete er auf Jungfer Sofies ränkevollen Charakter hin und äußerte seinen Zweifel an ihrer wahren Liebe, denn eine echte und aufrichtige Liebe, sagte er, hätte eher entsagt, als den Geliebten in Gefahr und Ungelegenheit gebracht, sich eher trauernd zurückgehalten als sich frohlockend offenbart; Jungfer Sofie aber habe sich gar keine Skrupel gemacht, sondern im Gegenteil seine Jugend und blinde Liebe

mißbraucht. So sprach der König, aber er erreichte nichts bei Ulrik Frederik, der noch in frischer Erinnerung hatte, wieviel Überredung es ihn gekostet, die Jungfer zu bewegen, ihre Gesinnung zu erkennen zu geben, und als er den König verließ, war er noch fester entschlossen als zuvor, daß nichts ihn von ihr scheiden sollte. Seine Werbung um Sofie war der erste ernste Schritt, den er in seinem Leben getan hatte, und er setzte seine Ehre darein, ihn vollständig zu tun; so viele Hände waren immer bereit gewesen, ihn zu lenken und zu leiten, aber jetzt war er alt genug, er konnte allein gehen, und das wollte er. Was waren der Hof und die Gnade des Königs, was waren ihm Glanz und Ehre gegen seine Liebe? Nur für sie wollte er kämpfen und entbehren, nur ihr wollte er leben.

Aber der König ließ Christoffer Urte wissen, daß er gegen die Verbindung sei, und das Haus wurde daher Ulrik Frederik verschlossen, der jetzt Jungfer Sofie nur heimlich besuchen konnte. Anfangs war das wie Wind für brennende Flammen, doch allmählich bewirkte es, daß er seine Verlobte seltener sah, daß er sich klarer über sie wurde, und es gab Augenblicke, wo er an ihrer Liebe zweifelte, ja, nicht einmal recht wußte, ob sie ihn an jenem Sommertag nicht vielleicht gelockt hatte, aus sich herauszutreten, während sie ihn zurückzuhalten schien.

Der Hof, der ihn bisher mit offenen Armen aufgenommen, zeigte ihm nun eine eisige Kälte. Der König, der sich früher so warm mit seiner Zukunft beschäftigt hatte, war jetzt die Gleichgültigkeit selbst; nun streckten sich keine Hände aus, ihn zu leiten, und er begann sie zu vermissen, er war gar nicht der Mann, wider den Strom zu schwimmen; schon wenn er ihn nicht trug, wurde er mutlos. Von seiner Geburt an war ihm ein goldener Faden in die Hand gegeben; wenn er ihm nur folgte, ging es aufwärts zu Glück und Ehre; er hatte

ihn losgelassen, um selbst seinen Weg zu suchen, noch schimmerte er vor ihm – sollte er ihn wieder ergreifen? Er konnte sich nicht ermannen, dem König zu trotzen, er konnte Sofie nicht aufgeben; auf Schleichwegen mußte er sich zu ihr stehlen, sein Stolz litt unter dieser unwürdigen Heimlichkeit; das kam ihn fast am härtesten an, er war gewohnt, in Pomp und Pracht aufzutreten, nach Fürstenart jeden Schritt zu tun, und dies war so ganz anders. Tage und Wochen vergingen in tatenlosem Brüten und bei totgeborenen Plänen, ihn ekelte vor seiner Unschlüssigkeit, er begann sich selbst zu verachten, und dann der Zweifel: hatte nicht sein ewiges Zögern ihre Liebe getötet, oder hatte sie ihn nie geliebt? Sie sei so klug, sagten alle; ja, gewiß war sie klug, aber war sie wirklich so klug, wie es hieß? Ach nein, was wäre denn Liebe, wenn sie nicht liebte, und doch, und doch...

★

Hinter Christoffer Urnes Garten lief ein schmales Gäßchen, nicht breiter, als daß ein Mann sich hindurchzwängen konnte; diesen Weg mußte Ulrik Frederik einschlagen, wenn er seine Verlobte besuchen wollte, und er nahm dann gern Kurzbold mit, der am Ende des Gäßchens Wache halten mußte, damit niemand ihn von der Straße her über das Plankenwerk klettern sähe.

Es war eine laue, mondhelle Sommernacht, drei bis vier Stunden nach Schlafenszeit; Daniel hatte sich in seinen Mantel gehüllt und sich auf die Überreste eines Schweinetrogs gesetzt, der von einem anstoßenden Hofe in das Gäßchen geworfen worden; er war heiter gestimmt, ein wenig bezechet, und kicherte über seine eigenen lustigen Gedanken. Ulrik Frederik war schon über das Plankenwerk in den Garten gesprungen. Der Holunder duftete stark, auf dem Rasen lag Linnen in langen, weißen Stücken zum Bleichen, es rauschte leise

in den Ahornbäumen über ihm und in den Rosensträuchern zu seiner Seite; sie waren voll roter Blüten, aber in dem starken Mondlicht erschienen sie ihm fast weiß. Er ging auf das Haus zu, da lag es mit seiner grellen weißen Wand und den gelblich glitzernden Scheiben. Wie still war alles, glänzend und still! ... Jetzt zirpten die schwirrenden Glastöne einer Grille durch die Luft, die scharfen, bläulichen Schatten der Stockrosen standen wie an die weiße Mauer gemalt, ein leichter Dunst stieg von der Bleiche empor – jetzt den Türriegel zurückgeschoben, und er war drinnen im Dunkeln. Vorsichtig tastete er sich die alte Treppe hinan, die schwüle, gewürzte Bodenluft schlug ihm entgegen, und die morschen Dielenbretter knarnten und krachten unter seinen Füßen. Der Mond schien durch ein kleines Dachfenster herein und zeichnete dessen viereckige Form hell auf der glatten Oberfläche eines Kornhaufens ab. Über den Haufen hinweg; der Staub wirbelte im Lichtschimmer hinter ihm auf; jetzt stand er vor der Türe der Giebelkammer. Sie wurde von innen geöffnet, ein schwacher, rötlicher Schein ließ einen Augenblick den Kornhaufen, den schrägen, rußiggelben Schornstein und die Dachsparren aus dem Dunkel hervortreten, dann verschwand das alles, und Ulrik Frederik stand drinnen bei Sofie in der Kleiderkammer des Hauses.

Es war ein niedriges, kleines Gelaß, voll großer Linnenschränke. Unter dem Bodengebälk hingen Leinwandbeutel mit Daunen und Federn, alte Spinnrocken standen in den Winkeln, und die Wände waren mit Zwiebelbündeln und silberbeschlagenem Pferdegeschirr behängt. Drüben unter dem Fenster, das mit großen Holzläden verschlossen war, stand auf einer messingbeschlagenen Truhe eine kleine Handlaterne. Sofie öffnete die Hornscheibe der Laterne, damit sie etwas heller leuchtete; ihr Haar war aufgelöst und hing über das Rücken-

teil der pelzverbrämten Tuchjacke hinab, die sie über ihrem Beiderwandskleid trug; ihr Antlitz war blaß und verhärtet, aber dennoch lächelte sie und schwatzte in einem fort. Sie hatte sich auf einen niedrigen Schemel gesetzt, die Hände um die Knie gefaltet und plauderte munter zu Ulrik Frederik hinauf, der dastand und gar nichts sagte; aber sie plauderte aus Angst, denn seine Verstimmung hatte sie besorgt gemacht.

„Nun, Junker Stumm und Störrisch“, sagte sie, „du sprichst ja kein Wort; sind dir denn in all den hundert Stunden nicht hundert Dinge eingefallen, die du mir zuflüstern möchtest? Ach, dann hast du dich nicht gesehnt wie ich!“ Sie putzte die Kerze in der Laterne mit den Fingern und warf die glimmende Schnuppe auf den Boden, und Ulrik Frederik näherte sich ihr unwillkürlich um einen Schritt und trat den Funken aus.

„Das war recht“, fuhr sie fort, „komm hierher und setze dich, aber erst mußt du knien und seufzen und mich bitten, dir gut zu sein, denn es ist schon die dritte Nacht, daß ich hier sitze und wache; gestern und vorgestern saß ich vergebens auf und wartete und sehnte mich, bis meine Augen stumpf wurden.“ Sie erhob drohend die Hand: „Auf die Knie, Junker Treulos, und flehet, als bätet Ihr um Euer Leben!“ Dies sprach sie mit scherzender Feierlichkeit, dann lächelte sie und sagte halb bittend, halb ungeduldig: „Komm nun und knie, komm und knie!“

Ulrik Frederik sah sich fast unwillig um, es war so lächerlich, hier in Christoffer Urnes Rumpelkammer niederzuknien, aber er kniete doch, schlang den Arm um ihren Leib und verbarg sein Gesicht in ihrem Schoße, allein er sagte nichts.

Auch sie schwieg beklommen und ängstlich. Sie hatte gesehen, daß Ulrik Frederik bleich und verhärtet und sein Auge scheu und unruhig war. Ihre Hand spielte

sorglos mit seinem Haare, aber ihr Herz pochte stürmisch in ahnungsvollem Bangen.

In dieser Stellung saßen sie lange.

Plötzlich sprang Ulrik Frederik auf.

„Nein, nein!“ sagte er, „so kann es nicht weitergehen! Gottvater, unser Herr im Himmel, weiß, du bist mir so teuer wie mein Herzblut, so daß ich nimmer weiß, was für ein Leben das werden mag, wenn ich ohne dich leben soll. Aber was kann es nützen? Wohin soll es führen? Sie sind uns alle ja so feindlich, kein Mund hat ein tröstliches Wort für uns, jeder wendet sich von uns ab. Es ist, als überliefe sie ein kalter Schauer, wenn sie mich jetzt erblicken; und früher war es wie ein Licht, wenn ich kam. Ich stehe so allein, Sofie, so bitterlich, bitterlich allein! Ja, ich weiß, du hast mich gewarnt – und ich empfinde es als Sünde und Schmach, daß ich die Bitte an dich richten will, aber dieser Kampf zehrt mich auf, er hat meinen Mut und meine Würde vernichtet, daß ich glühe vor Scham; aber kleinlaut und zaghaft bitte ich dich: Gib mich frei! Gib mir mein Wort zurück, herzliebes Mädchen!“

Sofie hatte sich erhoben, sie stand reglos und kalt wie eine Statue und schaute ihn ernst an, während er sprach.

„Ich bin in der Hoffnung“, sagte sie ruhig und fest.

Hätte sie ja gesagt, hätte sie ihn frei gegeben, Ulrik Frederik fühlte es, er hätte es nicht angenommen, wäre ihr anbetend zu Füßen gefallen, hätte, ihrer gewiß, dem König und allen getrotzt; aber sie tat das nicht, sie zerrte nur an seiner Kette, um ihm zu zeigen, wie fest er angebunden war – oh, sie war klug, wie man sagte. Es kochte in ihm, er hätte auf sie losstürzen, sie an ihrer weißen Kehle packen mögen, um ihr die Wahrheit zu entpressen, um sie zu zwingen, jedes Blütenblatt in der Rose ihrer Liebe mit all seinen Schatten und all seinen Falten offen vor ihn hinzulegen, damit er Gewißheit

erlangte; allein er beherrschte sich und sagte mit einem Lächeln: „Gewiß, ich weiß – es war ja bloß Scherz, verstehst du.“

Sofie blickte ihn unruhig an, nein, es war nicht bloß Scherz, sicher nicht. Weshalb kam er nicht und küßte sie, wenn es Scherz war? Weshalb blieb er so still drüben im Schatten stehen? Könnte sie ihm nur in die Augen sehen! Nein, es war kein Scherz, er hatte sie ebenso ernst gefragt, wie sie geantwortet hatte – ach, diese Antwort! Sie ahnte, was sie dadurch verlor. Er hätte sie nicht verlassen, wenn sie ja gesagt hätte. „O Ulrik Frederik“, sagte sie, „ich dachte nur an unser Kind; aber wenn du mich nicht mehr lieb hast, so geh, geh rasch und baue dir dein Glück auf, ich halte dich nicht.“

„Verstehst du denn nicht, daß es nur Scherz war? Glaubst du, ich könnte mein Wort zurückerbitteln und mit ihm in Schmach und Schanden davonschleichen? Ich müßte ja“, sagte er, „jedesmal, wenn ich den Kopf höbe, in Angst sein, daß der Blick, der meine Unehre gesehen, dem meinen begegnete und ihn nötigte, schamvoll zu Boden zu starren.“ Und er meinte, was er sagte. Hätte sie ihn so innig geliebt, wie er sie geliebt hatte, dann vielleicht, aber jetzt nimmermehr.

Sofie ging zu ihm hin, lehnte das Haupt an seine Schulter und weinte.

„Leb wohl, Ulrik Frederik“, sagte sie, „geh, geh! Selbst wenn ich dich mit einem Haare anbinden könnte, würde ich dich nicht zurückhalten in der Stunde, da du dich fortsehnst.“

Er schüttelte ungeduldig den Kopf. „Liebe Sofie“, sagte er und entwand sich ihren Armen, „laß uns jetzt kein Komödienspiel miteinander treiben, ich bin es dir wie mir selbst schuldig, daß der Priester unsere Hände zusammenfügt. Das kann nicht schnell genug geschehen, daher soll es auch in wenigen Tagen sein, aber in aller

Verborgenheit; denn es frommt zu nichts, die Welt noch mehr wider uns aufzubringen, als wir es schon getan haben.“ Sofie wagte nichts darauf zu erwidern, und sie beredeten, wie und wo es bewerkstelligt werden sollte. Endlich sagten sie einander zärtlich Lebewohl.

Als Ulrik Frederik in den Garten kam, war der Mond untergegangen und alles dunkel; einzelne schwere Regentropfen fielen vom schwarzen Himmel. Auf den Höfen krächten die wachsamen Hähne, aber Daniel war auf seinem Posten eingeschlafen.

In seinem Prunkzimmer wurde eine Woche darauf Ulrik Frederik von einem armen Geistlichen heimlich mit Jungfrau Sofie Urne getraut. Aber das Geheimnis blieb nicht gewahrt: ein paar Tage später sprach die Königin mit dem König darüber. Die Folge davon war, daß die Ehe nach einem Monat durch königlichen Befehl aufgehoben wurde, und fast gleichzeitig wurde Sofie mit Zustimmung ihrer Verwandten ins Frauenkloster von Itzehoe geschickt.

Ulrik Frederik machte keinen Versuch, diesen Schritt abzuwenden; wohl fühlte er sich dadurch gekränkt, aber er war müde und abgestumpft und beugte sich in dumpfem Mißmut vor dem, was, wie er sagte, nun einmal so sein sollte. Fast jeden Tag war er betrunken, und er liebte es, wenn der Wein seine Wirkung getan hatte, den paar getreuen Zechbrüdern, die sein einziger ständiger Umgang waren, weinend und klagend das süße, friedliche Glücksleben zu schildern, das er hätte führen können, und endete jedesmal mit schwermütigen Andeutungen, daß seine Lebenstage gezählt seien, und daß man bald sein gebrochenes Herz zu der Heilstätte tragen werde, wo das Lager aus schwarzen Daunen bereitet wurde und die Würmer als Bader amtierten.

Um diesem Leben ein Ende zu machen, hieß der König ihn die Truppen begleiten, welche die Holländer nach Fünen hinüberschickten. Von dort kehrte er Mitte

November mit der Botschaft des Sieges bei Nyborg zurück. Er stand jetzt erneut in der Gunst des Königs und nahm seinen Platz in den Reihen des Hofes ein, wurde zum Oberst zu Pferde ernannt und schien nun wieder ganz er selbst geworden zu sein.

Marie Grubbe ist jetzt siebzehn Jahre alt.

An dem Nachmittag, wo sie entsetzt von Ulrik Christians Sterbelager geflohen, war sie in ihre Kammer hinaufgestürzt und händeringend auf und ab gegangen, wehklagend, als würde sie von körperlichen Schmerzen gequält, so daß Lucie ganz atemlos zu Frau Rigitze hinuntereilte und sie bat, doch um Gottes willen einmal nachzusehen, sie glaube, es sei in Jungfer Marie inwendig etwas gesprungen. Frau Rigitze war denn auch heraufgekommen, hatte aber dem Kinde kein Wort entlocken können. Marie hatte sich vor einem Stuhl niedergeworfen und ihr Antlitz im Polster vergraben. Auf alle Fragen der Frau Rigitze antwortete sie nur, sie wolle nach Hause, sie wolle nach Hause, sie könne jetzt nicht mehr hierbleiben, und sie weinte und schluchzte und warf den Kopf hin und her. Da gab Frau Rigitze ihr eine Tracht Prügel, schalt Lucie aus, sie hätten sie mit dem dummen Gewäsch fast ums Leben gebracht, und überließ sie dann sich selbst.

Es war Marie gleichgültig, daß man sie schlug. Hätte man ihr in den glücklichen Tagen ihrer Liebe eine körperliche Züchtigung erteilt, so wäre dies ihr als das schwärzeste Unglück, als die tiefste Beschämung erschienen; jetzt aber war es ihr gleichgültig, jetzt, wo all ihr Sehnen, ihr Glaube und jede ihrer Hoffnungen in einer einzigen kurzen Stunde verwelkt, zusammengeschrumpft und zerstoßen waren. Sie dachte daran, daß sie einmal daheim auf Tjele die Knechte einen Hund, der in den hoch umzäunten Entenpark geraten war, hatte zu Tode steinigen sehen; das arme Tier schwamm stumm umher; hinauf konnte es nicht, und das Blut entströmte ihm, ein Stein verwundete es hier, ein anderer dort, und sie erinnerte sich, daß sie bei jedem

Stein, der niederfiel, zu Gott gebetet hatte, er möge recht tief treffen; denn das Tier war so jämmerlich zugerichtet, daß Schonung die ärgste Sünde gewesen wäre. Jetzt war ihr selbst wie der armen Diana zumute, und sie hieß jeden Kummer, jede Bitterkeit willkommen, wenn sie nur recht treffen wollte; denn jetzt fühlte sie sich so unglücklich, daß der Gnadenstoß ihre einzige Hoffnung und Sehnsucht bildete. Oh, wenn dies das Ende aller Größe war: ein sklavisch feiges Gewinsel, ein lüsterner Wahnwitz und kriechende Angst, oh, dann gab es keine Größe! Der Held, von dem sie geträumt, ritt mit klirrenden Sporen und klingelndem Zaum zu den Toren des Todes hinaus; mit entblößtem Haupt und gesenktem Degen, aber nicht mit Angst in gläsernen Augen, nicht mit Gnadengebeten auf zitternden Lippen. Es gab also keine strahlenden Gestalten, nach denen sie mit anbetender Liebe sich sehnen, keine Sonne, von deren Licht sie sich blenden lassen konnte, so daß alles Strahlen und Glanz und Farbe wurde. Matt und grau – alles war matt und grau und öde, bodenloser Alltag, laues Werktagsleben samt und anders.

Solche Gedanken hegte sie in der ersten Zeit; es war ihr, als wäre sie auf ein armes Stündlein in eine seltsame, bunte Fabelwelt entrückt gewesen, in deren warmer, lebensschwangerer Luft ihr ganzes Wesen sich wie eine wunderbare fremde Blume entfaltet und Sonne von allen Blättern gestrahlt und Duft aus allen Poren gehaucht hätte, und selig in ihrem Licht und Duft war sie gewachsen und gewachsen, Blatt an Blatt in dichtem Gewimmel, Trieb auf Trieb sich entfaltend in unaufhaltsamer Kraft und Fülle. Und nun war das alles vorbei; sie war wieder unfruchtbar und arm, leer und vor Kälte erstarrt, und so war die ganze Welt, alle Menschen, die es gab, waren so. Und doch lebten sie drauflos in törichte Geschäftigkeit. Oh, das Herz wurde krank in ihr vor Ekel, wenn sie sah, wie sie ihre klägliche Ar-

mut ausbreiteten und ausstreckten und stolz auf den hochwertigen Klang im Gepolter ihrer Leere horchten.

Jetzt griff sie begierig nach dem Schatze alter Postillen, der ihr so oft angeboten und ebenso oft von ihr verschmäht worden war, und sie fand einen trübseligen Trost in ihren strengen Worten vom Elend der Welt und der Eitelkeit aller irdischen Dinge, aber ein Buch war darunter, über dem sie vor allen anderen saß und zu dem sie immer wieder zurückkehrte, und das war die Offenbarung Johannis. Sie wurde nicht müde, die Pracht des himmlischen Jerusalems zu beschauen, sie malte es sich in allen Einzelheiten aus, wandelte durch seine kleinsten Gassen und blickte zu allen Türen hinein; sie ließ sich blenden von dem Strahlenglanze von Sardis und Beryll, Chrysopras und Hyazinth, sie ruhte im Schatten der Perlentore und spiegelte sich in dem lauterem Golde der Straßen. Oftmals dachte sie sich auch aus, wie sie und Lucie und Muhme Rigitze und alle die anderen in Kopenhagen sich gebärden würden, wenn der erste Engel die Schale des Zornes Gottes auf die Erde ausgösse, und wenn der zweite die seine und der dritte die seine ausgösse; weiter kam sie niemals, denn es fing immer wieder von vorne an.

Sie war unermüdlich darin, wenn sie bei ihrer Arbeit saß, lange Passionslieder mit lauter und klagender Stimme zu singen; und war sie müßig, so betete sie lange Gebete aus der „Gebetskette“ oder den „Stimmen der zwölf göttlichen Monate“, denn die beiden Bücher kannte sie fast auswendig.

In all dieser Frömmigkeit war ein gut Teil versteckten Ehrgeizes; wohl fühlte sie wirklich die Schwere der Sündenfesseln, fühlte Sehnsucht nach Gemeinschaft mit Gott, aber es lag doch zugleich all diesen geistlichen Übungen ein halbklares Gelüst nach Macht zugrunde, die halbbewußte Hoffnung, eine der auserwählten Frommen, eine der ersten im Himmelreich zu werden.

Ihr Wesen hatte sich durch alles dies ganz gewandelt; sie wurde verschlossen und menschenscheu, und auch ihr Aussehen änderte sich: sie wurde mager und blaß, und ihre Augen bekamen einen harten, brennenden Glanz, und das war kein Wunder; denn die furchtbaren Gesichte der Apokalypse zogen in ihren nächtlichen Träumen an ihr vorüber, und den ganzen Tag brüteten ihre Gedanken über allem, was das Leben an Finsterem und Schwerem enthielt, und abends, wenn Lucie in Schlaf gefallen war, stand sie aus ihrem Bett auf und fand ein mystisch-asketisches Behagen darin, mit bloßen Knien auf dem Boden zu liegen und zu beten, bis die Beine sie schmerzten oder sie vor Kälte ihre Füße nicht mehr fühlte.

Dann kam die Zeit, wo der Schwede sich zurückzog und ganz Kopenhagen seine Zeit darin teilte, als Wirt einzuschenken und als Gast auszutrinken; und an einem dieser Tage trat bei Marie ein Umschlag ein; denn an diesem Tage kam Frau Rigitze in Begleitung einer Schneiderin in ihre Kammer herauf und füllte Tisch und Stühle mit dem Reichtum an Jacken, Kleidern und perlenbesetzten Hauben, die Marie von ihrer seligen Mutter geerbt hatte; man fand es jetzt nämlich an der Zeit, daß Marie die Tracht Erwachsener trüge.

Es war entzückend, zum Gegenstand all der Geschäftigkeit gemacht zu werden, die jetzt über die kleine Kammer hereinbrach, all dieses Auftrennens und Maßnehmens und Zuschneidens und Zusammenheftens; und wie schön war dieser hochrote Atlas, wenn er schwer in langen, reichen Farben erglühte oder hell erglänzte, wo er eng und stramm saß; und wie fesselnd, wie wunderbar fesselnd war es, den eifrigen Erörterungen zu lauschen, ob jenes Seidengewebe nicht zu dick sei, um so recht die Figur hervorzuheben, oder ob dies grelle Grün wohl zu ihrer Haut passen würde! Keine Gewissensqualen, keine schwermütigen Träumereien hielten dieser frohen, strahlenden Wirklichkeit stand. Und nun

erst einmal an der Festtafel zu sitzen – und sie kam jetzt zu Festmählern – mit diesem schneeweißen, gekräuselten Halskragen unter anderen Jungfrauen mit ebenso gekräuselten Kragen, da würde jene ganze Zeit ihr fremd werden wie ein tagalter Traum; und wenn sie erst in langem, bauschigem Goldbrokatkleid und Spitzenhandschuhen Sarabande und Pavane getanzt hatte, so würden jene seelischen Ausschweifungen ihre Wangen vor Schamröte erglühen machen.

Und sie schämte sich wirklich; sie tanzte wirklich Sarabande und Pavane, denn zweimal wöchentlich nahm sie nun mit anderen jungen Adligen in Christen Skeels großem Saale Tanzstunde, wo ein alter Mecklenburger sie in Haltung, Pas und Reverenzen nach der neuesten spanischen Art unterwies. Außerdem lernte sie Laute spielen und mußte sich im Französischen vervollkommen, denn Frau Rigitze hatte jetzt so ihre eigenen Pläne.

Marie war glücklich.

Wie ein junges Fürstenkind, das gefangen gehalten war und aus dem Dunkel des Gefängnisses und dem barschen Umgang mit dem Gefangenwärter von einem jubelnden Volke auf den Thron gehoben wird, dem man den Goldreif der Macht und Ehre auf die Locken drückt, dem alles ehrerbietig entgegenlächelt, das alles sich vor ihm beugen und sein Herrscherrecht anerkennen sieht, so war auch sie aus ihrer stillen Kammer in die Welt hinausgetreten, und alle hatten ihr gehuldigt und geschmeichelt, als wäre sie eine Königin, alle hatten sich lächelnd vor der Macht ihrer Schönheit gebeugt.

Es gibt eine Blume, die man Perlhyaazinthe nennt. Dem Blau dieser Blume glich die Farbe ihrer Augen, aber sie waren an Glanz wie der fallende Tautropfen und tief wie ein Saphirstein, der im Schatten ruht. Sie konnten sich so schüchtern senken wie ein süßer, verhallender Ton, und sich so kühn heben wie eine Fan-

fare. Wehmütig – ja, wenn der Tag naht, dann erblassen die Sterne mit einem verschleierten Zitterlicht; so war ihr Blick, wenn er wehmütig war. Er konnte so lächelnd-vertraulich auf einem weilen, und da ward es manchem zumute, als ob im Traume fern, aber dringlich sein Name gerufen würde. Wenn sich ihr Blick jedoch verfinsterte, hoffnungslos und voller Not, so war es, als hörte man Blutstropfen rinnen.

Das war der Eindruck, den sie machte, und sie wußte es, aber nur halb. Hätte sie es ganz gewußt, und wäre sie älter gewesen, vielleicht wäre sie dann wie zu Stein geworden durch ihre eigene Schönheit und hätte sich als ein seltenes, kostbares Kleinod betrachtet, das nur in blanker und reicher Fassung erhalten werden müsse, um von allen begehrt zu werden, hätte sich kalt und ruhig bewundern lassen. Aber so verhielt es sich nicht. Ihre Schönheit war so viel älter als sie selbst, und sie hatte deren Macht so plötzlich kennengelernt, daß es lange währte, bis ihr Wesen sich mit Ruhe und Sicherheit darauf stützen und sich von ihr tragen lassen konnte; im Gegenteil, sie gab sich viel Mühe, zu gefallen, wurde nicht wenig kokett und sehr putzsüchtig, und ihr Ohr sog begierig jedes schmeichelnde Wort, ihr Auge die bewundernden Blicke ein, und sie bewahrte das alles getreulich in ihrem Herzen.

Sie zählte jetzt siebzehn Jahre, und heute war Sonntag, der erste Sonntag nach dem Friedensschluß. Vormittags hatte sie dem Dankgottesdienst beigewohnt, und nun stand sie und putzte sich, um mit Frau Rigitze einen Nachmittagsspaziergang zu machen.

Die ganze Stadt war an diesem Tage halb wie in Aufruhr; denn die Tore waren erst durch den Friedensschluß wieder geöffnet worden, nachdem sie volle zwei- undzwanzig Monate gesperrt gewesen. Alle mußten daher jetzt hinaus, um zu sehen, wo die Vorstadt standen, wo der Feind gelegen und wo „die Unsrigen“

gekämpft hatten; man mußte in die Laufgräben hinunter und auf die Brustwehren hinauf; es mußte in die Minenstollen gespäht und an den Schanzkörben gepupft werden; hier hatte dieser gestanden, und dort war jener gefallen; jener war dort ausgerückt und hier umzingelt worden, und alles da draußen war merkwürdig, von den Räder Spuren der Kanonenlafetten und den Kohlenresten der Wachtfeuer bis zu dem zerschossenen alten Plankenwerk und den von der Sonne gebleichten Pferdeschädeln, und das gab ein Erzählen und Erklären, ein Vermuten und Debattieren, Wälle hinauf und Schanzen hinab, Mauern hinan und Palisaden hinunter.

Geert Pyper und seine ganze Familie stolzierte dort umher, und er stampfte wohl hundertmal auf die Erde und fand meistens, es klinge so wunderbar hohl, und seine beliebte Ekehälfte zupfte ihn ängstlich am Ärmel und bat ihn, nicht allzu verwegen zu sein, allein Meister Geert trampelte nichtsdestoweniger fest umher. Der erwachsene Sohn zeigte seiner kleinen Braut, wo er in der Nacht postiert gewesen war, als man ein Loch in seinen Düffelmantel geschossen hatte, und wo dem Sohne des Holzdrehers der Kopf abgeschossen worden war. Unterdessen weinten die kleinen Kinder, weil sie die von ihnen gefundene Gewehr kugel nicht behalten durften; denn Erik Lauritzen sagte, sie könnten vergiftet sein. Er war nämlich auch draußen und stocherte in dem halbverfaulten Stroh umher, wo die Baracken gestanden, sintemal er sich an die Geschichte von einem Soldaten erinnerte, der vor Magdeburg gehängt wurde, und unter dessen Kopfkissen sieben seiner Kameraden so viel Geld fanden, daß sie desertierten, als die Plünderung der Stadt vor sich gehen sollte.

Ja, das war ein Kommen und Gehen. Die grünen Felder und weißgrauen Wege waren schwarz getüpfelt von Leuten, welche umherspazierten und die ihnen

wohlbekannten Stellen so genau und aufmerksam betrachteten, als wäre es eine neu entdeckte Welt oder ein nie zuvor gesehenes Eiland, das eben aus dem Meere emporgetaucht; und viele waren da, die, als sie die Gegend so frei und offen vor sich liegen sahen, Feld an Feld und Wiese an Wiese, von einer plötzlichen Wanderlust ergriffen wurden und immerfort gingen und gingen, wie berauscht von der Weite, der schrankenlosen Weite des Raumes. Später am Nachmittag, gegen die Vesperzeit, lenkten jedoch die meisten ihre Schritte wieder zur Stadt und begaben sich zum Nordviertel, nach dem Sankt Petrikirchhof und den umliegenden großen Gärten, denn es war so Brauch seit alten Zeiten, daß man an den Sommersonntagen nach dem Nachmittagsgottesdienst dort lustwandelte und im Schatten der grünen Bäume frische Luft schöpfte. Zu der Zeit, wo der Feind vor den Wällen lagerte, war diese Sitte von selbst fortgefallen, und der Kirchhof lag an den Festtagen wie an den Wochentagen leer, allein heute war sie wiederaufgenommen worden, und durch beide Eingänge auf der Nordstraßenseite strömten dichte Scharen herein; Adlige und Bürger, niedrig und hoch, alle hatten sich der breitwipfligen Linde auf dem Sankt Petrikirchhof erinnert.

Zwischen grünen Grabhügeln und auf breiten Leichensteinen lagen Bürgersleute in munteren Gruppen, Mann und Frau, Kinder und Bekannte, und verzehrten ihr Abendbrot. Der Lehrjunge stand dahinter und kaute vergnügt den leckeren Sonntagsbissen, während er auf den Korb wartete. Kleine Kinder trippelten, die Hände voller Überreste, zu den ausgehungerten Betteljungen droben auf der Mauer; wißbegierige Knaben buchstabierten sich durch die langen Grabinschriften, und Vater hörte bewundernd zu, während Mutter und die kleinen Mädchen die Kleider der Spaziergänger musterten; auf den breiten Wegen wandelten nämlich die

vornehmen Leute auf und ab, sie waren etwas später gekommen als die andern und speisten entweder zu Hause oder in den Garküchen nebenan in den Gärten.

Da waren steife Frauen und feine Jungfrauen, alte Ratsherren und junge Offiziere, breitschultrige Gutsbesitzer und fremde Residenten. Hier ging der rüstige, grauköpfige Hans Nansen, der Bürgermeister von Kopenhagen, nach allen Seiten lächelnd, während er seine Schritte denen des alten, steinreichen Willem Fiuren anpaßte und seiner pfeifenden Stimme lauschte; dort kamen Corfitz Trolle und der steife Otto Krag; da stand Frau Ide Daa mit den schönen Augen und sprach mit dem alten Axel Urup, der beständig lächelte und dabei seine großen Zähne zeigte, während seine verschrumpfte Gemahlin, Frau Sidsel Grubbe, langsam mit Schwester Rigitze und der ungeduldigen Marie dahintrippelte, und dort war Gersdorff, und dort war Schack, und dort war Thuresen mit seiner flachsgelben Mähne und Peter Retz mit seinem spanischen Gehaben und der spanischen Tracht.

Ulrik Frederik war ebenfalls da, in Gesellschaft von Niels Rosenkrands, dem kühnen Oberstleutnant mit dem französischen Wesen und den lebhaften Gebärden.

Sie begegneten Frau Rigitze und den andern. Ulrik Frederik grüßte kalt und gemessen und wollte vorübergehen; denn seit der Scheidung von Sofie Urne hegte er einen Groll gegen Frau Rigitze, die er, als eine der wärmsten Anhängerinnen der Königin, im Verdacht hatte, ihre Finger mit im Spiele gehabt zu haben; allein Rosenkrands blieb stehen, und Axel Urup ersuchte sie jetzt so freundlich, mit ihnen in Johann Adolfs Garten zu speisen, daß eine Ablehnung schwierig gewesen wäre, und sie gingen beide mit.

Bald darauf saß die ganze Gesellschaft in dem steinernen Lusthaus und sprach den ländlichen Gerichten zu, mit denen der Gartenbesitzer aufzuwarten hatte.

„Ist es wahr, kann man wirklich glauben“, fragte Frau Ide Daa, „daß die schwedischen Offiziere so überaus angenehme Manieren im Verkehr mit den seeländischen Jungfern gehabt haben, daß die Jungfern mit ihnen aus Land und Reich gereist sind?“

„Ja“, antwortete Frau Sidsel Grubbe, „jedenfalls ist es ganz zuverlässig so bei dem nichtsnutzigen Frauenzimmer, der Jungfer Dyre.“

„Was für eine Dyre ist sie?“ erkundigte sich Frau Rigitze.

„Eine von den Dyres in Schonen; weißt du, liebe Schwester, die so helles Haar haben; sie sind alle mit den Powitzens verschwägert. Sie, die aus dem Lande lief, war eine Tochter von Henning Dyre auf West-Neergaard, der Sidonie, die älteste von Ove Powitzens Töchtern, zur Frau bekam, und sie nahm in Kisten und Kasten ihres Vaters Linnen und Betten und Silberzeug und bares Geld mit.“

„Ja“, lächelte Axel Urup, „große Liebe trägt große Last.“

„Ja – nämlich“, bestätigte Oluf Daa, der immer mit der linken Hand in die Luft hieb, wenn er sprach, „Liebe nämlich – die – die ist stark.“

„Lie-be“, sagte Rosenkrands und strich zierlich seinen Schnurrbart mit dem Rücken seines kleinen Fingers, „ist wie Herkules in Weibertracht, von Gebärden ist sie mild und liebreizend und sieht aus wie eitel Weichheit und Zahmheit, aber gleichwohl hat sie in sich Kraft und Schlaueit genug, um die zwölf herkulischen Taten allesamt zu vollbringen.“

„Ja“, unterbrach ihn Frau Ide Daa, „Jungfer Dyres Liebe zeigt schon, daß sie zu einer der Taten des Herkules recht wohl imstande war; denn sie reinigte Kisten und Kasten von allem, was darinnen war, gerade wie er den Stall des Urias, oder wie er hieß, reinigte.“

„Ich meine vielmehr“, sagte Ulrik Frederik, zu Marie

Grubbe gewandt, „die Liebe sei, wie wenn man in einer Wüste eingeschlafen ist und in einem schönen und angenehmen Lustpark erwacht; denn solche Tugend hat Liebe, daß sie den Sinn des Menschen gänzlich verwandelt, also daß einem das, was einem früher öde und unfruchtbar erschien, jetzt wie eitel Lust und Pracht in die Augen glänzt; aber was für Gedanken habt Ihr wohl von der Liebe, schöne Jungfer Marie?“

„Ich?“ antwortete sie, „ich denke, die Liebe ist wie ein Diamant; denn wie der Diamant schön und prächtig anzuschauen ist, so ist auch die Liebe schön und lieblich, und wie der Diamant giftig ist für den, der ihn verschluckt, so ist auch die Liebe eine Art Vergiftung oder schädliche Tobsucht für den, der damit belastet wird, insofern man sein Jugement nach dem wunderlichen Gebaren beurteilen darf, das man bei verliebten Personen gewahrt, und nach dem absonderlichen Diskurs, den sie führen.“

„Ja“, flüsterte Ulrik Frederik galant, „die Kerze hat gut der armen Fliege, die von ihrem Glanze verwirrt wird, Vernunft predigen!“

„Darin kannst du wahrhaftig recht haben, Marie“, begann Axel Urup und hielt wieder inne, um zu lächeln und ihr zuzunicken, „ja, ja, es ist wohl zu glauben, daß die Liebe nur eine Vergiftung ist, die ins Blut kommt; denn wie sollten sonst weise Frauen durch Zaubertränken kaltsinnigen Personen die glühendste Passion einflößen können?“

„Ach nein, pfui!“ rief Frau Sidsel, „rede doch nicht von solchen greulichen Werken der Gottlosigkeit – und gar am Sonntag!“

„Liebe Sidsel“, entgegnete er, „darin ist meines Glaubens keine Sünde, im Gegenteil ... nein ... nein ... Haltet Ihr es wohl für eine Sünde, mein Herr Oberst Gyldenlöve? – Nein? – Nein, gewiß nicht, spricht doch auch die Heilige Schrift von Zauberinnen und argen

Beschwörungen! Ja, das tut sie, das tut sie. Nein, was ich sagen wollte, alle unsere Affekte, meine ich, haben ihren Sitz und ihre Wohnung im Blute; denn so man hitzig wird, kann man da nicht fühlen, wie das Blut einem zu Kopfe steigt und einem vor Augen und Ohren schwimmt? Und wird man jählings erschreckt, ist's einem da nicht, als sänke das Blut in die Beine und würde dabei ganz abgekühlt? Glaubt Ihr, es bedeute nichts, daß der Kummer bleich und blutlos, die Freude aber rot wie eine Rose ist? Sicherlich, sag' ich, sicherlich! Alle Affekte des Menschen werden durch einen gewissen Zustand und eine gewisse Beschaffenheit des Blutes bewirkt; und nun gar die Liebe! Die kommt erst, wenn das Blut durch einen siebzehn-, achtzehn-jährigen Wechsel von Wärme und Kälte in den Adern reif geworden ist; da beginnt es zu gären, just wie guter Traubensaft; denn Liebe ist eine Gärung im Blute; es hebt sich und bläht sich, es erzeugt Wärme und gebärdet sich so, daß kein Mensch, solange das anhält, recht er selbst ist, aber nachher klärt es sich ab, wie anderer gärender Stoff, und wird stiller und sanfter, weniger heiß und gespannt. Ja, noch eine Ähnlichkeit mit dem Wein ist da; denn gerade wie der edle Wein jedes Jahr zu brausen und zu schäumen beginnt und wieder gären will, wenn der Frühling kommt, wo die Rebe in Blüte steht, also wird auch das Gemüt aller Menschen, selbst der alten, eine kurze Zeit im Lenz mehr als sonst zur Liebe geneigt, und das hat darin seinen Grund, daß das Blut nie so ganz die Gärungszeit im Lebensfrühling vergessen kann und sich ihrer, sooft der Frühling des Jahres zurückkehrt, erinnert und wieder zu gären sucht.“

„Ja, das Blut“, räumte Oluf Daa ein, „nämlich – das Blut – das ist – eine subtile Materie – nämlich.“

„So ist es“, nickte Frau Rigitze, „ja, alles wirkt auf das Blut ein, sowohl Sonne wie Mond und bisweilen schlechtes Wetter, das ist so gewiß wie gedruckt.“

„Gleicherweise die Gedanken anderer Menschen“, fügte Frau Ide hinzu; „ich weiß das von meiner ältesten Schwester. Wir lagen zusammen im Bette, und jede Nacht, sobald ihre Augen zugefallen waren, begann sie zu seufzen und mit Armen und Beinen zu strampeln, als wollte sie aufstehen und irgendwohin gehen, wo man sie rief, und das kam daher, weil ihr Verlobter, der in Holland war, sich so gewaltig nach ihr sehnte und Tag und Nacht an sie dachte, so daß sie in all der Zeit nie eine ruhige Stunde hatte oder recht bei Gesundheit war; erinnert Ihr Euch nicht auch, liebe Frau Sidsel, wie krank und elend sie aussah, bis Jürgen Bilde zurückkam?“

„Ob ich mich erinnere? Welche Frage! – Die liebe Seele! Aber dann blühte sie auch auf wie eine Rosenknospe. – Guter Gott, ihr erstes Wochenbett...“ und dann ging ihre Rede in Flüstern über.

Rosenkrands wandte sich jetzt zu Axel Urup. „Vermeint Ihr also“, sagte er, „daß ein Elixir d'a-mour wie eine gä-rende Materie ist, die ins Blut gespritzt wird und es zum Rasen bringt, so stimmt das sehr gut zu einer Aventüre, die mir der selige Herr Ulrik Christian einmal erzählte, als wir miteinander zum Walle hinaufgingen. Es war zu Ant-werpen in der Hôtellerie des trois bro-chets, wo er sein Logement hatte. Am Mor-gen hatte er in der Messe ein schö-nes, schönes Fräulein erblickt, und sie hat-te ihn ganz sanft angesehen, aber den ganzen Tag hatte er nicht weiter an sie ge-dacht. Dann kommt er a-bends in seine Kam-mer, und da liegt eine Ro-se auf dem Kopfkissen seines Bet-tes, und er nimmt die Ro-se und riecht dar-an, und in derselben Minute steht das Ab-bild der schönen Jungfrau leib-haftig vor seinen Au-gen, als wäre es auf die Wand gerade vor ihm konterfeit, und die hef-tigste Sehnsucht nach selbiger Jung-frau erfaßte ihn so plötzlich und stark, daß er, wie er sagte, vor Schmerz

laut zum Himmel hät-te schreien mögen, ja er wur-de ganz wild, so daß er aus dem Hau-se stürzte und jam-mernd straßauf, straßab rannte, ganz als wäre er be-heckt, und nichts von sich selber wußte; es war, als ob ihn etwas zö-ge und zerr-te, und es brannte wie Feu-er in ihm, und so rannte er her-um bis an den lichen Mor-gen.“

So unterhielten sie sich noch lange, und die Sonne ging unter, ehe sie sich trennten und durch die dunkeln Gassen heimgingen.

Ulrik Frederik war die ganze Zeit sehr schweigsam gewesen und hatte an dem allgemeinen Gespräch fast gar keinen Anteil genommen, da er fürchtete, daß man, falls er weiteres über die Liebe sagte, es als persönliche Erinnerungen an sein Verhältnis zu Sofie Urne betrachten würde. Er war überhaupt nicht zum Reden aufgelegt, und als er mit Rosenkrands allein blieb, antwortete er so kurz und zerstreut auf alles, daß der andere bald seiner überdrüssig wurde und seines Weges ging.

Ulrik Frederik begab sich jetzt nach Hause; ihm waren damals einige Gemächer im Schlosse Rosenborg angewiesen. Da sein Diener ausgegangen war, wurde kein Licht angezündet, und er saß allein im Dunkeln in der großen Stube bis gegen Mitternacht.

Er war in einer so seltsamen, halb betrübten, halb ahnungsvollen Stimmung, in einer so leichtschlummern den Stimmung, wo die Seele willenlos auf einem langsam gleitenden Strome dahinzutreiben scheint, während nebelflüchtige Bilder über den dunklen Bäumen des Ufers hinziehen, und halbe Gedanken wie große, mattschimmernde Blasen sich gemächlich aus der dunklen Flut erheben, mitfließen – mitfließen und zerplatzen. Nachklänge aus dem Gespräch waren da, das bunte Gewimmel auf dem Kirchhof, Marie Grubbes Lächeln, Frau Rigitze, die Königin, die Gunst des Königs, der Zorn des Königs damals – Maries Handbewegungen,

Sofie Urne, blaß und fern – immer blasser und ferner – die Rose auf dem Kopfkissen und Marie Grubbes Stimme, der Klang, die Betonung eines einzelnen Wortes – er saß und horchte darauf und hörte es wieder und wieder durch die Stille der Nacht schwingen.

Er stand auf und trat ans Fenster, öffnete es und lehnte sich auf den Ellenbogen über das breite Sims hinaus; wie frisch war es – so kühl und still.

Der säuerlich-süße Duft taukalter Rosen, die frische Herbheit jung entfalteten Laubes und würziger Wein- geruch von blühenden Ahornbäumen schlugen ihm von draußen entgegen. Ein feiner, feiner Staubregen taute vom Himmel und verbreitete ein bläuliches, zitterndes Dunkel über den Garten. Die schwarzen Zweige der Lärche, das schleierartige Laubgehänge der Birke und die kuppelförmige Krone der Buche waren wie Schatten auf einen Hintergrund wallenden Nebels gehaucht, während die beschnittenen Wipfel der Taxusbäume wie schwarze Säulen eines Tempels, dessen Dach eingestürzt war, in die Luft ragten.

Stille herrschte dort wie tief im Grabe; nur der einförmige Laut der federleicht herabfallenden Regentropfen war zu vernehmen wie ein fast unmerkliches, stets ersterbendes, stets wieder anhebendes Geflüster hinter den feuchtglänzenden Stämmen.

Seltsam war das Geflüster anzuhören; wie wehmütig es klang! War es wie die leichten Flügelschläge alter Erinnerung, die scharenweise fernhin vorüberzogen? War es wie das leise Rascheln im welken Laube verlorenen Illusionen? – Ach, so allein, so traurig allein und verlassen! Unter all den tausend Herzen, die ringsumher in der Stille der Nacht pochten, kein einziges Herz, das sich nach ihm sehnte... Weit über die Erde hin war ein Netz unsichtbarer Fäden gespannt, die Seele an Seele banden, Fäden, stärker als die des Lebens, stärker als der Tod; aber keiner in dem ganzen Netz er-

reichte ihn. Heimatlos, verlassen! – Verlassen? – Klang es da draußen wie Bechergeklirr und Küsse? Blinkte es da draußen wie weiße Schultern und dunkle Blicke? Lachte es nicht laut durch die Nacht? – Pah! – Lieber die langsam tropfende Bitternis der Einsamkeit als jene giftig-schale Süße! Zum Henker! ich schüttle deinen Staub von meinen Gedanken, erlogenes Leben, Leben für Hunde... für Blinde, für... arme Wichte!... – Wie eine Rose... O Gott, schirme und behüte sie in der tiefen Nacht ... oh, ihr Schutz und Schirm zu sein, ihr jeden Pfad zu ebnen und sie vor jedem Sturm zu bewahren ... So schön ... wie ein Kind lauschend ... – wie eine Rose! ...

So sehr Marie Grubbe gefeiert wurde, merkte sie doch bald, daß sie, mochte sie auch die Kinderstube verlassen haben, gleichwohl in den Kreis der wirklich Erwachsenen noch nicht aufgenommen war. Solche jungen Mädchen blieben trotz allen Komplimenten und Schmeicheleien doch immer auf einen untergeordneten Platz in der Gesellschaft herabgedrückt; das bekamen sie durch hundert Kleinigkeiten zu spüren, deren jede an sich unbedeutend genug war, die aber zusammengerechnet doch ein gut Teil bedeuteten. Zunächst waren jetzt die Kinder immer so unangenehm vertraulich mit ihr und befanden sich so neckisch wohl in ihrer Gesellschaft, ganz als wäre sie ihresgleichen. Und dann das Gesinde; es war ein ersichtlicher Unterschied in der Art und Weise, wie der alte Diener einer verheirateten Frau und einer Jungfer den Mantel abnahm, und eine ganz kleine Abstufung in dem dienstfertigen Lächeln der Zofe, je nachdem sie einer verheirateten oder einer unverheirateten Dame behilflich war. Der kameradschaftliche Ton, den die blutjungen Junker sich herausnahmen, war höchst unangenehm, und der geringe Eindruck, den beleidigte Blicke und eiskalte Abfertigungen auf sie machten, war zum Verzweifeln. Am besten ging es mit den jüngeren Kavalieren, denn selbst wenn sie nicht verliebt waren, beobachteten sie doch die allerzartesten Rücksichten und sagten das Schönste, was sie ersinnen konnten, mit einer galanten Ehrerbietung in Mienen und Gebärden, die Marie in den eigenen Augen hob; freilich waren viele von ihnen langweilig, denn man merkte ihnen an, daß sie es zumeist der Übung halber taten. Unter den älteren Herren waren einige, die mit ihren übertriebenen Komplimenten und ihrer scherzenden Courmacherei ganz unendlich

sein konnten, aber die Frauen waren doch die schlimmsten, besonders die jungen, neuvermählten; der halb ermunternde, halb zerstreute Blick, die leichte, herablassende Seitenwendung des Kopfes und das Lächeln, ein wenig spöttisch, ein wenig mitleidig, mit dem sie einem zuhörten – nein, es war empörend! Und dann noch das Verhältnis zwischen den jungen Mädchen selbst; auch das konnte sie nicht verbessern; es gab kein Zusammenhalten zwischen ihnen; konnte die eine der andern eine Demütigung zufügen, so tat sie's. Sie betrachteten eigentlich einander als reine Kinder und konnten gar nicht wie die jungen Frauen dahin gelangen, indem sie würdig und mit allen Zeichen äußerer Achtung miteinander verkehrten, sich selber mit einem Schein von Würde zu umgeben. Es war im ganzen keine beneidenswerte Stellung. Als nun Frau Rigitze gegenüber Marie einige Worte fallen ließ, sie und ihre anderen Verwandten hätten an eine Verbindung zwischen ihr und Ulrik Frederik gedacht, wurde demzufolge diese Mitteilung, obschon es Marie gar nicht in den Sinn gekommen war, in Ulrik Frederik verliebt zu sein, als eine willkommene Botschaft aufgenommen, die eine Fülle angenehmer Aussichten eröffnete. Und als ihr weiterhin ausgemalt wurde, wie ehrenvoll und vorteilhaft eine solche Verbindung sei, wie sie in den engeren Hofkreis aufgenommen werden, in welcher Pracht sie leben würde, und welcher Weg zu Ehre und Hoheit Ulrik Frederik als dem natürlichen Sohne des Königs und als seinem erklärten Günstling offen stünde, während sie selbst in ihrem stillen Sinn hinzufügte, wie schön, wie ehrbar und gewandt und verliebt er sei, da dünkte sie das Glück fast zu groß, und sie wurde ganz ängstlich bei dem Gedanken, daß es doch erst Pläne und loses Gerede und eitle Hoffnung seien.

Aber Frau Rigitze hatte einen Grund, auf den sie baute; nicht allein hatte Ulrik Frederik ihr seine Ge-

denken anvertraut und sie gebeten, ihm eine gute Fürsprecherin bei Marie zu sein, sondern sie auch bewegt, zu erforschen, inwieweit solches dem gnädigen Willen der Königin und des Königs genehm sein würde, und beide hatten es äußerst gut aufgenommen und ihre Zustimmung gegeben, der König jedoch erst nach einigem Bedenken.

Zwischen der Königin und Frau Rigitze, ihrer getreuen Freundin und in großem Vertrauen stehenden Hofdame, war diese Verbindung gewiß schon längere Zeit besprochen und geplant worden; aber der König ließ sich, abgesehen von dem Zureden der Königin, sicherlich auch durch den Umstand bestimmen, daß Marie Grubbe eine so reiche Partie war; denn der König war außerordentlich knapp bei Gelde, und Ulrik Frederik hatte zwar Vordingborg zum Lehen, aber seine Prunklust und Verschwendung brachten ihn stets in Verlegenheit, und der König war dann immer der nächste, ihm herauszuhelfen. Da Maries Mutter, Frau Marie Juul, nicht mehr lebte, so würde sie, sobald sie vermählt war, ihr mütterliches Erbteil erhalten, und ihr Vater, Erik Grubbe, war zur Zeit Besitzer der Rittergüter Tjele, Vinge, Gammelgaard, Bigum, Trinderup und Nörbek, abgesehen von vielen zerstreut liegenden Gehöften ringsumher, so daß auch von dieser Seite ein reiches Erbteil zu erwarten war, zumal er den Ruf genoß, ein tüchtiger Haushalter zu sein, der nichts vergeudete.

Alles stand somit gut, Ulrik Frederik konnte getrost werben, und acht Tage nach Sankt Johanni wurden sie denn auch feierlich verlobt.

Ulrik Frederik war sehr verliebt, aber nicht auf eine so stürmische, unruhige Weise wie damals, als Sofie Urne ihm im Sinne lag. Eine träumerische, sanft bewegte, fast schwermütige Liebe war es, keine lebensfrohe, rotwangige, frische.

Marie hatte ihm ihre wenig ergötzliche Kindheitsgeschichte erzählt, und er liebte es, sich träumerisch ihre jungen Leiden mit demselben mitleidsvollen, lüsternden Behagen auszumalen, das den jungen Mönch durchströmt, der in seiner Phantasie die schöne, weiße Märtyrerin unter den scharfen Stacheln der Dornenräder bluten sieht. Dann gab es Zeiten, wo er von finsternen Ahnungen gequält wurde, daß es ihm nicht vergönnt sein werde, sie zu behalten, sondern daß ein früher Tod sie seinen Armen entreißen werde, und dann konnte er sich verzweifelt mit heiligen Schwüren geloben, daß er sie auf Händen tragen und jeden giftigen Hauch von ihr fernhalten, daß er den Schimmer jeder goldfarbenen Freude in ihre junge Brust senken und ihr niemals, niemals Kummer bereiten werde.

Aber es kam auch die Stunde, wo er frohlockend bei dem Gedanken jubelte, daß all diese reiche Schönheit, diese ganze wunderbare Seele in seine Gewalt gegeben war, wie die Seele eines Toten in die Gewalt des Herrn, sie in den Staub zu treten, wenn er wollte, sie zu erheben, wenn er wollte, zu demütigen, zu beugen.

Daß solche Gedanken wie diese in ihm wachgerufen werden konnten, daran hatte freilich Marie zum Teil selber schuld; denn ihre Liebe, wenn sie überhaupt liebte, war von seltsam stolzer und übermütiger Natur. Es würde nur ein dunkles und halbwahres Bild sein, wollte man sagen, daß ihre Liebe zu dem verstorbenen Ulrik Christian wie ein vom Sturm gepeitschter, aufgerührter, gejagter Binnensee gewesen, während ihre Liebe zu Ulrik Frederik demselben See zur Abendzeit zu vergleichen sei, wenn das Unwetter sich verzogen: spiegelblank, kalt und klar, und ohne andere Bewegung als das Zerplatzen der Schaumblasen im dunklen Uferschilf. Und doch würde das Bild gewissermaßen richtig sein, nicht allein deshalb, weil sie kalt und ruhig gegen ihn war, sondern noch mehr deshalb, weil alle die

bunten, wimmelnden Träume und Lebensgedanken, die jene erste Leidenschaft zur Folge gehabt hatte, im kraftlosen Stillwetter dieses letzten Gefühls verblaßten und verwehten.

Sie liebte Ulrik Frederik, gewiß, aber liebte sie ihn nicht vornehmlich deshalb, weil er ihr die Pforten zu der Pracht und Herrlichkeit des Lebens erschloß, und war es nicht zumeist die Pracht, die sie eigentlich liebte?

Zuweilen konnte es den Anschein haben, als verhielte es sich nicht so. Wenn sie in der Dämmerstunde auf seinem Schoße saß und, sich selbst begleitend, ihm kleine französische Arien von Daphnis und Amaryllis vorsang, dazwischen plötzlich innehielt und, während sie lässig die Finger mit den Saiten der Zither spielen ließ, den Kopf an seine Schulter lehnte, dann hatte sie so süße und liebeswarme Worte für sein lauschendes Ohr, daß keine wahre Liebe süßere hat, und es schwammen zärtliche Tränen in ihren Augen, wie nur die sanfte Unruhe der Liebe sie hervorlockt – und doch – war es nicht vielleicht so, daß sie in Sehnsucht auf den Erinnerungen eines entschwundenen Gefühls eine Stimmung aufbaute, die, durch das sanfte Dunkel beschirmt, von dem feurigen Blute und den weichen Tönen genährt, sie selbst betörte und ihn glücklich machte? Denn war es nur jungfräuliche Schüchternheit, die sie beim Licht des Tages karg an Liebesworten und bei Liebkosungen ungeduldig machte; oder war es nur Mädchenfurcht, kindisch schwach zu erscheinen, die ihr so manchesmal Spott ins Auge und Hohn auf die Lippen legte, wenn er um einen Kuß bat oder mit Liebesschwüren ihrem Munde das Wort entlocken wollte, das alle Liebenden so gern vernehmen; woher kam es dann, daß sie oft und oft, wenn sie allein war und ihre Phantasie es müde geworden, sich zum tausendstenmal die Herrlichkeit der Zukunft auszumalen, so hoffnungslos und

verloren vor sich hin starren und sich so unendlich einsam und verlassen fühlen konnte?

★

Kurz nach Mittag, gegen Ende August, ritten Ulrik Frederik und Marie, wie schon oft zuvor, den sandigen Weg am Sunde entlang vor dem Osttore dahin.

Die Luft war frisch von einem Vormittagsregen, die Sonne spiegelte sich im Wasser, gewitterblaue Wolken zogen in der Ferne von dannen.

So schnell der Weg es gestattete, ritten sie vorwärts, sie beide und der Lakai in seinem langen, roten Schoßrock. Vorbei an den Gärten ritten sie, wo die grünen Äpfel zwischen den dunklen Blättern hervorlugten, vorbei an den ausgespannten Fischernetzen, in deren Fäden noch die blinkenden Regentropfen hingen, an dem königlichen Fischerhaus mit dem roten Ziegeldach vorbei und über den Hof des Leimsieders, wo der Rauch kerzengerade aus dem Schornstein stieg. Sie scherzten und lachten, lächelten und lachten und jagten dahin.

Beim Gyldenlundskrug bogen sie ab und ritten durch den Wald gerade auf Overdrup zu, von wo es dann in bedächtigem Ritte durch das Gestrüpp zur blanken Wasserfläche des Overdruper Sees ¹⁾ hinunterging.

Große, überhängende Buchen spiegelten ihr grünes Laubdach in dem klaren See, und saftiges Riedgras und blaßrote Wasserlilien bildeten eine breite und bunte Einfassung der Grenzscheide, wo die Böschung, die braun von welkem Laub war, gegen das Wasser abfiel. Droben in der Luft, unter dem Schirm des Blattgehänges, wo ein Lichtstreif durch das kühle Halbdunkel niederschloß, wirbelten die Mücken in lautlosem Tanze; ein roter Schmetterling glänzte dort einen Augenblick, dann flog er in den hellen Sonnenschein über den See

¹⁾ Jetzt das Ordruper Moor.

hinaus, wo stahlblaue Libellen blank durch die Luft blitzten und jagende Hechte pfeilschnell dahinschießende Wellenlinien über die Wasserfläche zogen. Von einem Hofe hinter dem Gestrüpp erklang das Gackern der Hühner, und auf der anderen Seite des Sees gurrten die Waldtauben unter den kuppelförmigen Buchen des Tiergartens.

Sie hielten die Pferde an und ließen sie langsam ins Wasser hinausplätschern, damit sie die staubigen Hufe abspülen und ihren Durst löschen könnten. Marie blieb etwas länger als Ulrik Frederik draußen im Wasser, die Zügel schlaff lassend, so daß die Stute frei den Kopf beugen konnte; in der Hand hatte sie einen langen Buchenzweig, dessen Blätter sie, eins nach dem andern, abriß und in das jetzt sacht bewegte Wasser fallen ließ.

„Ich glaube, wir bekommen ein Gewitter“, sagte sie und verfolgte aufmerksam einen schwachen Windstoß, der durch seine wirbelnde Bewegung runde, dunkel gekräuselte Flecken draußen auf dem See hervorrief.

„So laß uns umkehren“, riet Ulrik Frederik.

„Nicht um die Welt!“ antwortete sie und trieb plötzlich ihr Pferd an Land.

Im Schritt ritten sie jetzt um den See bis zum Wege und in den großen Wald hinein.

„Ich möchte wissen“, sagte Marie, als sie wieder die Frische der Waldluft auf ihrer Wange fühlte und eine Weile in langen Zügen die Kühle eingeatmet hatte, „ich möchte wissen“, – weiter kam sie nicht, sondern schaute mit strahlenden Blicken in das grüne Laub empor.

„Was möchtest du wissen, mein Herz?“

„Ob Waldluft nicht kluge Menschen verrückt machen kann. – Ach, wie oft bin ich im Lindumer Walde umhergelaufen, und immer weiter gelaufen, bis ins aller dichteste Dickicht hinein. Ich war toll vor Lustigkeit und sang aus voller Kehle und ging und ging, pflückte Blumen und warf sie wieder hin, und jauchzte den

Vögeln zu, wenn sie aufflogen, bis mir dann plötzlich so wunderbar angst und bange wurde – ach, ich wurde so beklommen und unglücklich, und bei jedem knackenden Zweig durchfuhr mich's, und vor meiner eigenen Stimme erschrak ich fast mehr als vor allem andern. Ist dir das nie widerfahren?“

Ehe jedoch Ulrik Frederik antworten konnte, begann sie aus vollem Halse zu singen:

„Ich geh' im Walde froh und frei,
Wo Bäume stehen in Ruh,
Und schmücke mir mit Röslein zwei
Wohl meine Seidenschuh.
Zum Tanz,
Zum Tanz,
Zum Tralala,
Für die roten, roten Beeren am Hagebuttenstrauch!“

Und dazwischen sauste die Peitsche aufs Pferd hinab, und sie lachte und jubelte und sprengte von dannen, so rasch das Pferd sie tragen konnte, auf einem schmalen Waldpfad, wo die Zweige über sie hinfegten, und ihre Augen funkelten und ihre Wangen brannten. Sie hörte nicht auf Ulrik Frederiks Rufen, die Peitsche pff, und vorwärts ging's mit verhängten Zügeln – der Schaum saß in weißen Flocken an ihrem flatternden Rock, die weiche Walderde spritzte an den Flanken des Pferdes herauf, und sie lachte und hieb mit der Peitsche in die hohen Farnkräuter.

Auf einmal schwang sich das Licht gleichsam von Blatt und Zweig empor und entfloh vor einem regenschweren Dunkel. Die Büsche raschelten nicht, den Hufschlag hörte man nicht; sie ritt weiter über eine lange Lichtung. Zu beiden Seiten: die Bäume des Waldes wie eine schwere, dunkle Ringmauer; über ihr: drohender schwarzer Himmel mit jagenden, graufasrigen Wolken; gerade vor ihr: die finster blauschwarze, nebelbegrenzte Fläche des Sundes. Sie zog die Zügel an, und das ermat-

tete Tier blieb willig stehen. In einem großen Bogen jagte Ulrik Frederik vorüber, schwenkte zu ihr um und hielt bald an ihrer Seite.

Im selben Augenblick schleifte wie ein schwerer, grauer, regendurchnässter Vorhang ein Regenschauer schräg über den Sund; ein eiskalter, feuchter Windstoß sauste durch das schwankende Gras, piff an ihren Ohren vorbei und lärmte gleich schäumenden Wellen in den fernen Baumwipfeln. Große, flache Hagelkörner prasselten in weißen Streifen auf sie herab, legten sich in Perlenreihen in die Falten des Kleides, spritzten ab von den Mähnen der Pferde, und sprangen und rollten im Grase, als wimmelten sie aus der Erde hervor.

Um unter Dach zu kommen, ritten sie zwischen die Bäume hinein, sprengten zum Strande hinab und hielten bald vor den niedrigen Türen des „Stataf-Kruges“.

Ein Knecht nahm die Pferde in Empfang, und der lange, kahlköpfige Wirt führte die Gäste in seine Staatsstube, wo, wie er sagte, sich bereits ein Fremder befinde.

Es war Kurzbold, und er stand sogleich vor den Eintretenden auf und erbot sich mit einer demütigen Verbeugung, vor der hohen Herrschaft die Stube zu räumen, doch Ulrik Frederik hieß ihn huldreich bleiben.

„Ihr sollt dableiben, Mann“, sagte er, „und uns bei diesem verdrießlichen Herrgottswetter aufheitern. Du mußt wissen, mein Herz“, und er wandte sich zu Marie, „daß dieser unansehnliche Knirps der weitberühmte Komödienspieler und Bierstubenhanswurst Daniel Knopf ist, wohlbewandert in allen freien Künsten, wie Würfelspiel, Fechten, Trinken, Fastnachtsgeckerei und dergleichen, im übrigen achtbarer und ehrlicher Kaufmann in der guten Stadt Kopenhagen.“

Daniel hörte diese Lobrede nur halb, so eifrig war er damit beschäftigt, Marie Grubbe zu betrachten und ein paar artige Glückwünsche zu ersinnen; als aber Ulrik Frederik ihn jetzt mit einem derben Schlag auf

seinen breiten Rücken weckte, erglühete sein Antlitz vor Groll und Scham, und er drehte sich zornig zu ihm um, beherrschte sich jedoch im selben Augenblick und sagte mit seinem kältesten Lächeln: „Wir sind gewiß nicht bezechet genug, Herr Oberst.“

Ulrik Frederik lachte und stieß ihn in die Rippen und rief: „O du Sakramentsgaudieb, willst du Höllenkern mich jetzt in Schmach und Schanden als einen jämmerlichen Prahler dastehen lassen, der keine Dokumente hat, seine großschnauzigen Worte zu belegen? Pfui, pfui, ist das recht? Hab' ich nicht hundertmal deine Kunstfertigkeit vor dieser edlen Jungfer gerühmt, also daß sie des öfteren das größte Verlangen bewiesen hat, deine weitberühmten Wunderkünste zu sehen und zu hören! Ihr könnt doch den blinden Vogelfänger Cornelis und seine flötenden Vögel agieren oder uns den Spaß mit dem kranken Hahn und den glucksenden Hennen vormachen.“

Marie nahm jetzt auch das Wort und sagte lächelnd, es verhalte sich so, wie Oberst Gyldenlöve sage; es habe sie oft danach verlangt, zu erfahren, was für ein Zeitvertreib, was für ein feiner und besonderer Scherz es sei, der die jungen Kavaliere halbe Tage und ganze Nächte hindurch in schmutzigen Bierspelunken festhalten könne; und sie bat Meister Daniel, jetzt ihr Verlangen zu befriedigen und sich nicht allzu lange nötigen zu lassen.

Daniel verneigte sich zierlich und erwiderte, wiewohl seine geringen Possen geeigneter wären, benebelten Kavalieren eine bequeme Gelegenheit zu geben, noch lauter zu brüllen und zu lärmern, als eine so feine und schöne Jungfer zu unterhalten, wolle er doch sofort beginnen; denn man solle nimmermehr sagen, daß ihre schöne Wohlgeboren jemals etwas von ihm geheischt oder erbeten habe, ohne daß er es auf der Stelle erfüllt hätte.

„Seht her!“ sagte er mit ganz veränderter Stimmlage und lümmelte sich, die Ellenbogen nach beiden Seiten drückend, über den Tisch, „jetzt bin ich eine ganze Versammlung der wohlgeborenen Bekannten und insbesondere guten Freunde Eures Verlobten.“

Er nahm einen Haufen Silbertaler aus der Tasche, legte sie auf den Tisch, strich das Haar über die Augen und ließ seine Unterlippe träge herabhängen.

„Der Teufel hole mich!“ lallte er und klimperte mit den Geldstücken, als wären es Würfel, „ich bin nicht umsonst des wohlgeborenen Erik Kaases ältester Sohn! Was? Willst du Dreckfresser mir nicht glauben? Zehn hab' ich geworfen, die Hölle versenge mich, zehn, daß es klirrte! Kannst du Einfaltspinsel sehen? frag' ich. Ich frage, kannst du dürrer Neunaugenkerl sehen? Oder soll ich dir den Balg mit meinem Degen aufschlitzen, daß deine Leber und Lunge mitschen können? Was, soll ich? Was, du Tropf!“

Er sprang auf und zog sein Gesicht in die Länge.

„Drohst du mir?“ zischte er mit nordschonenschem Tonfall; „weißt du Dreckseele, wem du drohst? Hole mich der Fürst der Hölle, wenn ich dir nicht gleich...“

„Nein, nein“, sagte er mit seiner natürlichen Stimme. „Das ist wohl gar zu große Lustigkeit, um damit anzufangen; nein, aber jetzt!“ Und er setzte sich, stützte die Hände ganz außen auf die Kniescheiben, wie um seinen Bauch nicht zu berühren, machte sich dick und pausbäckig und flötete mit ruhiger Bedächtigkeit allzu langsam die Melodie von Klein-Röschen und Herrn Peter. Dann hielt er inne, rollte verliebt die Augen und rief zärtlich: „Papagoi—chen Papagoi—chen“, flötete wieder, hatte aber jetzt Mühe, den Mund gleichzeitig zu einem einschmeichelnden Lächeln zu verziehen. „Zuckerpüppchen!“ rief er dann, „Honigmäulchen! komm zu mir, kleiner Schelm, komm zu mir! Will es Wein nippen,

das liebe Kätzchen? Süßen, süßen Wein nippen aus einem Kännchen?“

Abermals wechselte er die Stimme, beugte sich auf dem Stuhle vor, blinzelte mit dem einen Auge und strich mit gekrümmten Fingern durch einen langen, eingebildeten Kinnbart.

„Bleib doch hier“, sagte er lockend, „bleib doch hier, schöne Karen, nie werd’ ich dich verlassen, und du darfst mich auch niemals verlassen“, und seine Stimme wurde weinerlich, „wir wollen einander niemals verlassen, mein liebes, liebes Herz, niemals in der Welt! – Gut und Gold und Ehre und der Ruhm edler Geburt und vornehmen Geschlechtes, weg damit, sag’ ich, weg damit! Das ist mir wie Quark und Hefensatz. – Feine Jungfrauen und Frauen! weg damit, sag’ ich, du bist mir hunderttausendmal mehr als sie, allerschönstes Kind! Weil sie Wappenschild und Bannerzeichen haben, sollten sie besser sein als du? Du hast auch ein Wappenzeichen, jawohl! Das rote Mal auf deiner weißen Schulter, das Meister Anders mit seinem roten Eisen eingebrannt hat, das ist ein Adelszeichen – ich speie auf meinen Schild, um dies Mal zu küssen, jawohl, das wiegt mir den Schild auf – ja, ja! Denn gibt es in ganz Seeland ein adliges Weib, das so schön wäre wie du? frag’ ich. – Gibt’s eins? – Nein, es gibt keins, keins, keins!“

„Das – das – das – sind Lügen – nämlich“, rief er mit einer anderen Stimme, sprang auf und gestikulierte über den Tisch, „meine Frau Ide nämlich – du Prahlers – die hat einen Wuchs, du – nämlich – Glieder – du – die hat Glieder, sag’ ich, du Rattenschwanz ...“

Hier wollte Daniel sich zurücksinken lassen, aber da Ulrik Frederik den Stuhl im selben Augenblick fortzog, fiel er und purzelte auf den Fußboden. Ulrik Frederik lachte wie ein Besessener; Marie sprang hastig auf und streckte beide Hände aus, wie um Daniel aufzuhelfen.

Der Kleine ergriff halb liegend, halb kniend, ihre Hand und sah sie so dankerfüllt und hingebend an, daß sie den Blick lange nicht zu vergessen vermochte.

Dann ritten sie heim, und keiner von ihnen ahnte, daß diese zufällige Begegnung im „Stataf-Krug“ weiter reichen sollte, als es den Anschein hatte.

Die Reichsversammlung, die gleich nach Einbringung der Ernte in Kopenhagen ihren Anfang nahm, führte einen beträchtlichen Teil des Adels vom Lande in die Stadt. Alle waren erpicht darauf, ihre Gerechtsame wahrzunehmen, aber nebenher darauf bedacht, sich nach der geschäftigen Arbeit des Sommers zu belustigen. Auch war es ihnen nicht unerwünscht, einen Versuch zu machen, die seit dem Kriege ziemlich großsprecherrische Kopenhagener Bevölkerung durch ihre Pracht und ihren Reichtum zu blenden und ihr dadurch zu verstehen zu geben, daß die Scheidewand zwischen den „guten Männern“ des Landes und der unfreien Masse noch fest und sicher stünde, trotz königlichen Privilegien, trotz bürgerlichen Waffentaten und Siegesruhm und trotz den in den Geldkisten der Krämer heckenden Dukaten.

So wimmelten die Straßen denn von reichgekleideten adligen Herren und Damen, von betrosteten Bedienten und edlen Pferden mit silberbeschlagenem Geschirr und bunten Wappendecken. Und das war ein Gastieren und Bewirten in allen adligen Häusern der Stadt! Bis spät in die Nacht hinein klang die Geige aus den erhellten Sälen über die Stadt und erzählte den in ihren Betten liegenden Bürgern, daß das beste Blut des Landes sich dort in stattlichem Tanze auf getäfeltem Boden und bei schäumendem Weine in ererbten Pokalen erwärmte.

Alles dies ging an Marie Grubbe vorüber; sie lud keiner zu Gaste, denn einerseits meinte man, daß ein Teil der Grubbes wegen ihrer Verbindung mit dem Königshause mehr auf dessen Seite als des Standes stehe, und andererseits haßte der gute alte Adel aufrichtig den in den letzten Jahrzehnten ziemlich zahlreich gewordenen Oberadel, der sich aus den natürlichen Kindern

der Könige und ihren nächsten Verwandten zusammensetzte. Marie wurde daher aus einem doppelten Grunde übergangen, und der Hof, der während der ganzen Reichsversammlung sehr eingeschränkt lebte, bot ihr keinen Ersatz.

Anfangs erschien ihr das freilich ein wenig hart, da es aber andauerte, erweckte es bald den leicht erregbaren Trotz ihres Gemütes und hatte die natürliche Folge, daß sie sich inniger an Ulrik Frederik anschloß und ihn lieber zu gewinnen begann, weil ihr, wie es sie dünkte, seinethalben ein Unrecht zugefügt wurde; und diese ihre Neigung nahm an Stärke zu, so daß, als sie am sechzehnten Dezember 1660 in aller Stille getraut wurden, die beste Aussicht bestand auf ein glückliches Zusammenleben zwischen ihr und dem Reichsjägermeister – dieser Titel und dieses Amt war nämlich der Anteil Ulrik Frederiks an den Gunstbezeugungen des siegreichen Königshauses.

Daß die Trauung so still vor sich ging, lief ganz den ursprünglichen Plänen zuwider; denn es war lange bestimmt gewesen, daß der König ihre Hochzeit auf dem Schlosse ausrichten sollte, wie Christian der Vierte es bei Frau Rigitzes Vermählung mit Hans Ulrik getan hatte; allein in der letzten Stunde bekam man Bedenken und meinte, aus Rücksicht auf Ulrik Frederiks frühere Verheiratung und Scheidung es so halten zu müssen, wie es geschah.

★

Sie sind also jetzt ein vermähltes, in eigener Häuslichkeit lebendes Paar, und die Zeit läuft dahin, und alles ist gut. Und die Zeit verringerte ihren Flug, und die Zeit kroch; denn es ist ja nun einmal im allgemeinen so: wenn Leander und Leonora ein Halbjahr beisammen gewesen sind, so ist der Geist nicht immer über Leanders Liebe, obschon Leonora ihn gewöhnlich noch stärker und inniger liebt als in den Brautstandtagen.

Denn während sie den kleinen Kindern gleicht, die das alte Märchen stets neu finden, wie oft es ihnen auch mit denselben Worten und denselben Überraschungen erzählt wird, ist Leander so anspruchsvoll, daß er ermüdet, sobald sein Gefühl ihn nicht mehr vor sich selbst zu einem neuen Menschen macht. Sobald er nicht mehr ganz berauscht ist, ist er auch sofort mehr als nüchtern. Der schwellende, lichte Übermut des Rausches, der ihm das Selbstvertrauen und die Sicherheit eines Halbgotts verlieh, verläßt ihn; er ängstigt sich, er grübelt und gibt sich Zweifeln hin. Er blickt zurück auf den unruhigen Lebenslauf seiner Leidenschaft, seufzt und gähnt. Und Sehnsucht beschleicht ihn, ihm ist zumute wie jemand, der nach einer langen Reise in fremde Lande heimgekehrt ist, die wohlbekannten, so lange Zeit vergessenen Stätten vor sich sieht und, indes er sie wahrnimmt, sich gedankenlos wundert, daß er wirklich von dieser heimatlichen Welt so lange fort gewesen ist.

In solcher Stimmung saß Ulrik Frederik an einem regnerischen Septembertag.

Er hatte seine Hunde hereingerufen und sich mit ihnen ergötzt, hatte zu lesen versucht und mit Marie über einem Brettspiel gegessen. Der Regen strömte herab, es war kein Wetter zum Ausreiten. Er war daher in seine Waffenkammer, wie er den Raum nannte, gegangen, um seine Schätze zu mustern und zu prüfen – dazu war es das rechte Wetter –, hatte dann an eine Kiste Waffen gedacht, die er von Ulrik Christian geerbt, und sie vom Boden herunterholen lassen. Jetzt saß er und nahm die Erbstücke eins nach dem andern in die Hand.

Da waren Prachtdegen, blau angelaufene mit Gold-einlage und silberblanke mit matter Gravierung; da waren Hirschfänger mit schweren, einschneidigen Klängen, mit langen, geflammten und mit dreikantigen, nadelspitzen Klingen; da waren Toledoklingen, viele To-

ledoklingen, leicht wie Rohr und biegsam wie Weiden, mit Heften aus Silber und Jaspisachat, von getriebenem Golde und von Gold mit Karfunkeln; und eine darunter hatte nur ein Heft aus geätztem Stahl; sie war durch einen kleinen seidenen Ring gestochen, der mit Rosen und Ranken aus roten Glasperlen und grüner Flockseide bestickt war. Entweder war es ein Armband, ein schlichtes Armband, oder, wie Ulrik Frederik glaubte, ein Strumpfband – und der Degen war hindurchgestochen worden.

Es ist aus Spanien, dachte Ulrik Frederik; denn dort war der Verstorbene neun Jahre lang gewesen und hatte in der Armee gedient. Ach ja, er hätte auch in fremde Dienste treten sollen, bei Carl Gustav, aber da kam der Krieg; jetzt würde er wohl nie dahin gelangen, sich in der Welt umherzutummeln, und er zählte doch kaum dreiundzwanzig Jahre. Immer hier leben an diesem kleinen, langweiligen Hofe, doppelt langweilig jetzt, wo der ganze Adel sich ihm fernhielt; – ein wenig jagen, sich ein wenig um sein Lehen kümmern, mit der Zeit einmal, durch die Gnade des Königs, geheimer Staatsrat und Ritter werden, sich auf guten Fuß mit Prinz Christian stellen, um seine Anstellung zu behalten, dann und wann zu einer langweiligen Ambassade nach Holland verwandt werden, altern, die Gicht bekommen, sterben und in der Frauenkirche beigesetzt werden – das war die glänzende Bahn, die für ihn abgesteckt war. – Jetzt herrschte drunten in Spanien Krieg; dort konnte man Ruhm gewinnen, dort ließ sich leben – von dort stammten der Degen und das Band. Nein – er mußte mit dem König sprechen; es regnete noch, und es war weit bis Frederiksborg, aber das half nichts, warten konnte er nicht, es mußte entschieden werden.

Dem König gefiel der Vorschlag wohl. Wider seine Gewohnheit sagte er sogleich ja, zur großen Verwunderung Ulrik Frederiks, der sich auf dem ganzen Wege

alles aufgezählt hatte, was es schwierig, unwahrscheinlich, unmöglich machte – und nun sagte der König ja, gegen Weihnachten könne er reisen, bis dahin wären die einleitenden Schritte getan und die Antwort des spanischen Königs eingetroffen.

Die Antwort kam denn auch schon Anfang Dezember, allein Ulrik Frederiks Reise verzögerte sich doch bis zu den ersten Tagen des April; so viel war vorher zu tun, Geld zu beschaffen, Leute auszurüsten, Briefe zu schreiben. Dann aber reiste er ab.

Marie Grubbe war mit dieser spanischen Reise nicht recht zufrieden. Frau Rigitze brachte sie zwar dahin, die Notwendigkeit einzusehen, daß Ulrik Frederik ins Ausland ging und Ruhm und Ehre gewann, damit der König etwas Rechtes für ihn tun könnte; denn wohl sei Seine Majestät ein absoluter Herr, aber trotzdem sehr empfindlich für das Gerede der Leute, und der Adel sei ja zu dieser Zeit so verkehrt und querköpfig, daß er gewiß alles, was der König tat, im übelsten Sinne auslegte – aber dennoch, die Frauen haben nun einmal eine angeborene Furcht vor allem Abschiednehmen, und hier gab es viel Grund zur Besorgnis, denn wenn Marie auch von der Kriegsgefahr und der langen, gefährlichen Reise absehen und sich damit trösten mochte, daß ein Königssohn voraussichtlich wohlbehütet werden würde, so konnte sie doch die Angst nicht unterdrücken, daß das Zusammenleben, das so gut begonnen hatte, durch eine vielleicht jahrelange Trennung so gestört werden möchte, daß es niemals in der anfänglichen Weise fortgesetzt werden könnte. Ihre beiderseitige Liebe war jung und wenig gefestigt, und eben jetzt, wo sie im Wachsen begriffen war, sollte sie schonungslos allerlei Prüfungen und Gefahren ausgesetzt werden; war das nicht förmlich darauf angelegt, sie zu vernichten? Das hatte ihr kurzer Ehestand sie schon gelehrt, daß diejenige Art Ehe, die sie in ihrem Brautstand für außer-

ordentlich leicht zu führen gehalten hatte, diejenige nämlich, wo Mann und Frau jedes seinen eigenen Weg ging, ein trauriges Leben mit eitel Finsternis und ohne Morgendämmerung sein konnte, und dazu war hier ja nach außenhin ein Anfang gemacht: Gott verhüte, daß es innerlich dahin käme, aber es hieß das Glück schwer versuchen, einer solchen Trennung die Türe zu öffnen.

Und dann war sie auch sehr eifersüchtig auf all das leichtfertige, katholische Weiberpack drunten, in den spanischen Landen.

★

Frederik der Dritte, der, wie so viele andere Fürsten und Herren damaliger Zeit, eifrig der Goldmacherkunst oblag, hatte Ulrik Frederik den Auftrag mitgegeben, in Amsterdam den Italiener Burrhi, einen berühmten Goldmacher, aufzusuchen, sich zu erkundigen, ob er nicht nach Dänemark zu kommen gedenke, und ihm unter der Hand anzudeuten, daß sowohl der König als auch der reiche Christen Skeel zu Sostrup ihm seine Mühe hinlänglich belohnen könnten, wenn er sich dorthin verfügen wollte.

Als Ulrik Frederik daher im Junimond 1662 die genannte Stadt erreichte, ließ er sich durch Ole Borch, der damals dort studierte und mit Burrhi bekannt war, zu ihm hinführen. Der Goldmacher, derzeit ein angehender Fünfziger, war ein Mann etwas unter Mittelgröße mit beträchtlicher Anlage zur Fettleibigkeit, leicht in Gang und Haltung, ein wenig gelblich, mit schwarzem Haar und einem schmalen Knebelbart, runden Wangen, vollem Kinn, gebogener, etwas plumper Nase und kleinen, blitzenden Augen, umgeben von einer unzähligen Menge kleiner und großer Runzeln, die fächerförmig von den Augenwinkeln ausgingen und ihm ein zugleich pfffiges und gutmütiges Aussehen gaben.

Ein schwarzer Samtrock mit großen Aufschlägen und florüberzogenen Silberknöpfen, schwarze Knie-

hosen, schwarzseidene Strümpfe und Schuhe mit großen schwarzen Bandrosetten waren seine Tracht. Er schien Wert auf Spitzen zu legen; denn er hatte Spitzen an der Brust, an den Enden seines Halstuches und um beide Handgelenke, und vom Saume seiner Kniehosen hingen reiche Spitzenmanschetten in dichten Falten. Seine Hände waren weiß, fett, voller Grübchen und klein, und so überladen mit auffällig plumpen Goldringen, daß er die Hände nicht falten konnte. Sogar an den Daumen trug er große, juwelenblitzende Ringe. Sobald er sich setzte, schob er, wiewohl es mitten im Sommer war, die Hände in einen großen Pelzmuff, denn ihn fror immer an den Händen, wie er sagte.

Das Gemach, in das er Ulrik Frederik führte, war groß und geräumig, mit einer gewölbten Decke und schmalen Spitzbogenfenstern hoch oben in der Wand. Ein großer runder Tisch stand in der Mitte, von Holzstühlen umgeben, auf deren Sitzen weiche Polster aus roter Seide mit langen, schweren Quasten an allen vier Ecken lagen. In die Tischscheibe war eine große Silberplatte eingelegt, auf der in Niello die zwölf Himmelszeichen, die Planeten und die wichtigsten Sternbilder dargestellt waren. Eine Reihe Straußeneier hing an einer Schnur von der Mittelrosette des Gewölbes herab. Der Fußboden war in grauen und roten Feldern gemalt, und an der Türschwelle waren alte Hufeisen in Triangelform in die Dielenbretter eingefügt. Ein großer Korallenbaum stand unter dem einen Fenster, ein dunkler, geschnitzter Holzschrank mit Messingbeschlag unter dem andern. In einer Ecke war eine Wachspuppe in Lebensgröße, die einen Mohren vorstellte, angebracht, und längs der Wand lagen Blöcke von Zinnerz und Kupfererz. Der Mohr hatte ein dürres Palmblatt in der Hand.

Nachdem sie Platz genommen und die ersten Höflichkeitsworte ausgetauscht hatten, fragte Ulrik Frede-

rik – sie sprachen französisch – Burrhi, ob er mit seiner Weisheit und Erfahrung nicht auch den Forschenden in Dänemarks Landen zu Hilfe kommen wolle.

Burrhi schüttelte den Kopf.

„Ich weiß wohl“, sagte er, „daß die Geheimkunst in Dänemark vornehme und mächtige Verehrer hat, aber ich habe bereits viele fürstliche Herren und Prälaten unterwiesen, und habe ich auch nicht immer Undank und geringe Erkenntlichkeit statt des erwarteten Lohnes gesehen, so bin ich doch so vieler Verkehrtheit und Unbeständigkeit begegnet, daß ich schwerlich wieder das Amt eines Lehrmeisters so hochgestellter Scholaren auf mich nehme. Es ist mir nicht bekannt, nach welcher Regula oder Methode Seine Majestät der König von Dänemark laboriert, so daß der Inhalt meiner Worte nicht auf ihn zielen kann, aber ich darf, unter uns gesagt, beteuern, daß ich Herren vom allerhöchsten Adel des Reiches, ja, gesalbte Fürsten und Thronerben angetroffen habe, die so witzlos in ihrer Historia naturalis und Materia magica waren, daß der gemeinste Marktschreier nicht abergläubischer sein kann als sie. Sie setzen sogar ihr Vertrauen auf das weitestverbreitete schmäbliche Bauerngerücht, daß Goldmachen dasselbe sei wie das Mischen eines Schlaftrunks oder einer Arznei; so man nur das rechte Rezept habe, werde es zusammengemengt, aufs Feuer gesetzt, eine Formel gesprochen, und dann müsse das Gold da sein. Dergleichen haben Windhunde und Ignoranten ausgesprengt – der Böse hole sie! Können die Toren denn nicht verstehen; daß, wenn es also zuginge, die Welt in Gold schwimmen würde? Wohl ist es, wie gute Autores, gewißlich mit Recht, vermuten, solchermaßen von der Natur eingerichtet, daß nur ein gewisser Teil der Materie zur Gestalt des Goldes geläutert werden kann, aber wir würden dennoch damit überschwemmt werden. Nein, die Goldmacherkunst ist eine schwierige und kostspie-

lige Kunst. Es gehört eine glückliche Hand dazu, es müssen gewisse besondere Konstellationen und Konjunktionen vorhanden sein, wenn das Gold richtig quellen soll. Nicht in allen Jahren ist die Materie in gleicher Weise goldgiebig, nein, nein, bedenkt doch, daß es keine geringe Destillatio oder Sublimatio, sondern eine Umschaffung der Natur ist, welche stattfinden soll. Ja, ich darf sagen, daß ein Zittern durch die Gezelte der Naturgeister geht, jedesmal wenn ein Teil des puren, funkelnden, blanken Goldes aus der tausendjährigen Umarmung der *Materia vilis* befreit wird.“

„Aber“, sagte Ulrik Frederik, „verzeiht mir, daß ich frage, bringt man nicht durch solche Geheimkünste seine Seele in Not und Gefahr?“

„Nein, nein“, antwortete Burrhi eifrig, „wie könnt Ihr das glauben! Welcher Magier wäre wohl größer als Salomo, dessen Siegel, das große sowohl wie das kleine, uns wunderbarlich bis auf den heutigen Tag erhalten worden sind? Wer verlieh wohl Moses die Gabe der Zauberei? War es nicht Zebaoth, der Geist der Stürme, der Schreckliche?“ Und er drückte den Stein in einem seiner Ringe an die Lippen. „Ja, ja“, fuhr er fort, „gewißlich haben wir große Namen der Finsternis und gefahrvolle Worte, ja schauerliche Geheimzeichen, die, wenn sie zum Bösen gebraucht werden, wie es vielfach bei Wahrsagerinnen und Hexenmeistern und Laienmedici geschieht, die Seelen ihrer Anrufer schnell in die Fesseln Gehennas schlagen. Wir aber, wir rufen sie nur an, um die heilige Urmaterie von der unreinen Befleckung und Beimischung des Staubes und der irdischen Asche zu befreien; denn das ist das Gold; das Gold ist die originale Anfangsmaterie, welche da war, um Licht zu geben, ehe denn die Sonne und der Mond in die Wölbungen des Himmels eingesetzt wurden.“

So sprachen sie lange von der Goldmacherkunst und anderen Geheimwissenschaften, bis Ulrik Frederik fragte,

ob er mit Hilfe des kleinen Zettels, den er ihm vor einigen Tagen durch Ole Borch zugeschickt, sein Horoskop gestellt habe.

„Im großen ganzen“, erwiderte Burrhi, „vermöchte ich Euch wohl zu sagen, was Euch bestimmt ist, aber wenn die Nativität nicht genau in der Stunde gestellt wird, da das Kind ins Leben tritt, so kommen nicht alle kleinen Zeichen mit, und das Ergebnis wird dann nur wenig verlässlich. Indessen weiß ich doch etliches. Ja, ja“, fuhr er fort und strich sich über die Augen, „wäret Ihr von bürgerlicher Abkunft und in der geringen Stellung eines Medicus, so hätte ich Euch nur frohe Dinge zu berichten gehabt; jetzt aber wird die Welt Euch nicht ganz so leicht werden. Es ist in gewisser Weise sehr zu beklagen, daß der Lauf der Welt in den meisten Fällen ein solcher ist, daß der Sohn eines Handwerkers auch ein Handwerker, der Sohn eines Kaufmanns ein Kaufmann, der Sohn eines Bauern ein Bauer wird, und so fort über das Ganze, denn das Unglück vieler hat allein darin seinen Grund, daß sie sich einem anderen Berufe widmen als dem, welchen die Stellung der Himmelszeichen bei ihrer Geburt ihnen anweist. Wenn solchergestalt einer, der im Anfang des Widderzeichens geboren ist, in den Kriegerstand tritt, so wird nichts ihm glücken, und Verwundung und geringe Beförderung und frühzeitiger Tod werden ihm gewiß sein, aber wenn er als Kunstschmied oder Steinschneider mit seinen Händen zu arbeiten beginnt, so wird alles nach seinem Wunsche gehen. Einer, der im Zeichen der ersten Hälfte der Fische geboren ist, muß das Land bestellen oder, so er reich ist, sich viel Grundbesitz anschaffen; wer in der letzten Hälfte geboren ist, muß sein Glück auf See suchen, sei es nun als gemeiner Fährschiffer oder als Admiral. Das Zeichen des Stiers in der ersten Hälfte ist für Kriegerleute, in der letzten Hälfte für Advokaten; die Zwillinge, unter

denen Ihr geboren seid, weisen, wie ich sage, in der ersten Hälfte auf Medici, in der anderen auf Kaufleute hin. – Aber lasset mich jetzt Eure Hand sehen!“

Ulrik Frederik streckte die Hand aus, Burrhi ging zu dem Hufeisentriangel und strich seine Schuhe daran ab, wie ein Seiltänzer seine Sohlen am Harzbrett abstreicht, bevor er sich aufs Seil wagt. Dann schaute er in die Hand.

„Ja“, sagte er, „die Ehrenlinie ist ungebrochen und lang, wie ich sehe, und reicht so weit, wie sie irgend kann, ohne zu einer Krone zu reichen. Der Glückstrich ist für einige Zeit matt, aber er wird schon klarer und klarer. Da ist die Lebenslinie, sie sieht leider sehr schlimm aus, Ihr müßt Euch wohl in acht nehmen, bis Ihr die Siebenundzwanzig erreicht habt. Bis dahin ist Euer Leben schwer und heimlich bedrät, doch dann wird die Linie klar und stark, ganz bis ins hohe Alter hinein, aber sie zweigt nur einen Strich ab – nein doch, es ist schon ein kleinerer daneben – ja, Ihr werdet Leibeserben aus zwei Ehen erhalten, unfehlbar, aber wenige in jeder.“

Er ließ die Hand los.

„Höret“, sagte er ernst, „es steht Euch Gefahr bevor, aber von wannen sie dräut, das sehe ich nicht; jedoch offene Kriegsgefahr ist es keineswegs. Sollte es ein Sturz oder ein anderer Reiseunfall sein, so nehmt hier diese dreieckigen Malachite, sie sind von einer besonderen Art; seht, hier in diesem Ringe trage ich sie selber, sie schützen wider Sturz oder Fall von Roß oder Wagen. Nehmt sie mit, tragt sie auf der bloßen Brust, oder so Ihr sie in einen Ring setzen lasset, so nehmt hinten das Gold heraus, denn sie müssen Euch berühren, wenn sie Euch schirmen sollen; und hier ist ein Jaspisstein, seht Ihr wohl? Es sitzt in ihm gleichsam das Bildnis eines Baumes, er ist sonderlich selten und fein und gut wider heimtückische Dolchstiche und flüssiges Gift. Ich bitte

Euch noch einmal, mein teurer junger Herr, nehmt Euch wohl in acht, insonderheit vor dem Weibervolk; ich weiß es nicht bestimmt, aber es sind Zeichen, die darauf hindeuten, daß die Gefahr in der Hand eines Weibsbildes blitzt, aber ich weiß es nicht, es ist nichts gewiß; hütet Euch derothalben auch vor argen Freunden und schurkischen Dienern, vor kaltem Wasser und vor langen Nächten!“

Ulrik Frederik nahm freundlich die Geschenke entgegen und vergaß nicht, am folgenden Tage dem Goldmacher eine kostbare Halskette als Dank für seine guten Ratschläge und guten Schutzsteine zu senden.

Hierauf ging seine Reise ohne Unterbrechung geradeswegs nach Spanien.

Es war so still im Hause an jenem Frühlingstag, als der Hufschlag der Pferde in der Ferne verhallt war. Noch standen nach der Geschäftigkeit der Abschiedsstunde alle Türen offen, noch war der Tisch gedeckt, an dem Ulrik Frederik gespeist hatte; sein Mundtuch lag noch bei seinem Teller, wie er es zusammengeballt hatte, und feuchte Spuren seiner großen Reitstiefel waren noch überall auf dem Fußboden zu sehen.

Dort am großen Pfeilerspiegel hatte er Marie an seine Brust gedrückt, sie zum Lebewohl geküßt und wieder geküßt und sie durch das heilige Versprechen baldigen Wiedersehens zu trösten gesucht.

Unwillkürlich trat sie vor den Spiegel, als wollte sie sehen, ob er sein Bild nicht festgehalten habe, wie sie es vor einem Augenblick, von seinen Armen umschlossen, wahrgenommen. Ihre eigene einsame, verzagte Gestalt, ihr blasses, verweintes Antlitz begegneten ihrem suchenden Blick hinter der glatten, blanken Fläche des Spiegels.

Das Tor wurde drunten geschlossen, der Diener räumte den Tisch ab, und Nero, Passando, Rumor und Delphin, seine Lieblingshunde, die eingesperrt gewesen waren, rannten mit kläglichem Gewinsel, an den Spuren schnuppernd, in der Stube umher. Sie wollte sie zu sich rufen, vermochte es aber nicht vor Schluchzen. Passando, das große, rote Windspiel, kam zu ihr hin; sie kniete nieder, klopfte und streichelte ihn, aber er wedelte nur zerstreut mit dem Schwanze und sah ihr mit großen Augen gerade ins Gesicht und winselte und heulte.

Jene ersten Tage – wie trüb und leer war doch alles, wie langsam verstrich die Zeit, und wie drückend schwer lastete die Einsamkeit auf ihr, und wie war die Seh-

sucht dazwischen so ätzend scharf gleich Salz in einer offenen Wunde.

Ja, so war es in den ersten Tagen, aber als es dann nichts Neues mehr war, und als alles miteinander, der Trübsinn und die Leere, die Sehnsucht und die Sorge, Tag für Tag wie ein Schneefall kam, wo Flocke auf Flocke, die eine Schicht nach der anderen, sich langsam herabsenkt, da legte sich eine seltsame Stumpfheit und Ruhe der Hoffnungslosigkeit über sie, ja, fast eine Gefühllosigkeit, die sich's im Schatten des Kummers bequem macht.

Und dann wurde es plötzlich wieder ganz anders.

Alle Nerven spannten sich in der höchsten Reizbarkeit, alle Adern pochten von lebensdurstigem Blute, und ihre Phantasie war so erfüllt von farbenreichen Bildern und betörenden Gesichtern wie die Luft der Wüste.

An solchen Tagen war ihr zumute wie einer Gefangenen, die ungeduldig ihre Jugendzeit, Frühling auf Frühling, einen jeden ohne Blumen, matt und öde, auf Nimmerwiederkehr fruchtlos dahingleiten sieht. Und es war ihr, als würde ihr die Summe der Zeit, Stunde für Stunde, hellerweise zugezählt, und als fiel ihr jede von ihnen mit dem Klange des Glockenschlags klirrend vor die Füße und verwitterte und würde zu Staub. Dann konnte sie in qualvoller Lebenssehnsucht die Hände ringen und aufschreien wie im Schmerz.

Selten zeigte sie sich bei Hofe oder bei ihren Verwandten, denn die Etikette erforderte, daß sie sich zu Hause hielt; und da sie nur wenig dazu aufgelegt war, Besucher zu unterhalten, so kam schließlich niemand mehr, und sie blieb ganz sich selbst überlassen.

Eine träge Mattigkeit war bald die Folge dieses einsamen Grübelns und Grämens; ganze Tage und Nächte hintereinander blieb sie im Bette liegen und suchte sich hier in einem halb wachen, halb schlummernden Zu-

stand zu erhalten, der abenteuerliche Träume gebar. Sie übertrafen die nebelhaften Traumbilder des gesunden Schlafes bei weitem an Klarheit, so daß sie fast wie wirklich waren und ihr einen willkommenen Ersatz für das Leben gaben, das sie entbehrte.

Von Tag zu Tag wurde sie reizbarer, so daß das geringste Geräusch ihr Schmerz verursachte, und sie konnte die seltsamsten Einfälle und plötzliche, wahn-sinnige Wünsche bekommen, die fast Zweifel an ihrem Verstand erwecken mußten.

Es war auch wohl nur die Breite eines Strohhalmes zwischen dem Wahnsinn und dem seltsamen Gelüst, das sie erfaßte, irgendeine verzweifelte Handlung zu be-gehen, nur um sie zu begehen, nicht weil sie den gering-sten Grund dazu hatte; ja, sie wünschte es nicht einmal richtig.

So geschah es zuweilen, wenn sie, an den Pfosten gelehnt, am offenen Fenster stand und in den gepflaster-ten Hof tief unter ihr hinabsah, daß ein verlockender Drang sie durchzuckte, sich hinunterzustürzen, bloß um es zu tun. Aber im selben Augenblick hatte sie in der Phantasie den Sprung gemacht, und sie empfand das schneidende, kühle Prickeln, das ein Sprung aus der Höhe hervorruft, und stürzte vom Fenster mitten in die Stube hinein, schauernd vor Angst und mit dem Bilde, wie sie blutend drunten auf den harten Steinen läge, so deutlich vor Augen, daß sie wieder ans Fenster treten und hinabblicken mußte, um das Bild zu verscheuchen.

Minder gefährlich und von etwas anderer Natur war die Lust, die sie empfand, wenn sie, was zuweilen vor-kam, ihren entblößten Arm betrachtete und fast neu-gierig den Lauf der blauen und dunkelvioletten Adern unter der weißen Haut verfolgte – die Lust, die sie dann empfand, in die weiße Rundung zu beißen; und sie folgte tatsächlich ihrem Gelüst und biß wie ein grausames Raubtier Mal um Mal, aber sobald es wirk-

lich weh tat, hörte sie sogleich damit auf und begann den armen, mißhandelten Arm zärtlich zu streicheln.

Zu anderen Zeiten konnte sie, wenn sie still dasaß, plötzlich darauf verfallen, ins Schlafzimmer zu gehen und sich zu entkleiden, nur um sich in eine dicke, rot-seidene Decke zu hüllen und die kühle, glatte Berührung des blanken Stoffes zu fühlen, oder um eine eiskalte Stahlklinge über ihren bloßen Rücken hinabzuschieben.

Dergleichen Einfälle hatte sie viele.

★

Nach vierzehnmonatiger Abwesenheit kehrte Ulrik Frederik dann heim.

Es war eine Julinacht. Marie konnte nicht schlafen, sie lag und horchte auf den langsam pfeifenden Sommernachtswind, von allerlei beängstigenden Gedanken gequält.

Während der letzten acht Tage hatte sie Ulrik Frederik zu jeder Stunde erwartet, sein Kommen wünschend, sein Kommen fürchtend.

Würde alles wieder werden wie früher, vor vierzehn Monaten? – In dem einen Augenblick glaubte sie: nein, in dem andern: ja. Sie vermochte ihm die Reise nach Spanien nicht recht zu vergeben, sie war in all dieser Zeit so alt, so verzagt und still geworden, und jetzt kehrte er heim, an Glanz und Getümmel gewöhnt, frischer und jugendlicher als zuvor, und fand sie blaß und welk, schweren Gemüts – schweren Ganges, gar nicht die alte, und bei der ersten Begegnung würde er so fremd und kühl gegen sie sein, und das würde sie noch verschüchterter machen, und er würde sich von ihr wenden, aber sie würde sich nie von ihm wenden, nein, nein, sie würde über ihm wachen wie eine Mutter, und wenn es ihm quer ginge in der Welt, so würde er zu ihr kommen, und sie würde ihn trösten und so gut mit

ihm sein, um seinen Willen entbehren, leiden und weinen, alles tun um seinen Willen. – Dann wieder glaubte sie, sobald sie ihn sähe, würde alles sein wie zuvor, ja, sie stürmten durchs Gemach wie übermütige Pagen, lärmten und tollten, und die Wände widerhallten von Gelächter und Jubel, und in den Ecken flüsterte es von Küssen ...

Während sie sich es so ausmalte, fiel sie in einen leichten Schlummer, und es lärmte und spielte in ihre Träume herein, und als sie erwachte, lärmte es noch, rasche Schritte erklangen auf den Treppen, das Tor ging auf, Türen wurden zugeschlagen, Wagen ratterten auf der Straße, und Hufe scharrten auf dem Steinpflaster.

Er ist's! dachte sie, sprang auf, ergriff die große, gestickte Bettdecke, und darein wie in einen Mantel gehüllt, eilte sie durch die Zimmer. Im Saale hielt sie inne; dort stand eine Unschlittkerze in einem Holzleuchter auf dem Fußboden und brannte, einige Lichter in den Armleuchtern waren angezündet, der Diener war vor lauter Geschäftigkeit inmitten dieser Vorbereitungen davongelaufen. Draußen wurde gesprochen. Es war Ulrik Frederiks Stimme. Sie zitterte vor Aufregung.

Die Türe ging auf, und mit dem Hut auf dem Kopfe und vom Mantel umhüllt stürmte er herein, wollte sie in seine Arme schließen, bekam jedoch nur ihre Hand zu fassen, denn sie fuhr zurück – er sah so fremd aus, sie kannte seine Tracht nicht, er war so braun und stark geworden, und unter dem Mantel trug er eine Kleidung, dergleichen sie niemals gesehen; es war die neue Mode mit langer Weste und pelzverbrämtem Rock, und sie veränderte ganz seine Gestalt und machte ihn noch unkenntlicher.

„Marie“, rief er, „mein Herzenslieb!“ Und er riß sie an sich, daß ihr das Handgelenk weh tat und sie vor Schmerz stöhnte. Allein er merkte es nicht, er war

ziemlich betrunken, denn die Nacht war nicht warm, und sie hatten in der letzten Schenke tüchtig Rast gehalten.

Es half nur wenig, daß Marie sich sträubte; er küßte und streichelte sie wild und unbändig. Endlich machte sie sich doch von ihm los, und mit glühenden Wangen und wogender Brust floh sie in das anstoßende Gemach; dann aber besann sie sich, daß dies vielleicht doch eine etwas sonderbare Begrüßung wäre, und sie kehrte zurück.

Ulrik Frederik stand noch auf demselben Flecke, ganz verwirrt, geteilt zwischen dem Bemühen, mit seinem umnebelten Verstand das, was vorging, zu begreifen, und der Anstrengung, die Halsschließen seines Mantels loszunisteln. Aber seine Gedanken und seine Hände waren gleich hilflos. Als nun Marie zurückkam und ihm den Mantel abnahm, fiel ihm ein, daß das Vorhergegangene wohl Spaß sein sollte, und er brach in ein schallendes Gelächter aus, schlug sich auf die Schenkel, wand und krümmte sich, drohte Marie schelmisch und lachte vergnügt und gutmütig, wollte ihr offenbar etwas Scherzhaftes sagen, begann auch damit, konnte es jedoch nicht herausbringen und sank endlich, ganz aufgelöst und krampfhaft lachend, auf einen Stuhl, stöhnend und keuchend von all dem Gelächter, ein glückseliges, breites Lächeln über dem ganzen Gesicht.

Allmählich machte sein Lächeln einem schläfrigen Ernste Platz. Dann erhob er sich und schritt in schweigender, mißmutiger Majestät im Zimmer auf und ab, pflanzte sich endlich am Kamin vor Marie auf, den einen Arm in die Seite, den andern auf das Gesims gestützt, und blickte überlegen – beständig schwankend von dem starken Rausche – auf sie herab.

Er hielt nun eine lange, unzusammenhängende Trunkenheitsrede über seine eigene Größe, über die Ehre, die

ihm im Ausland widerfahren war, und über das große Glück für Marie, als Tochter eines gewöhnlichen Adligen einen Gemahl zu haben, der, wenn er gewollt hätte, eine Prinzessin von Geblüt hätte heimführen können. Dann sagte er ohne Ursache und Übergang, er wolle Herr in seinem Hause sein, und bedrohte Marie, sie solle in allen Stücken gehorsam sein, er wolle keinen Widerspruch hören, keinen einzigen Muck; so hoch er sie auch erhoben hätte, bliebe sie doch stets seine Sklavin, seine kleine Sklavin, seine kleine süße Sklavin; und nun wurde er sanft wie ein spielender Luchs, weinte und schmeichelte und drang mit der ganzen Hartnäckigkeit eines Betrunknen auf sie ein, mit plumpen Liebesworten und derben Liebkosungen – unabweislichen, unentrinnbaren.



Am Morgen des folgenden Tages erwachte Marie lange vor Ulrik Frederik.

Fast mit Haß betrachtete sie die schlummernde Gestalt an ihrer Seite. Ihr Handgelenk war geschwollen und schmerzte sehr von seinem gewaltsamen Willkommensgruß gestern abend. Da lag er, mit den kräftigen Armen unter dem starken, behaarten Nacken; sorglos, trotzig, so schien es ihr, atmete die breite Brust, und ein stumpfsinniges, sattes Lächeln spielte um die roten, feuchtglänzenden Lippen.

Sie wurde blaß vor Zorn und rot vor Scham, während sie ihn betrachtete. Ihr durch die lange Trennung fast fremd geworden, war er eingedrungen, auf ihre Liebe wie auf sein Recht pochend, der ganzen Hingebung und Zuneigung ihrer Seele übermütig sicher, wie jemand sicher ist, daß er seine Möbel auf demselben Platze finden wird, wo sie standen, als er das Haus verließ. Sicher, entbehrt worden zu sein, sicher, daß Sehnsuchtsklagen von ihren zitternden Lippen zu ihm

in die Ferne geschwebt wären, sicher, daß das Ziel aller ihrer Wünsche seine rohe Umarmung wäre.

Als Ulrik Frederik aufstand, fand er sie halb sitzend, halb liegend auf einer Ruhebänk in der blauen Stube. Sie war blaß, die Gesichtszüge schlaff, die Augen niedergeschlagen, und die verletzte Hand lag matt in ihrem Schoße, von einem Spitzentaschentuch umhüllt. Er griff danach, aber sie reichte ihm langsam die Linke und bog mit einem schmerzlichen Lächeln das Haupt zurück.

Ulrik Frederik küßte lächelnd die ihm dargebotene Hand, machte ein paar scherzende Bemerkungen über seinen gestrigen Zustand und entschuldigte sich damit, daß er, solange er in Spanien gewesen, keinen einzigen guten Rausch gehabt habe, weil die Spanier gar nicht zu trinken verstünden; und er fügte hinzu: wenn er ehrlich seine Meinung sagen solle, so trinke er lieber den gefälschten Alicante und Malaga aus Johann Lehns Weinstube oder aus Bryhans Keller als das echte, süße Teufelszeug, das es da unten gebe.

Marie schwieg.

Der Frühstückstisch stand gedeckt, und Ulrik Frederik fragte, ob sie nicht essen wollten.

Marie konnte nichts genießen, sie bat ihn, zu entschuldigen, daß er allein speisen müsse, sie habe keinen Appetit, und ihre Hand schmerze so sehr, er habe sie ganz zerquetscht.

So erfuhr er denn, wie schuldig er war, und er wollte durchaus die verletzte Hand sehen und sie küssen, aber Marie barg sie schnell in den Falten ihres Kleides und schaute ihn an, wie er sagte, mit dem Blicke einer Tigerin, die ihr wehrloses Junges verteidigt. Er bat lange, doch es fruchtete nichts. Dann setzte er sich lachend an den Tisch und aß mit einem Appetit, der Marie höchlich mißfiel. Ruhig konnte er jedoch nicht sitzen, er mußte jeden Augenblick ans Fenster eilen und hin-

aussehen, denn alle Szenen auf der heimatlichen Straße schienen ihm so neu und merkwürdig, und er hatte bei diesem Umherrennen bald das halbe Gedeck in der Stube verstreut; sein Bier stand in dem einen Fenster, das Brotmesser lag in dem andern, sein Mundtuch hing über der Vase auf der vergoldeten Konsole, und eine Brezel lag auf dem kleinen Tisch in der Ecke.

Endlich war er fertig; er setzte sich ans Fenster und blickte lange hinaus, mit Marie plaudernd, die ihm drüben von ihrer Ruhebänk selten oder gar nicht antwortete.

Zuletzt stand sie auf und ging an das Fenster, wo er saß. Sie seufzte und starrte schwermütig in die Luft.

Ulrik Frederik lächelte und drehte beharrlich seinen Siegelring am Finger.

„Soll ich auf die kranke Hand blasen?“ fragte er in einem klagenden, mitleidigen Tone.

Marie riß das Spitzentuch von der Hand, ohne ein Wort zu sagen, und fuhr fort aus dem Fenster zu starren.

„Sie erkältet sich, das arme Ding“, sagte er und schaute einen Augenblick empor.

Marie stützte, anscheinend gedankenlos, die verletzte Hand aufs Fenstersims und spielte mit den Fingern, wie auf einem Klavikordium, vor und zurück, aus der Sonne in den Schatten des Fensterrahmens und aus dem Schatten wieder in die Sonne, vor und zurück.

Ulrik Frederik sah mit lächelndem Wohlgefallen auf die schöne, blasser Hand, die wie ein munteres, geschmeidiges Kätzchen auf dem Sims spielte und sich tummelte, wie zum Sprung ausholte, sich drehte und wendete, einen Buckel machte, einen Anlauf zum Brotmesser nahm, den Stiel hin und her rollte, zurückkroch, sich flach aufs Sims legte, langsam wieder zum Messer schlich, sich mit geschmeidigem Griff um das Heft ringelte, die Klinge hob und sie blank in der Sonne blitzen ließ, dann mit dem Messer emporfuhr ...

Im selben Nu blitzte das Messer auf seine Brust herab, aber er parierte es mit dem Arme, und die Klinge schnitt durch seine lange Spitzenmanschette in den Ärmel, und er schlug's beiseite auf den Boden, sprang mit einem Schrei des Entsetzens auf, so daß der Stuhl zurückflog, alles in einer kurzen Sekunde, gleichsam mit einer einzigen Bewegung.

Marie war totenbleich, sie preßte die Hände gegen die Brust, ihr Blick war stier und entsetzt, sie starrte auf den Fleck, wo Ulrik Frederik gesessen hatte, dann senkten sich die Augenlider, ein gellendes, totes Lachen drängte sich über ihre Lippen, und sie sank zu Boden, lautlos und ganz langsam, wie von unsichtbaren Händen gestützt.

Vorhin, als sie mit dem Messer spielte, hatte sie plötzlich bemerkt, daß Ulrik Frederiks Spitzenhemd offen stand und seine Brust entblößte, und im selben Augenblick hatte sie den unsinnigen Drang empfunden, die kalte, blitzende Klinge in die weiße Brust zu stoßen, und sie tat es; nicht weil sie ihn zu töten oder auch nur zu verwunden wünschte, vielleicht nur weil das Messer kalt und die Brust warm war, oder möglicherweise weil ihre Hand krank und schwach und die Brust stark und gesund war, aber zuvörderst und vor allem, weil sie nicht anders konnte, weil ihr Wille keine Macht über ihr Hirn oder ihr Hirn keine Macht über ihren Willen hatte.

Ulrik Frederik stand blaß da und stützte sich mit den Handflächen auf den Frühstückstisch, er bebte, daß der Tisch erschüttert wurde und die Schüsseln gegeneinander klirrten. Furcht gehörte sonst nicht zu seinen Eigenschaften, noch gebrach es ihm an Mut, aber dies war so ungeahnt, so wahnsinnig unbegreiflich gekommen, daß er nur mit Gespenstergrauen an die Gestalt denken konnte, die leblos und still auf dem Boden drüben am Fenster lag. Burris Worte von der Gefahr, die

in der Hand eines Weibes blitze, klangen ihm in den Ohren, er fiel auf die Knie und betete. Alle vernünftige Sicherheit, alle verständige Zuversicht war aus dem Erdenleben entschwunden, und alle menschliche Gewißheit dazu, denn es war der Himmel selbst, der regierte, der Einfluß unbekannter Geister, der waltete, überirdische Mächte und Zeichen, die bestimmten. Weshalb sollte sie ihn sonst töten wollen, weshalb, Gott, du Allmächtiger, weshalb, weshalb? . . . Weil es geschehen sollte. Sollte.

Fast verstohlen hob er das Messer auf, zerbrach die Klinge und warf die Stücke in den leeren Kamin.

Noch regte Marie sich nicht.

Sie war doch nicht verwundet? Nein, das Messer war ja blank, und es haftete kein Blut an seiner Manschette, aber sie lag so still, totenstill. Er eilte zu ihr hin und hob sie in seinen Armen auf.

Marie seufzte, schlug die Augen auf, sah starr und tot vor sich hin, blickte Ulrik Frederik an und umschlang ihn mit den Armen, küßte und liebte ihn, sagte aber kein Wort. Sie lächelte zwar glücklich und froh, doch eine fragende Angst lag in ihrem Blick, sie spähte auf dem Boden umher, als suchte sie etwas, packte dann plötzlich Ulrik Frederik am Handgelenk und betastete seinen Arm, und als sie sah, daß er zerissen und die Manschette aufgeschlitzt war, schrie sie vor Entsetzen.

„So hab' ich es doch getan!“ rief sie verzweifelt. „O Gott in deinem höchsten Himmel, bewahre meinen Verstand, darum bitte ich dich flehentlich! – Aber warum fragst du nicht?“ sagte sie zu Ulrik Frederik. „Warum schleuderst du mich nicht von dir wie eine giftige Schlange? Und doch, Gott sei mein Zeuge, habe ich weder schuld noch teil an dem, was ich tat; es kam so über mich, da war etwas, das mich dazu zwang, ich schwöre es dir mit dem heiligsten Eide, da war etwas,

das mir die Hand lenkte; aber du glaubst mir nicht, wie könntest du auch?“ Und sie weinte und jammerte.

Allein Ulrik Frederik glaubte ihr völlig. Dies war ja die stärkste Bekräftigung seiner eigenen Gedanken; und er tröstete sie mit freundlichen Worten und Liebkosungen, obschon er ein heimliches Grauen vor ihr empfand, die ein armes, wahnwitziges Werkzeug in der unseligen Gewalt arger Geister war. Und er überwand dieses Grauen nicht, wiewohl Marie Tag für Tag allen Verstand eines klugen Weibes aufbot, um sein Vertrauen zu erlangen. Denn, hatte sie an jenem ersten Morgen in ihrem Herzen geschworen, daß Ulrik Frederik seine ganze Liebenswürdigkeit entfalten und all seine Geduld aufbieten sollte, um sie wiederzugewinnen, so schwor ihr Benehmen nun gerade das Gegenteil; jeder Blick war eine Bitte, jedes Wort ein demütiges Versprechen, und durch tausenderlei Kleinigkeiten, durch Tracht und Gebärden, durch schlaue Überraschungen und zarte Rücksichten gestand sie ihm zu jeder Stunde des Tages ihre innige, sehnstüchtige Liebe, und hätte sie nur die Erinnerung an den Auftritt jenes Vormittags zu überwinden gehabt, so wäre ihr der Sieg auch sicher gewesen.

Aber größere Feinde standen ihrer Sache entgegen.

Ulrik Frederik war als armer Prinz aus einem Lande ausgezogen, wo der mächtige Adel die unehelichen Kinder eines Königs keineswegs für mehr als seinesgleichen erachtete. Die Alleinherrschaft war noch so jung, und die Erwägung, daß der König ein Mann sei, der seine Macht dadurch erkaufe, daß er seine Macht hingebe, so uralt. Der Halbgottsschimmer, der in späteren Zeiten den absoluten Erbherrscher umstrahlte, war, wenn auch schon erglommen, doch erst schwach und matt und blendete keinen, der nicht allzu nahe stand.

Aus diesem Lande zog Ulrik Frederik zu Philipp des Vierten Heer und Hof, und hier wurde er mit Ge-

schenken und Ehrenbezeugungen überschüttet, zum Grand d'Espagne ernannt und auf gleichem Fuße mit Don Juan d'Austria behandelt; denn der spanische König ließ es sich angelegen sein, in seiner Person Frederik dem Dritten zu huldigen und durch überschwengliche Freigebigkeit und Gnade seiner Zufriedenheit mit der Regierungsveränderung in Dänemark und seiner Anerkennung für König Frederiks sieggekrönte Bemühungen, in die Reihe der absoluten Herrscher einzutreten, Ausdruck zu geben.

Erhoben und berauscht von all diesen Ehren, die seine Ansicht von der eigenen Bedeutung gänzlich veränderten, sah Ulrik Frederik bald, daß er unverantwortlich leichtsinnig gehandelt hatte, die Tochter eines gewöhnlichen Adligen zu seiner Gemahlin zu machen, und auf der Heimreise kreuzten sich in seinem Hirn in bunter Verwirrung die Gedanken, seine eigene Unbesonnenheit an ihr auszulassen, sie an Rang zu erhöhen oder sich von ihr zu trennen. Und als jetzt die abergläubische Furcht, daß sein Leben durch sie bedrängt werde, hinzukam, faßte er den Entschluß, sie kalt und förmlich zu behandeln und jeden Versuch, das alte idyllische Verhältnis wiederherzustellen, zurückzuweisen, bis er beurteilen könnte, was weiterhin geschehen sollte.

Frederik der Dritte, der keineswegs ein schlechter Beobachter war, entdeckte bald, daß Ulrik Frederik sich in seiner Ehe nicht sonderlich zufrieden fühlte, und begriff auch sehr wohl den Grund. Er benutzte daher jede Gelegenheit, Marie Grubbe zu bevorzugen und auszuzeichnen, überschüttete sie mit Zeichen seiner Huld und Gnade und glaubte, sie auf solche Art in Ulrik Frederiks Augen und Gunst heben zu können; aber es fruchtete nichts, es trug nur dazu bei, ein Heer von wachsamen und neidischen Feinden rings um die Ausgewählte ins Leben zu rufen.

In jenem Sommer wohnte die Königsfamilie, wie so häufig, auf Frederiksborg.

Ulrik Frederik und Marie zogen gleichfalls dort hinaus, denn sie sollten behilflich sein, alle möglichen Festlichkeiten und Aufzüge zu ersinnen, welche im September und Oktober stattfinden würden, wenn der Kurfürst von Sachsen käme, um sich mit der Prinzessin Anna Sofie zu verloben.

Vorläufig war der Hofkreis draußen ganz klein, erst gegen Ende August sollte er erweitert werden, denn dann begannen die Proben des Balletts und andere Lustbarkeiten. Es ging daher sehr still zu, und sie vertrieben sich die Zeit, so gut sie es vermochten. Ulrik Frederik war fast jeden Tag auf langen Jagdausflügen und Fischzügen abwesend, der König machte sich eifrig an seiner Drechselbank und in seinem Laboratorium zu schaffen, das er sich in einem der kleinen Türme hatte einrichten lassen, und die Königin und die Prinzessinnen stickten für das bevorstehende Fest.



In der Allee, die vom Walde zur Pforte des kleinen Tiergartens führte, pflegte Marie Grubbe ihren Morgenspaziergang zu machen.

Auch heute war sie dort.

Hoch oben in der Allee schimmerte ihr rotes Gewand grell auf dem erdschwarzen Wege zwischen dem grünen Laub.

Langsam kam sie näher.

Der zierliche schwarze Filzhut, ohne anderen Schmuck als eine schmale Perlenlitze und einen funkelnden, in Silber gefaßten Solitär an der seitlich aufgebogenen Krempe, saß leicht auf dem in schweren Locken aufgesteckten Haar. Das Leibchen schloß stramm und glatt an, die Ärmel waren eng bis zum Ellenbogen, von dort hingen sie, tief aufgeschlitzt, hinunter, mit Perl-

mutteragraffen über dem Schlitz und mit fleischfarbener Seide gefüttert. Dichtgewebte Spitzenmanschetten verhüllten die nackten Arme. Der Rock, der hinten ein wenig schleppte, war an den Seiten hoch aufgerafft und fiel in runden Falten vorn kurz hinab und ließ einen schwarzweißen schräggestreiften seidenen Unterrock sehen, so lang, daß der Fuß mit den schwarzen Zwickelstrümpfen und perlenspangigen Schuhen gerade noch hervorschaute. In der Hand trug sie einen Fächer aus Rabenfedern mit Schwanenbesatz.

Kurz vor der Pforte blieb sie stehen, hauchte in ihre hohle Hand und hielt sie erst an das eine, dann an das andere Auge; hierauf riß sie einen Zweig ab und legte die kühlenden Blätter auf die brennenden Lider, aber es war trotzdem zu sehen, daß sie geweint hatte. Dann ging sie durch das Pförtchen nach dem Schlosse zu, kehrte um und schlug einen Seitenweg ein.

Kaum war sie hinter den dunkelgrünen Buchsbaumhecken verschwunden, als sich oben in der Allee ein seltsames, gebrechliches Paar zeigte: ein Mann, der langsam und schwankend ging, wie einer, der vor kurzem von einer schweren Krankheit genesen ist, stützte sich auf eine Frau in einem Mantel aus altmodischem Stoff und mit einem großen grünen Schirm vor den Augen. Der Mann wollte schneller gehen, als seine Kraft es zu gestatten schien, und die Frau hielt ihn zurück und trippelte scheltend mit.

„Na, na!“ sagte sie, „wart doch und nimm deine Beine mit! Du fliegst ja wie ein schiefes Rad auf einer abschüssigen Bahn: mit kranken Gliedern soll man sänftiglich verfahren. Geh jetzt langsam! Hat sie dir das nicht gesagt, die kluge Frau in Lyngø? Ist das eine Art, drauflos zu stolpern mit Beinen, in denen nicht mehr Halt und Steifheit ist als in einem alten Strohsack!“

„Herrgott, sind das aber auch Beine!“ jammerte der

Kranke und stand still, da die Knie unter ihm schlotterten. „Jetzt ist sie ganz außer Sicht“, und er spähte sehnsüchtig zur Pforte hinauf, „ganz außer Sicht! Und es findet heute keine Lustfahrt statt, hat der Fourier gesagt, und es ist so lange hin bis morgen!“

„Ja, ja, die Zeit vergeht schon, Danielchen, und da kannst du heute ausruhen, dann bist du morgen um so gestärkter, dann folgen wir ihr durch den ganzen Wald, gleich bis zur Pforte hinab, ja, das tun wir. Und jetzt gehen wir heim, und dann sollst du auf der weichen Ruhebänk liegen und einen guten Krug Bier erhalten, und dann spielen wir Tricktrack, und dann kommt der Mundschenk Reinholdt, wenn die hohe Herrschaft gespeist hat, und dann fragst du ihn nach Neuigkeiten, und wir machen eine gute, ehrliche Partie Landsknecht, bis die Sonne untergeht, ja das tun wir, Danielchen, ja, das tun wir!“

„Ja, das tun wir, ja, das tun wir“, äffte Daniel sie nach. „Du mit deinem Tricktrack und Landsknechtspiel, wenn es in meinem Hirne wie glühendes Blei brennt und mein Verstand in wilder Gefahr ist und – hilf mir zum Wegrand, daß ich mich ein wenig setzen kann – so, so ... bin ich bei Trost, Magnille, he? – Ich bin toll wie eine Fliege in der Flasche, was? Kreuz und Sakrament! Ist das eines klugen Mannes Gebaren, für eine mißgeschaffene Mißgeburt, einen elenden, elenden Wicht mit verbogenem Rückgrat, sich in wahnwitziger Liebe zu der Gemahlin eines Prinzen zu verzehren? Ist es gescheit, Magnille, sich die Augen nach ihr aus dem Kopfe zu sehnen, zu schnappen wie ein ans Land geworfener Fisch, um nur einen Schimmer von ihrer Gestalt zu erhaschen, mit dem Munde den Staub zu küssen, auf dem sie einherschritt, ist das gescheit, frag' ich! – Ach, wären nicht die Träume, Magnille, wo sie sich zu mir herunterbeugt und ihre weiße Hand auf meine schmerzende Brust legt, oder so still liegt und so leise

atmet und so kalt und verlassen ist und keinen hat, der sie beschützt, außer mir . . . oder mit flüchtigem Schimmer vorüberhuscht, weiß wie eine nackte Lilie! – Aber das sind nichtige Träume, Rauch und Tand und leere Luftblasen!“

Sie gingen weiter.

Bei der Pforte blieben sie stehen.

Daniel stützte sich mit den Armen darauf und spähte zwischen den Hecken hinauf.

„Da drinnen!“ sagte er.

Still und hell lag der Tiergarten mit Sonne in der Luft und Sonne im Laub. Kiesel und Steinchen auf dem Wege warfen das Licht in zitternden Strahlengarben zurück, fliegende Spinnweben blinkten durch die Luft, und welke Knospenhüllen fielen mit leisem Rascheln von den Buchenzweigen herab, während hoch oben am blauen Himmel die weißen Tauben des Schlosses sich mit Sonnengold auf den hurtigen Schwingen tummelten.

Von einer fernen Laute klang eine lustige Tanzmelodie gedämpft herab.

„Solch ein Narr!“ murmelte Daniel. „Sollte man's glauben, Magnille, daß einer, der die kostbarste Diamantperle Indiens besitzt, sie gering achtet und bunten Glasscherben nachläuft! Marie Grubbe und – Fiedel-Karen! Ist er gescheit? Und jetzt denken sie, er jagt, denken das, weil er den Wildschützen für sich schießen läßt und mit Bekassinen und Wachteln zu Dutzenden nach Hause kommt, und derweilen tändelt und tollt er drunten in Lyngø mit einer feilen Dirne, einer Kanneille – pfui, pfui, das Höllenmeer über den schmutzigen Handel! Und er ist so eifersüchtig auf das Mai-kätzchen, daß er kaum einen Tag seine Augen von ihr abzuwenden wagt, während . . .“

Es raschelte im Laub, und Marie Grubbe stand gerade vor ihm auf der anderen Seite der Pforte.

Als sie vorhin den Seitenweg im Garten einschlug,

war sie nämlich zu der Einzäunung hinuntergegangen, wo jetzt die Elentiere und die Esromer Kamele gehalten wurden, und hatte sich von dort nach dem Lusthause begeben, das ganz nahe bei der Pforte lag. Hier hatte sie Daniels Worte zu Magnille gehört, und sie fragte nun:

„Wer seid Ihr, und ist das wahr, was Ihr sagtet?“

Daniel vermochte sich kaum an der Pforte aufrecht zu halten, so zitterte er.

„Daniel Knopf, wohlgeborene Frau, der tolle Daniel“, antwortete er. „Kümmert Euch nicht um sein Geschwätz, es läuft ihm so von der Zunge, Gewaschenes und Ungewaschenes durcheinander, Hirnspreu und Zungengedresch, Zungengedresch und nichts weiter.“

„Ihr lügt, Daniel.“

„Ja, ja, Herrgott; gewiß lüge ich, das ist wahrscheinlich genug, denn hier, wohlgeborene Frau“, und er deutete auf seine Stirne, „hier sieht's aus wie bei der Zerstörung Jerusalems – verneige dich, Magnille, verneige dich höflich und sage der wohlgeborenen Frau Gyldenlöve, wie toll ich geworden bin – du brauchst dich nicht zu schämen! Lieber Gott, wir haben alle unsere kleinen Mängel und Gebrechen! Sag es nur, Magnille, wir sind ja doch nur so verrückt, wie der Herr uns macht.“

„Ist er wirklich verrückt?“ wandte Marie sich an Magnille.

Magnille bückte sich verwirrt, griff durch die Stäbe der Pforte nach Marias Kleidzipfel, küßte ihn und sah ganz erschrocken aus: „Ach nein, nein, das ist er nicht, Gott sei Dank.“

„Sie ist ebenfalls ...“ und Daniel beschrieb mit der Hand einen Kreis in der Luft, „wir passen gut zueinander, wir zwei Verrückten, so gut wir's vermögen, nicht gerade zum Besten, aber du lieber Gott, Verrückte sehn, Verrückte gehn, mit gegenseitiger Hilfe erreichen sie das Grab, aber es wird für sie nicht geläutet, das

darf nicht geschehen. Übrigens Dank für freundliche Nachfrage, vielen Dank, vielen Dank und Gott befohlen!“

„Bleibt!“ sagte Marie Grubbe. „Ihr seid nicht verrückter, als Ihr Euch selber macht. Ihr sollt reden, Daniel; wollt Ihr mich so niedrig von Euch denken lassen, daß Ihr der Zwischenträger zwischen der, die Ihr nanntet, und meinem Herrn Gemahl seid? Wollt Ihr das?“

„Ein armer verrückter Mann!“ jammerte Daniel und machte eine entschuldigende Gebärde mit der Hand.

„Gott vergebe Euch, Daniel, es ist ein schändliches Spiel, was Ihr treibt, ich hätte Euch für viel, viel besser gehalten!“

„Ist das wahr, ist das wahrhaftig wahr?“ rief er eifrig, und seine Augen glänzten vor Freude, „so bin ich nun wieder bei Verstand; fragt mich nur, fragt nur!“

„Waren sie wahr, die Worte...“

„Wie das Evangelium, aber...“

„Seid Ihr dessen gewiß? Ihr irrt Euch nicht?“

Daniel lächelte.

„Ist er heute dort?“

„Ist er auf der Jagd?“

„Ja.“

„Dann, ja.“

„Was ist —“ hub Marie nach einer kleinen Pause wieder an, „was ist sie für eine Art Person, wenn Ihr es wißt?“

„Klein, wohlgeborene Frau, sehr klein, rot und rund wie ein Apfel, geschwätzig und munter, mit lachendem Mund und behender Zunge.“

„Aber von was für Leuten kommt sie her?“

„Vor zwei oder dritthalb Jahren war sie mit einem französischen Kammerdiener verheiratet, der aus dem Lande lief und sie sitzen ließ, aber sie blieb nicht lange sitzen, sondern ging mit einem verschuldeten Harfe-

nisten nach Paris, und dort und in Brüssel ist sie gewesen, bis sie in diesem Jahr zu Pfingsten wieder hierher ins Land kam. Sie hat einen natürlich aufgeweckten Kopf und angenehme Manieren, ausgenommen, wenn sie betrunken ist. Das ist alle Wissenschaft, die ich habe.“

„Daniel“, sagte sie und hielt zögernd inne.

„Daniel“, antwortete er mit einem feinen Lächeln, „ist Euch jetzt und ewiglich so treu wie Eure rechte Hand!“

„Wollt Ihr mir dann beistehen? – Könnt Ihr mir einen ... einen Wagen und einen Fuhrmann verschaffen, auf den man sich verlassen darf, sobald ich Euch Nachricht gebe?“

„Ja, das kann ich, das kann ich. Eine kleine Stunde danach soll ein Wagen auf der Koppel des Bleideckers Herman bei dem alten Bretterschuppen halten. Verlaßt Euch darauf, wohlgeborene Frau.“

Marie stand einen Augenblick wie nachsinnend.

„Wir sprechen uns noch“, sagte sie dann, nickte Magnille freundlich zu und ging.

„Ist sie nicht ein Tresor aller Schönheit, Magnille!“ rief Daniel und starrte entzückt den Pfad hinan, auf dem sie verschwunden war. „Und so adlig stolz“, fügte er frohlockend hinzu, „ach, sie würde mich mit dem Fuße wegstoßen, verächtlich ihre Ferse auf meinen Nacken setzen und mich in den niedrigsten Staub treten, wenn sie wüßte, wie verwegen Daniel von ihrer Person träumt. – So wunderbar schön und herrlich! Es drückt mir das Herz ab um sie, sie mußte sich mir, mir anvertrauen! Die majestätische Palme ihres Stolzes beugen ... aber es ist Wonne in dem Gefühl, Wonne des Himmelreichs, Magnille!“

Dann stolpterten sie miteinander von dannen.



Daß Daniel und seine Schwester nach Frederiksborg gekommen, war also zugegangen: Den armen Kurzbold hatte nach der Szene im „Stataf-Krug“ eine wahnsinnige Liebe zu Marie Grubbe erfaßt. Eine arme, phantastische Liebe, die nichts anderes hoffte, forderte oder erwartete als unfruchtbare Träume. Nichts weiter. Und das bißchen Wirklichkeit, das erforderlich war, um die Träume mit einem schwachen Lebensschimmer zu färben, fand er in reichem Maße dadurch, daß er Marie Grubbe dann und wann von nahem oder in der Ferne vorüberschweben sah. Als aber nun Gyldenlöve fortreiste und Marie niemals ausging, da wuchs seine Sehnsucht und stieg höher und höher, bis sie nahe daran war, ihn irrsinnig zu machen und ihn schließlich aufs Krankenlager warf.

Als er sich entkräftet und zerrüttet wieder erhob, war Gyldenlöve heimgekehrt, und von einer Magd Maries, die in Daniels Solde stand, erfuhr er, daß das Verhältnis zwischen Marie und ihrem Gemahl nicht das beste war, und diese Nachricht gab seiner unmöglichen Leidenschaft neue Nahrung und neues Wachstum, das unnatürlich üppige Wachstum einer phantastischen Liebe. Ehe er noch seine Krankheit so weit überwunden hatte, daß er recht stehen oder gehen konnte, reiste Marie nach Frederiksborg. Er mußte ihr folgen, warten konnte er nicht. Er sagte, er wolle zu der weisen Frau in Lynge, um völlig geheilt zu werden, und seine Schwester Magnille solle ihn begleiten, dann könne sie gleichzeitig Rat für ihre kranken Augen einholen. Das fanden Freunde und Bekannte vernünftig, und so fuhren Daniel und Magnille nach Lynge. Hier entdeckte er Gyldenlöves Verhältnis zur Fiedel-Karen, und hier vertraute er sich Magnille vollständig an, erzählte ihr von seiner wunderlichen Liebe, sagte ihr, daß für ihn nur Licht und Lebensodem in Marie Grubbes Nähe sei, und beschwor sie, ihn nach dem Dorfe Fre-

deriksborg zu begleiten, damit er derjenigen nahe sein könnte, die ihm Herz und Sinn so ganz erfüllte.

Magnille willfahrte ihm; sie mieteten sich in Frederiksborg ein und waren jetzt schon viele Tage lang Marie Grubbe auf ihren einsamen Morgenspaziergängen von fern gefolgt.

Und so geschah es, daß sie einander begegneten.

Einige Tage später war Ulrik Frederik vormittags in Lyngø.

Er lag auf allen vieren in dem Gärtchen vor dem Hause, wo die Fiedel-Karen wohnte, einen Kranz von Rosen in der einen Hand, während er mit der anderen einen kleinen, weißen Schoßhund unter dem Haselgebüsch in der Ecke bald an sich zu locken, bald herauszuzerren suchte.

„Boncœur! Petit, petit Boncœur! Boncœur, komm doch, du kleiner Schelm, nun, so komm doch, du Närrchen – ach, du Vieh, Boncœur, mein Hündchen – verfluchte, eigensinnige Kanaill!“

Karen stand am Fenster und lachte.

Der Hund kam nicht, und Ulrik Frederik lockte und fluchte.

„Amy des morceaux délicats“,

sang Karen und winkte mit einem gefüllten Weinpokal.

„Et de la débauche polie,
Viens noyer dans nos Vins Muscats
Ta soif et ta mélancolie.“

Sie war sehr aufgeräumt, sehr erhitzt, und einzelne Töne des Liedes verirrten sich in eine höhere Lage, als sie eigentlich sollten.

Endlich fing Ulrik Frederik den Hund.

Frohlockend trug er ihn zum Fenster, drückte ihm den Rosenkranz über die Ohren und reichte ihn kniend zu Karen hinauf.

„Adorable Vénus, reine des cœurs, je vous prie accepter de ton humble esclave cet petit agneau innocent, couronné des fleurs ...“

In demselben Augenblick öffnete Marie Grubbe die Gartentür. Sie wurde blaß, als sie Ulrik Frederik auf

den Knien einen Rosenkranz, oder was es sonst sein mochte, zu dem roten, lachenden Frauenzimmer emporreichen sah, und sie bückte sich, hob einen Stein auf und warf ihn mit aller Kraft nach ihr, aber er traf das offen stehende Fenster, so daß die Scheiben klirrend auf die Erde fielen.

Karen stürzte aufkreischend fort. Ulrik Frederik blickte ihr ängstlich nach, verlor in der Überraschung den Hund, behielt aber den Kranz und drehte ihn, zornig und verlegen zugleich, in den Händen.

„Warte nur, warte nur!“ schrie Marie, „ich traf dich nicht, aber ich werde schon, ich werde schon!“ Und sie zog eine lange, schwere Stahlnadel mit rubinverziertem Knauf aus ihrem Haar. Wie einen Dolch hielt sie die Nadel in der Hand und eilte seltsam trippelnden, fast hüpfenden Laufes auf das Haus zu; es war, als könnte sie nicht sehen; denn sie rannte nicht geradeaus, sondern in wunderlich unsicheren Bogen zur Haustür.

Dort hielt Ulrik Frederik sie auf.

„Geh mir aus dem Wege“, sagte sie beinahe weinerlich, „du mit deinem Kranz!“

„So einer“, fuhr sie fort, während sie sich von der einen Seite zur anderen wandte, um hineinzuschlüpfen, und beständig ihre Augen auf die Türöffnung gerichtet hielt, „so einer windest du Kränze, Rosenkränze, ja-a, hier bist du der zärtliche Schäfer; hast du nicht auch eine Schalmey? Hast du keine Schalmey?“ wiederholte sie und riß ihm den Kranz aus den Händen, schleuderte ihn auf die Erde und zertrat ihn. „Und einen Schäferstab, Amaryllis, mit einer seidenen Schleife?“

„Laß mich vorbei, sag' ich!“ rief sie dann drohend und zückte den Nadeldolch gegen ihn.

Er packte sie an beiden Handgelenken und hielt sie fest. „Willst du wieder stechen?“ fragte er scharf.

Marie sah zu ihm auf.

„Ulrik Frederik“, sagte sie ganz leise, „ich bin dein

Weib vor Gott und den Menschen. Warum liebst du mich nicht mehr? Komm mit, laß die dadrinnen sein, was sie ist, und komm mit! Komm mit, Ulrik Frederik, du weißt nicht, wie glühende Liebe ich zu dir hege, wie bitterlich ich mich sehne und härme. Komm mit, hörst du? Komm mit!“

Ulrik Frederik antwortete nicht, er bot ihr den Arm und geleitete sie zum Garten hinaus, an ihren Wagen, der nicht weit davon hielt. Er half ihr hinein, ging vorn um die Pferde herum und sah nach dem Geschirr, schnallte einen Riemen fester, rief den Kutscher herunter, um ihn etwas richten zu lassen, und flüsterte ihm dann zu, als sie vorne standen:

„Sobald du auf dem Bocke sitzt, fährst du, so schnell die Gäule laufen können, und hältst keine Minute an, bis ihr zu Hause seid; das sag' ich dir, und du kennst mich wohl!“

Der Kutscher schwang sich hinauf, Ulrik Frederik trat an den Schlag, als wollte er gleichfalls einsteigen, die Peitsche traf klatschend die Pferde, er sprang zurück, und der Wagen fuhr davon.

Einen Augenblick dachte Marie daran, dem Kutscher Halt zu gebieten, die Zügel zu ergreifen, hinauszuspringen; allein plötzlich überkam sie eine Ruhe der Ohnmacht, ein tiefer, namenloser Ekel, ein erstickendes Weh, und sie blieb still und gelassen sitzen, vor sich hin starrend, ohne die rasende Fahrt des Wagens zu beachten.

Und Ulrik Frederik war wieder bei der Fiedel-Karen.



Als Ulrik Frederik abends heimkehrte, war ihm doch etwas beklommen zumute. Er empfand nicht gerade Angst, aber er war von jener Spannung befangen, die sich der Menschen bemächtigt, wenn sie die bestimmte Überzeugung haben, daß sie einer ganzen Reihe von

Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten entgegengehen, denen man nicht entrinnen kann, die man durchmachen muß.

Marie hatte natürlich dem König ihr Leid geklagt, und er würde ihm langweilige Vorhaltungen machen, die er geduldig bis zum Ende anhören müßte; Marie würde sich in das majestätische Schweigen der beleidigten Tugend hüllen, was er dann künstlich zu übersehen suchen mußte. Die Stimmung auf dem Schlosse würde äußerst bedrückend sein, die Königin würde matt und leidend, vornehm leidend aussehen, und die Hofdamen, die nichts wußten, aber alles ahnten, würden schweigend dasitzen, dann und wann leise seufzend den Kopf heben und ihn sanft vorwurfsvoll mit großen, verzeihenden Augen anblicken. Ach, er kannte das Ganze bis zu der Glorie hochherziger Treue und heldischer Aufopferung, womit der arme Kammerjunker der Königin sein schmales Haupt zu umgeben suchen würde, indem er sich mit komischem Mut an seine, Ulrik Frederiks, Seite stellte und ihn mit Höflichkeiten und ehrerbietig tröstenden Dummheiten überschüttete, während seine kleinen, wasserblauen Augen und seine ganze schwächliche Gestalt so deutlich wie klare Worte redeten und sagten: Seht, alle wenden ihm den Rücken, aber ich nicht; auf die Gefahr hin, den Zorn des Königs und das Mißfallen der Königin zu erregen, tröste ich den Verlassenen! Ich gebe meine treue Brust preis ... Ach, wie gut kannte er das, alles, alles, das Ganze.

Er irrte sich.

Der König empfing ihn mit einem lateinischen Sprichwort, ein untrügliches Zeichen, daß er heiter gestimmt war, und Marie erhob sich und gab ihm die Hand wie gewöhnlich, etwas kälter vielleicht, etwas gemessener, aber jedenfalls anders, als er erwartet hatte.

Auch als sie nachher miteinander allein waren, spielte sie mit keinem Wort auf ihre Begegnung in Lyngø an,

und Ulrik Frederik wunderte sich mißtrauisch darüber; er wußte nicht recht, was er von diesem seltsamen Schweigen halten sollte.

Es wäre ihm fast lieber gewesen, wenn sie gesprochen hätte!

Sollte er sie zum Sprechen veranlassen, ihr danken, weil sie geschwiegen, den Reuigen und Bußfertigen spielen, damit sie sich wieder versöhnten?

Er wagte nicht recht, den Versuch zu machen, denn er hatte bemerkt, daß sie dann und wann verstohlen zu ihm herübersah, mit einem so seltsamen Ausdruck in den Augen, einem ruhigen, abschätzenden, durchdringenden Blick voll stiller Verwunderung und kühler, fast höhnischer Neugier. Kein Funke von Rachsucht oder Haß, kein Schatten von Trauer oder Klage, kein zitternder Schimmer verhaltener Wehmut! Nichts dergleichen, gar nichts!

Daher wagte er es nicht, und es wurde nichts gesprochen.

Mitunter konnten in den folgenden Tagen seine Gedanken unruhig dabei verweilen, und er empfand ein fieberhaftes Gelüst, Aufklärung darüber zu erhalten.

Aber es geschah nicht, und er konnte nicht umhin, sich zu denken, daß jene unausgesprochenen Vorwürfe jetzt wie Lindwürmer in ihrer dunklen Höhle lagen, brütend über finsternen Schätzen, welche wuchsen wie Schlangengezücht: blutrote Karfunkel, die sich auf goldrotem Stengel erhoben, und blasse Opale, die sich langsam in einem zwiebelartigen Ansatz nach dem andern ausbreiteten, schwellend und sich mehrend, während die Leiber der Molche, still, aber unaufhörlich wachsend, über dem üppigen Gewimmel des Schatzes in einer Windung nach der anderen hinausglitten, sich Ring auf Ring emporreckten.

Ja, sie mußte ihn hassen, mußte sich heimlich mit Rachegeanken tragen, denn eine solche Verhöhnung,

wie er sie ihr zugefügt, ließ sich nimmer vergessen, und er setzte diese vermutete Rachgier in Verbindung mit dem seltsamen Auftritt, da sie ihre Hand wider ihn erhob, und mit Burrrhis warnenden Worten; und er mied sie noch mehr als zuvor und wünschte noch stärker, daß ihre Wege getrennt werden möchten.

Aber Marie dachte nicht an Rache, sie hatte sowohl ihn als auch die Fiedel-Karen vergessen; denn in jener Minute namenlosen Ekels war ihre Liebe ausgelöscht, spurlos ausgelöscht worden, wie eine schimmernde Blase, die in Staub zerplatzt und nicht mehr ist. Und ihr Glanz ist auch nicht mehr, und die flüchtigen Farben, die sie jedem kleinen Bilde, das sie spiegelte, verlieh, sind auch nicht mehr. Sie sind dahin, und der Blick, den sie durch ihre Pracht und unruhige Schönheit fesselte, ist jetzt frei, schaut unbehindert umher und sieht weit hinaus über die Welt, die Welt, die sich in farbigen Bildern im Glast der Blase spiegelte.

Die Zahl der Fremden auf dem Schlosse hatte sich Tag für Tag vermehrt. Die Ballettproben waren schon in vollem Gange, und Tanzmeister und Akteur, Pilloy und Kobbereau, waren hinausbefohlen worden, teils um zu instruieren, teils um die schwierigsten oder undankbarsten Rollen zu übernehmen.

Auch Marie Grubbe sollte in dem Ballett auftreten und nahm mit Eifer an den Proben teil. Sie war seit dem Tage in Lynge viel tätiger und geselliger, gleichsam wacher geworden.

Früher war ihr Verkehr mit ihrer Umgebung ziemlich äußerlich gewesen; wenn nicht etwas Ansprüche an sie stellte, ihre Aufmerksamkeit oder Anteilnahme weckte, so schlüpfte sie gleich in ihre eigene kleine Welt hinab, und schaute von dort aus gleichgültig auf die Draußenstehenden.

Jetzt dagegen lebte sie mit, und wäre ihr Umgangs-kreis nicht von all den vielfachen Neuigkeiten und Abwechslungen jener Tage so gänzlich erfüllt gewesen, so hätte man mit Erstaunen gesehen, wie verändert ihr Wesen geworden. Es war eine ruhige Sicherheit in ihre Bewegungen, eine fast boshafte Feinheit in ihre Rede und eine kluge Beobachtung in ihre Mienen gekommen.

Allein niemand bemerkte es; nur Ulrik Frederik er-tappte sich zuweilen dabei, daß er sie wie eine fremde, ihm unbekannte Person bewunderte.

Unter den Fremden, die der Augustmonat brachte, war auch einer von Maries Verwandten: Sti Hög, der Gatte ihrer Schwester.

Spät nachmittags, ein paar Tage nach seiner An-kunft, standen sie miteinander auf einem Hügel des Waldes, von wo man über das Dorf und das dahinter-liegende flache, von der Sonne versengte Land hinaus-sah.

Große, langsam ziehende Regenwolken sammelten sich droben am Himmel, und von der Erde stieg ein bitterer, welker Duft auf, als seufzten die matten, halb-verdorrtten Kräuter nach der Feuchtigkeit des Lebens.

Der schwache Windhauch, der kaum stark genug war, die Mühle drunten am Kreuzweg in Gang zu halten, flüsterte verdrossen in den Baumwipfeln, so daß es klang, als klagte der Wald verzagt über Sonnenglut und Sommerbrand – und gleich dem Bettler, der seine mitleiderweckende Wunde entblößt, so schienen die gelben, verdorrtten Wiesen ihren kahlen Jammer offen vor den Blicken des Himmels auszubreiten.

Dichter und dichter scharten sich die Wolken, und einzelne große Regentropfen, ganz vereinzelt, fielen plötzlich auf Blätter oder Halme, welche dann einen Augenblick seitwärts schwankten, zitterten und plötz-lich wieder still wurden. Die Schwalben strichen niedrig an der Erde hin, und der bläuliche Abendbrotrauch

senkte sich verschleiernd über die schwarzen Strohdächer des nahen Dorfes.

Ein Wagen rumpelte schwerfällig die Straße entlang, und drunten von den Fußpfaden und Stegen rings um den Fuß des Hügels hörte man gedämpftes Lachen und munteres Gespräch, Rascheln von Fächern und Seide, das Gekläff kleiner Schoßhunde und das Knacken und Knarren trockener Äste.

Es war die Hofgesellschaft auf ihrer Nachmittagspromenade.

Marie und Sti Hög hatten sich von den andern getrennt und waren den Hügel hinangegangen; jetzt blickten sie schweigend ins Weite, atemlos von dem raschen Ersteigen des steilen Hanges.

Sti Hög war damals wenige Jahre über die Dreißig, ein hochaufgeschossener Mann, groß und mager, rot haarig und mit einem langen, schmalen Gesicht. Er war blaß und sommersprossig, und seine dünnen, weißgelben Brauen wölbten sich hoch über seinen blanken, hellgrauen Augen, die einen müden, lightscheuen Ausdruck dadurch erhielten, daß die Lider ganz rosenrot waren, und dadurch, daß er, wenn er blinzelte, langsamer blinzelte oder vielmehr die Augen länger geschlossen hielt als andere Menschen. Seine Stirne war hoch und über der Schläfe stark gerundet und glänzend. Die Nase, schmal und sanft gebogen, war etwas zu lang, und das Kinn sowohl zu lang als auch zu spitz, während der Mund vollkommen schön, die Farbe der Lippen sehr frisch, ihre Linien sehr rein und die Zähne klein und weiß waren. Aber es war doch nicht dies, was den Mund so eigentümlich machte, es lag daran, daß er jenes seltsam traurige, grausame Lächeln hatte, das man zuweilen bei großen Wollüstlingen findet, jenes Lächeln, das lechzende Begier und verachtende Müdigkeit in einem ist, zugleich zärtlich und schmachtend wie süße Töne und grimmig und blutgierig wie

das gedämpfte Knurren der Befriedigung, das sich der Kehle des Raubtiers entringt, wenn es die Zähne in die zitternde Beute schlägt.

So sah Sti Hög aus.

Damals.

„Madame“, sagte er, „habt Ihr Euch niemals gewünscht, gut und wohlverwahrt hinter den Toren eines Klosters zu sitzen, wie man sie in Italien und den Orten dort hat?“

„Nein, Gott bewahre mich! Wie sollte ich auf solche katholischen Gedanken verfallen?“

„Ihr seid also sehr glücklich, meine teure Verwandte? Der Trank des Lebens ist für Euch also rein und frisch, er schmeckt süß auf Eurer Zunge, nicht wahr, er wärmt Euer Blut und beflügelt Eure Gedanken? Ist es die Möglichkeit! Niemals gallenbitter, abgestanden und faulig? Niemals trübe wie von Schlangen und Gewürm, das darin wimmelt und herumkriecht? ... So hat mich also Euer Aussehen getäuscht?“

„Ja, könntet Ihr mich auf solche Weise zur Beichte verlocken!“ sagte Marie und lachte ihm gerade ins Gesicht.

Sti Hög lächelte, führte sie zu einer kleinen Rasenbank, und sie setzten sich.

Er sah sie forschend an.

„Wißt Ihr nicht“, sagte er langsam, anscheinend verlegen und unsicher, ob er schweigen oder reden sollte, „wißt Ihr nicht, Madame, daß es hier in der Welt eine geheime Sozietät gibt, welche man die Gesellschaft der Melancholischen nennen könnte? Es sind Leute, denen von Geburt eine andere Natur und Beschaffenheit verliehen worden ist als andern; sie haben ein größeres Herz und schneller fließendes Blut, sie lechzen und verlangen nach mehr, ihre Begier ist stärker und ihre Sehnsucht wilder und glühender als beim gemeinen Menschenhaufen. Sie sind flugs wie Sonntagskinder, ihre

Augen sind offener, all ihre Sinne subtiler in ihren Empfindungen. Freude und Lust des Lebens trinken sie mit den Herzenswurzeln, während die andern sie nur mit plumpen Händen ergreifen.“

Er hielt einen Augenblick inne, nahm seinen Hut in die Hand und ließ die Finger spielend über den vollen Federbusch gleiten.

„Aber“, fuhr er mit gedämpfter Stimme und wie zu sich selbst redend fort, „Wollust an Schönheit und Pracht, an allem, was sich aufzählen läßt, Wollust in den tiefsten Regungen des Gemütes, Wollust in den heimlichen Trieben und Gedanken, die der Mensch niemals recht zu begreifen vermag, alles das, was andern in ihren müßigen Stunden zu flüchtiger Kurzweil oder garstiger Schlemmerei dient, ist für ihre Seelen wie Arznei und köstlicher Balsam. Es sind die einzigen honigtriefenden Blumen des Lebens, aus denen sie ihre tägliche Nahrung saugen, und deshalb suchen sie auch auf dem Baume des Lebens die Blüten auf, wo jene sie niemals zu finden vermuten würden, unter dunklen Blättern und auf dürren Zweigen; aber was wissen sie, die andern, von Wollust in Trauer oder in Verzweiflung?“

Er lächelte geringschätzig und schwieg.

„Aber weshalb“, fragte Marie und blickte gleichgültig von ihm fort, „weshalb nennt Ihr sie melancholisch, wenn ihre Gedanken nur auf die Lust und Freuden der Welt gerichtet sind und weder auf das Schwere noch auf das Traurige?“

Sti Hög zuckte die Schultern und machte Miene, sich zu erheben, als wäre er es müde, länger bei diesem Gegenstand zu verweilen, und als wollte er das Gespräch abbrechen.

„Aber weshalb denn?“ wiederholte Marie.

„Weshalb?“ rief er unmutig und mit verächtlichem Tone. „Weil alle Wonnen des Erdenreichs so flüchtig

und vergänglich, so falsch und unvollkommen sind, weil jede Wollust in der Stunde, wo sie wie eine reiche Rose erblüht, gleich dem Baum im Herbst entblättert wird, weil jede herrliche Lust des Lebens, strahlend in Schönheit und im üppigsten Flor ihrer Frische, sofort, wenn sie uns mit gesunden Armen umschlingt, vom Hauch des Todes vergiftet wird, so daß wir gerade, wenn sie unseren Mund berührt, spüren, wie sie von den Krämpfen der Vergänglichkeit erschüttert wird. Ist das denn wonnevoll? Muß nicht dieser Gedanke sich wie roter Rost in jede glückschimmernde Stunde einfressen, ja, wie schädlicher Rauhreif jedes üppige Gefühl der Seele bis zu seiner tiefsten Wurzel hinab zu Tode gefrieren?“

Er sprang auf und redete mit heftigen Gebärden auf sie ein.

„Und Ihr fragt, weshalb sie die Melancholischen heißen, wenn alle Wollust, sobald man die Hand nach ihr ausstreckt, sich häutet und Ekel wird, wenn aller Jubel nur der letzte schmerzvolle Atemzug der Freude ist, wenn alle Schönheit eine Schönheit ist, die entschwindet, und alles Glück ein Glück, das zerbricht!“

Er begann vor ihr auf und ab zu gehen.

„Also das ist's, was *Euch* auf Klostergedanken bringt?“ sagte Marie und blickte lächelnd nieder.

„So ist's, Madame; manch liebes Mal stelle ich mir vor, daß ich in einer stillen Klosterzelle eingesperrt bin oder in einem hohen Turm gefangen gehalten werde, wo ich einsam an meinem Gitterfenster sitze und zusehe, wie das Licht verrinnt und das Dunkel sich heranwölzt, während die Einsamkeit, stumm und still, aber stark und kräftig, sich um meine Seele rankt und den erstarrenden Saft ihrer Trauben in mein Blut gießt. – Ach, aber ich weiß sehr wohl, daß solches Dichtung und Trug ist; niemals würde die Einsamkeit Macht über mich erlangen, ich würde mich sehnen wie Brand

und rote Lohe, mich um Sinn und Verstand wieder nach dem Leben sehnen und nach dem, was des Lebens ist ... Allein Ihr versteht nichts von alledem, was ich hier predige. Laßt uns gehen, ma chère! Es wird bald regnen, da der Wind sich jetzt gänzlich gelegt hat.“

„Aber es klärt sich ja auf! Seht nur, wie hell es rings am ganzen Himmelsrand ist!“

„Es zieht sich vielmehr dichter zusammen.“

„Ich meine: nein“, sagte Marie und stand auf.

„Ich schwöre: ja, mit Eurer gütigen Erlaubnis.“

Marie lief den Hügel hinab.

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“, rief sie zurück. „Kommt Ihr jetzt in das Eure herunter!“

Als sie drunten waren, schlug Marie einen Seitenweg ein, der vom Schlosse wegführte, und Sti Hög folgte ihr.

Er schien in Gedanken versunken und machte nicht Miene, das abgebrochene Gespräch wiederaufzunehmen.

„Hört!“ sagte da Marie. „Ihr hegt eigentlich gute Gedanken über mich, Sti Hög. Auf's Wetter verstehe ich mich nicht, und was die Leute zu mir reden, verstehe ich auch nicht.“

„O doch!“

„Aber das nicht, was Ihr zu mir gesprochen habt.“

„Doch.“

„Jetzt schwöre ich: nein.“

„Ein Schwur haut kein Auge aus, wißt Ihr, wenn nicht die Faust nachfolgt.“

„Wohlan, glaubt, was Ihr wollt, aber ich kenne, bei Gott, genugsam die schwere, stille Trauer, die einen befällt, ohne daß man weiß, warum. Herr Jens sagte immer, es sei das Heimweh nach dem Himmelreich, wo die rechte Heimat jeder Christenseele ist, aber ich glaube das kaum. Man sehnt sich und härt sich und hat keine lebendige Hoffnung, die einen trösten kann; nein, nein, die bitteren Tränen, die mich das oftmals gekostet hat! Es kommt so unergründlich schwer und

verzehrend über einen, daß man im Herzen hinsieht und sich so müde fühlt von den Gedanken und wünscht, man wäre niemals geboren. Doch nie war es die Vergänglichkeit des Glückes oder der Welt, die mir schwer in den Gedanken lag, als wäre es das, worum ich trauerte, nein, niemals! Es war etwas ganz anderes, es war ... ja, es ist schlechterdings unmöglich, dieser Trauer einen Namen zu geben, aber es dünkt mich, als gliche sie zuweilen am meisten einer Trauer um einen heimlichen Mangel unserer Natur, einen inneren Schaden in unserer Seele, der einen zu etwas ganz anderem als andere Leute macht; geringer in jeder Hinsicht ... nein, es ist so über die Maßen schwer, es in Worte zu fassen, gerade so, wie man es meint! Seht, das Leben, die Welt schienen mir so unsäglich prächtig und schön, es mußte so herrlich und über alle Maßen lustig sein, daran teilzuhaben; ob in Leid oder Glück, das war gleich, wenn ich nur von Herzen litt oder mich freute, nicht zum Schein wie in einem Mummenschanz oder Fastnachtsspiel. Ich wollte, das Leben sollte mich so stark erfassen, daß ich gebeugt oder erhoben würde, so daß in meinen Gedanken kein Raum für etwas anderes wäre als das, was mich erhöbe, oder für das, was mich beugte; ich wollte in meinem Kummer dahinschmelzen oder mit meiner Freude zusammenfließen. Ach, Ihr faßt es nimmer! Wenn ich wie einer der römischen Feldherren würde, die im Triumphwagen durch die Stadt geführt wurden, so wollte ich es solchermaßen sein, daß ich der Sieg und der Jubel wäre, und der Stolz und das Jauchzen des Volkes und der Schall der Posaunen, die Macht und die Ehre, das alles in einem einzigen schmetternden Klange; so wollte ich's sein, aber nicht wie der, der in jämmerlicher Ehrsucht und kaltem Hochmut, indes der Wagen dahinrollt, in seinem Herzen denkt, wie stolz er in den neidischen Augen des Pöbels strahlt, und wie ohnmächtig die Wellen der

Mißgunst an seinen Füßen lecken, während er mit Behagen den Purpur weich um seine Schultern und den Kranz kühl auf seiner Stirne fühlt. – Versteht Ihr mich, Sti Hög? Das, glaube ich, heißt leben, das ist das Leben, nach dem mich dürstete, aber ich wußte bei mir selber, daß es niemals so für mich werden könnte, und es kam mir vor, als wäre ich auf irgendwelche unbegreifliche Weise selber schuld daran, als hätte ich mich an mir selbst versündigt, oder mich selbst irregeleitet; ich weiß nichts, aber es schien mir so, als entspränge mein bitterer Kummer daraus, daß ich eine Saite berührt hätte, die nicht erklingen dürfte, und bei ihrem Erklingen wäre etwas in mir zersprungen, das nimmermehr heilen könnte, so daß ich niemals wieder die Kraft erlangen würde, das Tor des Lebens zu erschließen, sondern draußen stehen und den Tönen des Festes lauschen müßte, ungeladen und von niemand gesucht, wie eine mißgestaltete Magd.“

„Ihr!“ rief Sti Hög verwundert aus; dann veränderte sich plötzlich seine Miene, und er sagte mit einem ganz anderen Tone: „Nein, nein. jetzt sehe ich, was es ist“, und er schüttelte den Kopf über sie. „Du gütiger Gott, wie leicht doch der Mensch sich selbst in diesen Dingen betrügt! So selten nehmen unsere Gedanken die Richtung, daß wir weder Weg noch Steg kennen, aber wir rennen dann blindlings drauflos, ganz munter, wenn wir nur etwas erblicken, das einer Spur ähnlich sieht, und sind bereit zu schwören, daß es eine bekannte Straße sei. Oder hab’ ich unrecht, ma chère? Sind wir nicht beide, jeder für sich und einer wie der andere; da wir eine Ursache für unsere Melancholie suchten, hingegangen und haben den ersten, besten Gedanken, der uns zufällig in den Sinn kam, als die einzige wahrhaftige Erklärung erkoren? Sollte man nicht nach dem, was wir gesagt haben, denken, daß ich umherginge, schwer bedrückt von dem Gedanken an die Unbestän-

digkeit und Vergänglichkeit der Welt und aller Dinge, und daß Ihr, meine liebe Verwandte, ganz und gar davon überzeugt wäret, eine arme Verstoßene zu sein, der die Türe verschlossen und das Licht erloschen ist, und die kaum noch Mut hat, etwas zu erhoffen? – Aber das hat alles nur wenig auf sich, denn wenn wir auf dies Kapitel zu sprechen kommen, so berauschen wir uns gern an unseren eigenen Worten und reiten hartnäckig auf einem jeden Gedanken herum, dem wir nur einen Halfter überzuwerfen vermögen!“

Drunten auf dem Wege erschien die übrige Gesellschaft, und sie folgten ihr zum Schlosse.



Es war am Abend des sechsundzwanzigsten September um halb acht Uhr, als Kanonensalven und die schmetternden Trompetenklänge eines festlichen Marsches verkündeten, daß beide Majestäten, begleitet von Seiner kurfürstlichen Hoheit dem Prinzen Johann Georg von Sachsen und seiner fürstlichen Mutter, sich an der Spitze der vornehmsten Männer und Frauen des Landes vom Schlosse in den Garten hinabbegaben, um dem Ballett, das dort jetzt seinen Anfang nehmen sollte, beizuwohnen.

Pechflammen warfen einen brandroten Schein über die roten Mauern der Gartenfassade, ließen Taxus und Buchsbaum in Bronzeglanz erröten und alle Wangen in der dunkelstarken Färbung kräftiger Gesundheit erglühen.

Seht, scharlachrote Trabanten in doppelter Reihe halten blumenumwundene Kerzen in die dunkle Luft empor; Lichtkronen und Harzpfannen, Feuerbecken und künstliche Spiegelleuchter unten an der Erde und hoch zwischen dem vergilbenden Laub der Bäume verschleichen die Finsternis und eröffnen dem prächtigen Zuge einen strahlenden Weg.

Und das Licht funkelt in Gold und güldenen Fäden, spiegelt sich blank in Silber und Stahl, und gleitet in blinkenden Streifen auf seidene Kragen und seidene Schleppen hinab. So weich wie rötlicher Tau ist es hingehaucht über den dunklen Samt, und sprühend weiß blitzt es wie Sterne auf Rubinen und Diamanten, und rote Farben brüsten sich mit gelben, das helle Himmelblau verschießt ins Braune, zwischen Weiß und Veilchenblau drängt Seegrün sich grell hervor, Korallenrot versinkt zwischen Schwarz und Lila; und Gelbbraun und Rosa, Stahlgrau und Purpur wirbeln durcheinander, Hell und Dunkel, Farbe auf Farbe in buntem Gewoge.

Vorüber! – Drunten auf dem Wege nicken noch die buschigen Federn weiß, weiß in der dämmrigen Luft...

Das Ballett oder die Maskerade, die jetzt zur Auf-führung gelangte, hieß „Die Waldlust“.

Der Schauplatz war ein Wald.

Kronprinz Christian als Jäger drückte seine Freude an dem lustigen Jägerleben unter den belaubten Wipfeln aus, lustwandelnde Damen sangen vom Duft der Veilchen, Kinder spielten Versteck zwischen den Stämmen und pflückten Beeren in niedliche Körbchen, und muntere Bürgersleute jubelten über die reine Luft und die klaren Beeren, während zwei närrische alte Weiber einen hübschen Bauernburschen mit verliebten Gebärden verfolgten.

Dann schwebte die Waldgöttin, die jungfräuliche Diana, herbei, Ihre königliche Hoheit Prinzessin Anne Sofie. Entzückt erhob sich der Kronprinz und warf ihr mit beiden Händen Fingerküsse zu, während der ganze Hof jubelte.

Und die Waldgöttin deklamierte, und ihr fürstlicher Freier führte in überwallender froher Dankbarkeit die Hände der hohen Eltern an seine Lippen.

Kaum war die Göttin verschwunden, als Bauer und

Bäuerin hervortraten und ein Duett vom Glück der Liebe sangen.

Nun folgten lustige Auftritte Schlag auf Schlag; drei junge Herren putzten und erfreuten sich im Grünen, vier Offiziere waren fidel, zwei Bauernknechte kehrten vergnügt vom Markte heim, ein Gärtnerbursche sang, und ein Poet sang, und endlich sechs Personen, die auf allerhand tollen Instrumenten eine sehr ausgelassene Musik hervorbrachten.

Jetzt die Schlußszene.

Es waren elf Schäferinnen, nämlich Ihre königlichen Hoheiten die Prinzessinnen Anne Sofie, Friderica, Amalie und Vilhelmina Ernestina, Madame GyldeLöve und sieben schöne adlige Fräulein.

Sie tanzten mit großer Kunstfertigkeit einen ländlichen Tanz, worin dargestellt ward, daß Madame GyldeLöve von den anderen gefoppt und gehänselt wurde, weil sie in Liebesgedanken versunken war und an ihrem lustigen Menuett nicht teilnehmen wollte, und sie verspotteten sie, weil sie ihrer Freiheit entsagt und ihren Rücken unter das Joch der Liebe gebeugt hatte; aber da trat sie vor, und in einem zierlichen Pas de deux, den sie mit der Prinzessin Anne Sofie tanzte, drückte sie dieser das reiche Entzücken und die Seligkeit der Liebe aus, und dann tanzten sie alle fröhlich hervor, sich in schwierigen Touren durcheinander windend, während ein unsichtbarer Chor hinter der Bühne, von einer schönen Streichmusik begleitet, zu ihrem Preise sang:

„Ihr Nymphen hochberühmt, ihr sterblichen Göttinnen,
Durch deren Trefflichkeit sich lassen Heldensinnen,
Ja, auch die Götter selbst bezwingen für und für,
Laßt nun durch diesen Tanz erblicken eure Zier,
Der Glieder Hurtigkeit, die euch darum gegeben
So schön und prächtig sind, und zu dem End erheben,
Was an euch göttlich ist, auf daß je mehr und mehr
Man preisen mög' an euch des Schöpfers Macht und Ehr.“

Damit war das Ballett zu Ende, und man zerstreute sich im Garten und lustwandelte zwischen den erleuchteten Bosketten oder rastete in schön eingerichteten Grotten, während Edelknaben, als italienische oder hispanische Obstverkäufer verkleidet, Wein und Backwerk und Konfitüren in geflochtenen Körben, die sie auf dem Kopfe trugen, herumreichten.

Die Mitspieler mischten sich jetzt auch unter die Gesellschaft und empfingen Komplimente über ihre große Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit; aber alle waren sich darin einig, daß nächst dem Kronprinzen und der Prinzessin Anne Sofie niemand seine Rolle so gut gespielt hatte wie Madame Gyldenlöve, und sowohl die Majestäten wie die Kurfürstin zollten ihr hohes Lob, und der König sagte, daß selbst Mademoiselle La Barre die Rolle nicht mit größerer Anmut oder lebenswahren Gebärden hätte ausführen können.

Bis spät in die Nacht hinein wurde das Fest auf den erleuchteten Wegen und in den nach dem Garten liegenden Sälen fortgesetzt, wo Geigen und Flöten zum Tanz und reichbeladene Tische zu Schmaus und Trank einluden. Sogar auf den See hinaus erstreckte sich das Fest, und munteres Lachen erscholl aus den mit Lampions behängten Gondeln in den Garten hinein.

Überall waren Menschen; am meisten, wo das Licht glänzte und das Spiel der Töne erklang, weniger, wo das Licht fern war, aber selbst wo nur das Dunkél herrschte und die Töne im Geflüster des Laubes halb untergingen, wandelten lustige Gruppen und stumme Paare. Ja, sogar in der entlegenen Grotte am Ostende des Gartens hatte ein einsamer Gast Platz genommen. Aber er war düster gestimmt; die kleine Spiegellampe oben im Laubwerk der Grotte warf ihr flimmerndes Licht auf finstere Mienen und mißmutige Brauen.

Weißgelbe Brauen.

. Es war Sti Hög.

„...*E di persona*

Anzi grande, che no; di vista allegra,

Di bionda chioma, e colorita alquanto“,

flüsterte er vor sich hin.

Er war nicht ungestraft in den letzten vier, fünf Wochen beständig mit Marie Grubbe zusammen gewesen. Sie hatte ihn gänzlich berückt. Er sehnte sich nur nach ihr, sie war seine Hoffnung und seine Verzweiflung. Er hatte früher geliebt, aber niemals so, niemals so weich und sanft und mutlos. Nicht, daß sie Ulrik Frederiks Gemahlin war, auch nicht, daß er mit ihrer Schwester verheiratet war, benahm ihm die Hoffnung. Aber es war eben das Wesen dieser seiner Liebe, mutlos zu sein, seiner Knabenliebe, wie er sie bitter nannte. Sie enthielt so wenig Begier, so viel Furcht und Bewunderung und doch auf andere Art so viel Begier. Eine fieberbrennende, wehmütige Sehnsucht nach ihr, ein krankhaftes Schwachen danach, in ihren Gefühlen mit ihr zu leben, ihre Träume mitzuträumen, ihren Kummer mitzuleiden und ihre kühnen Gedanken zu teilen, nicht mehr, nicht weniger. Sie war so schön beim Tanze gewesen, aber noch fremder, noch ferner; die runden, blendenden Schultern, der volle Busen und die schlanken Glieder beängstigten ihn schier; vor all dieser Leibespracht, die sie noch schöner und vollkommener machte, fürchtete er sich, sie machte ihn zittern und benahm ihm den Atem, er wagte nicht, sich davon fesseln zu lassen, ihm bangte vor seiner Leidenschaft, vor dem verzehrenden, himmeln lodernden Brande, der in seinem Innern wütete; denn dieser Arm um seinen Nacken geschlungen, diese Lippen auf die seinen gedrückt, das war Wahnsinn, ein törichter Wahnsinnstraum; dieser Mund...

„Paragon di dolcezza!

... bocca beata,

... bocca gentil, che può ben dirsi

Conca d'Indo odorata

Di perle orientali e pellegrine;

E la porta, che chiude

Ed apre il bel tesoro,

Con dolcissimo mel porpora mista.“

Er erhob sich einen Augenblick von der Bank wie im Schmerz; nein, nein! und er klammerte sich wieder an seine demütige Liebessehnsucht, er warf sich in Gedanken ihr zu Füßen in den Staub, hakte sich fest an der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe, hielt sich das Bild ihrer Gleichgültigkeit vor Augen, da – stand Marie Grubbe vor ihm in dem gewölbten Eingang der Grotte, hell gegen die Dunkelheit draußen.

Sie war den ganzen Abend in einer seltsam glückseligen Stimmung gewesen; sie fühlte sich so sicher, so stark und gesund; die Pracht und die Klänge des Festes, die Huldigung und Bewunderung der Männer – sie schritt darüber hin wie über einen Scharlachteppich, der ausgebreitet war, damit ihr Fuß darauf trat. Denn sie war so ganz hingerissen, ganz berauscht von ihrer eigenen Schönheit. Es war, als ergösse sich das Blut in reichen, funkelnden Strahlen aus ihrem Herzen und würde zu Schönheitslächeln auf ihren Lippen, zu Strahlenglanz in ihren Augen und Wohllautsklang in ihrer Stimme. Eine jubelgesättigte Ruhe war in ihrem Gemüt, eine wolkenlose Klarheit über ihren Gedanken, ein üppiges Entfalten in ihrer Seele, ein seliges Gefühl von Macht und Harmonie.

Niemals war sie so schön gewesen wie jetzt, mit dem übermütigen Lächeln des Glückes auf den Lippen und der stolzen Ruhe einer Königin in Blick und Mienen;

und so stand sie jetzt in dem gewölbten Eingang der Grotte, hell gegen die Dunkelheit draußen. Sie schaute auf Sti Hög hinab und begegnete seinem hoffnungslos bewundernden Blick. Und sie beugte sich zu ihm nieder, legte mitleidsvoll ihre weiße Hand auf sein Haar und küßte ihn. Nicht in Liebe, nein, nein! Wie ein König, der einem getreuen Vasallen einen kostbaren Ring schenkt als Zeichen seiner königlichen Gnade und Huld, so gab sie ihm ihren Kuß in ruhiger Freigebigkeit.

Aber dann! dann wich plötzlich die Sicherheit von ihr, sie errötete und schlug die Augen nieder.

Hätte Sti Hög jetzt zugegriffen, hätte er den Kuß für mehr als eine fürstliche Gnade genommen, er hätte sie auf immer verloren. Doch er sank stumm vor ihr in die Knie, drückte dankbar ihre Hand an die Lippen, trat dann ehrerbietig beiseite und grüßte sie tief und ehrfurchtsvoll mit entblößtem Haupt und gebeugtem Nacken. Und sie schritt stolz vorüber, hinweg aus der Grotte, hinweg ins Dunkel.

Im Januar 1664 wurde Ulrik Frederik zum Statthalter von Norwegen ernannt, und in den ersten Apriltagen desselben Jahres reiste er dorthinauf.

Marie Grubbe begleitete ihn.

Das Verhältnis zwischen ihnen hatte sich in der letzten Zeit nicht erheblich gebessert, nur daß ihr Mangel an gegenseitigem Verständnis und gegenseitiger Liebe von beiden Teilen als eine unabänderliche Tatsache anerkannt wurde und in der äußerst förmlichen Weise, in der sie miteinander verkehrten, zum Ausdruck kam.

Ein bis anderthalb Jahre lebten sie, nachdem sie auf Aggershus ihren Wohnsitz genommen hatten, solchermaßen fort, und Marie wünschte in dieser Beziehung keine Veränderung. Aber mit Ulrik Frederik stand es anders: er hatte sich nämlich wieder in seine Gemahlin verliebt.

Und jetzt saß Marie Grubbe an einem Winternachmittag um die Dämmerstunde allein in dem kleinen Zimmer, das seit alter Zeit den Namen „die Dose“ führte.

Es war rauhes und stürmisches Wetter, grau und finster. Die schweren Tauschneeflocken blieben in den Ecken der kleinen Scheiben kleben und bedeckten fast die Hälfte des grünlichen Glases. Regenkalte Windstöße, die zwischen den hohen Mauern herabwirbelten, verloren gleichsam die Besinnung, stürzten blindlings vorwärts, donnerten an Toren und Türen und fuhren dann plötzlich mit einem heiseren, hündischen Heulen geradeswegs in die Luft empor. Gewaltige Windstöße kamen lärmend drüben über das Dach herabgefahren, warfen sich wie mit einem Wogenprall flach gegen Mauern und Scheiben und verschwanden im selben Augenblick. Und andere Windstöße fuhren brüllend in

den Kamin herab, so daß die Flamme sich ängstlich duckte und der weißliche Holzrauch sich wie ein Wellenkamm erschrocken nach der Kaminöffnung krümmte, bereit, sich in die Stube zu werfen, aber im nächsten Augenblick wirbelte er dünn und leicht und blau in den Schornstein hinauf, und die Flammen knisterten ihm nach, hüpfen und sprangen und sandten ganze Garben sprühender Funken hinter ihm drein. Und dann begann das Feuer erst recht zu brennen, legte sich mit summen-dem Behagen breit über Kohlen und Asche, kochte und siedete vor Wonne im innersten Mark des weißen Birkenholzes, schnurrte und spann wie eine brandrote Katze, und strich dann mit lodernden Flammen den schwärzlichen Knorren und klaftergroßen Scheitern schelmisch und vergnügt um die Nase.

Rot und warm und hell strömte der Odem des lustigen Feuers in die kleine Stube. In einem schimmernden Lichtfächer spielte er über den getäfelten Fußboden und trieb das friedliche Dämmerungsdunkel vor sich her, so daß es sich bange als zitternde Schatten rechts und links hinter den geschnörkelten Stuhlbeinen verbarg oder sich in die Winkel drückte, sich lang und dünn hinter vorspringenden Leisten versteckte oder sich flach unter die große Kommode legte.

Dann sog der Kamin mit einem Male gleichsam das Licht und die Wärme polternd wieder ein, und das Dunkel breitete sich keck über den ganzen Boden, über jedes Feld und jede Diele ganz bis zum Feuer heran, aber dann kam der Glutschein wieder über den Boden gejagt, so daß das Dämmerungsdunkel nach allen Seiten entwich und der blitzende Schein hinterher, die Wände und Türen hinan, ganz hinauf über die blanke Messingklinke, nirgends gab es Sicherheit; ja, da saß das Dunkel und klammerte sich an Mauer und Decke wie eine Katze in einem Baume, und der Flammenschein sprang drunten umher, vor und

zurück, hüpfend und jagend wie ein Hund an der Wurzel des Baumes. Nicht einmal zwischen Gläsern und Pokalen hoch oben auf der Kommodenplatte konnte das Dunkel Frieden finden, denn die roten Rubingläser, die blauen Pokale und grünen Römer, alle zündeten bunte Lichter an und halfen dem blitzenden Schein, es aufzustöbern.

Und der Sturm draußen hielt an, und das Dunkel nahm zu; aber drinnen loderte das Feuer, und die Lichter tanzten, und Marie Grubbe sang. Bald sang sie die Worte, wie sie sich ihrer entsann, bald sumnte sie nur die Melodie; sie hatte ihre Laute in der Hand, aber sie spielte nicht, sie griff nur dann und wann in die Saiten und lockte ein paar klare, lang nachklingende Töne hervor.

Es war eins jener traulichen, kleinen, wehmütigen Lieder, die einem das Polster weicher und das Zimmer wärmer machen, eine jener leis wogenden Melodien, die sich in ihrer gemächlichen Schwermut gleichsam selbst singen und dabei die Stimme so fröhlich voll, so schwelkend und rund klingen lassen. Marie saß gerade im Flammenschein des Kamins, von dem rötlichen Lichte umspielt, und sie sang so gedankenlos behaglich, sich gleichsam selbst liebkosend mit der eigenen Stimme.

Da öffnete sich die niedrige Türe, und Ulrik Frederiks hohe Gestalt duckte sich herein.

Marie hörte sofort auf zu singen.

„Oh, Madamel!“ rief Ulrik Frederik mit sanft vorwurfsvollem Tone, indem er mit bittender Gebärde auf sie zutrat, „hätte ich gewußt, daß Ihr Euch durch meine Anwesenheit inkommodieren lassen würdet . . .!“

„Ach nein, ich sang nur, um meine Träume wachzuhalten.“

„Angenehme Träume?“ fragte er, beugte sich zu dem Kaminvorsatz hinab und wärmte sich die Hände an den blanken, roten Kupferkugeln.

„Jugendträume“, antwortete Marie und fuhr mit der Hand über die Saiten der Laute.

„Ja, immer ist das Alter sich selbst gleich!“ Und er schaute sie lächelnd an.

Marie schwieg einen Augenblick; dann sagte sie plötzlich: „Man kann recht jung sein und doch alte Träume haben.“

„Welch ein schöner Moschusgeruch ist hier drinnen! – Aber spielt meine Wenigkeit auch eine Rolle in den alten Träumen, Madame? – wenn man fragen darf.“

„Ach nein!“

„Es gab doch eine Zeit...“

„Unter allen andern Zeiten.“

„Ja, Madame, unter allen andern Zeiten gab es einmal eine wunderschöne Zeit, wo ich Euch sehr, sehr teuer war. Erinnert Ihr Euch noch einer Dämmerstunde, acht Tage nach unserer Hochzeit oder so ungefähr? Es war Sturm und Schnee...“

„Ganz wie jetzt.“

„Ihr saßet vor dem Kamin...“

„Ganz wie jetzt.“

„Ja, und ich lag zu Euren Füßen, und Eure lieben Hände spielten mit meinem Haar.“

„Ja, damals liebte Ihr mich!“

„Oh, ganz wie jetzt! – Und Ihr – Ihr beugtet Euch zu mir herab, Ihr weintet, daß die Tränen Euch über die Wangen flossen, und Ihr küßtet mich und schautet mich so zärtlich und bewegt an, als sprächet Ihr in Eurem Herzen ein Gebet für mich, und dann auf einmal – wißt Ihr noch? – bisset Ihr mich in den Hals.“

„Ja, du allgütiger Gott, wie liebte ich Euch, mein Herr Gemahl! Wenn ich Eure Sporen auf der Treppe klirren hörte, so sauste mir das Blut in den Ohren, ich zitterte von Kopf bis Fuß, und meine Hände wurden kalt wie Eis. Und wenn Ihr dann hereinkamt und mich in Eure Arme schlosset...“

„Gnade, Madame!“

„Oh, es sind ja nur tote Erinnerungen an eine Liebe, die längst erloschen ist.“

„Ach, erloschen, Madame? Sie brennt stärker als zuvor.“

„Nein, sie ist mit der kalten Asche allzuvieler Tage bedeckt.“

„Aber sie erhebt sich aus der Asche wie der Vogel Phönix, schöner und feuriger als zuvor. – Sagt, tut sie das nicht?“

„Nein, die Liebe gleicht einer zarten Blume; wenn die Kälte einer Frostnacht ihr Herz angreift, so geht sie ein von der Spitze bis zur Wurzel.“

„Nein, die Liebe gleicht der Pflanze, die man die Rose von Jericho nennt; wenn die Zeit der Dürre ist, so verdorrt sie und schrumpft zusammen, aber kommt dann eine milde und liebliche Nacht mit reichem Tau, so entfaltet sie wieder all ihre Blätter und ist so grün und frisch wie je zuvor.“

„Mag sein! Es gibt wohl vielerlei Arten von Liebe.“

„Die gibt es – ja, und die unsrige war eben solch eine Liebe.“

„Daß die Eure es war, sagtet Ihr mir jetzt, aber die meine war es niemals, niemals.“

„So habt Ihr nie geliebt.“

„Nicht geliebt! Nun will ich Euch erzählen, wie ich geliebt habe. – Es war auf Frederiksborg ...“

„Oh, Madame, Ihr übt keine Schonung!“

„Nein, nein, das meine ich gar nicht. – Es war auf Frederiksborg. Ach, Ihr wißt nur wenig, was ich dort litt. Ich sah, daß Eure Liebe zu mir nicht entfernt mehr wie früher war. Ach, wie eine Mutter über ihr krankes Kind wacht und auf jedes kleine Zeichen achtet, so beobachtete ich mit Angst und Beben Eure Liebe. Und als ich an Euren kalten Blicken sah, wie blaß sie wurde, und an Euren Küssen fühlte, wie schwach ihr Puls

schlug, da war es, als sollte ich in Qual und Schmerz vergehen. Ich weinte um diese Liebe in langen Nächten, ich betete für sie wie für ein teures Kind, das stirbt und stirbt, Stunde um Stunde. Und ich spähte nach Hilfe und Rat in meiner Not, nach Arznei für Eure kranke Liebe, und wenn ich von geheimen Mitteln und Liebes-
tränken hörte, so verschaffte ich sie mir und mischte sie mit zweifelnder Hoffnung in Euren Morgentrank und Euren Abendwein. Ich legte Euren Brustlatz dreimal in das Licht des zunehmenden Mondes und sprach den Hochzeitspsalm darüber, und an die innere Seite Eurer Bettstatt malte ich mit meinem eigenen Blute dreizehn Herzen in Kreuzform, aber umsonst, mein Herr Gemahl, denn Eure Liebe war krank zum Tode. – Seht, so wurdet Ihr geliebt!“

„O nein, Marie, meine Liebe ist nicht tot, sie ist auf-
erstanden. Hört mich an, teures Herz, hört mich an, denn ich war mit Blindheit, mit argem Wahnsinnsfieber geschlagen, aber jetzt, Marie, knie ich zu Euren Füßen, und seht, ich werbe wieder um Euch, mit Bitten und mit Flehen. Ach, meine Liebe ist wie ein wankelmütiges Kind gewesen, aber jetzt ist sie zum Manne erwachsen, oh, vertraut Euch getrost ihren Armen an, und ich schwöre Euch beim Holze des Kreuzes und auf Mannes-
ehre, daß sie Euch nimmermehr loslassen werden.“

„Schweigt, schweigt! Was kann das frommen!“

„Oh, glaubt mir doch, Marie!“

„Bei Gott dem Lebendigen! ich glaube Euch, es ist keine Faser und kein Fäserchen von Zweifel in meiner Seele, ich glaube Euch voll und ganz, ich glaube, daß Eure Liebe groß und stark ist, aber meine! die habt Ihr mit eigenen Händen erwürgt, sie ist eine Leiche, und wie laut Euer Herz auch rufen mag, es wird sie nie wieder erwecken.“

„O doch, Marie, Ihr von Eurem Geschlecht ... ich weiß, es gibt solche unter euch, die, wenn sie einen

Mann lieben, ob er sie gleich mit seinem Fuße von sich stieße, dennoch wiederkommen, immer und ewig wiederkommen, denn ihre Liebe ist gefeit wider alle Wunden.“

„Ja, das ist wahr, mein Herr Gemahl, und ich – ich bin ein solches Weib, sollt Ihr wissen, aber Ihr – seid nicht der rechte Mann.“



„Gott halte Seine schirmende Hand über Dich, meine herzallerliebste Schwester, und sei Dir ein Geber aller guten und vollkommenen Gaben, die Du wünschen magst für Leib und für Seele. Das wünsche ich Dir von Herzen.

Meiner herzallerliebsten Schwester, die meine einzige wohlmeinende Freundin seit meiner Kindheit ist, will ich jetzt beschreiben, was für schöne Früchte meine Erhöhung mir eingetragen hat, die verflucht sein soll von dem Tage an, da sie geschah; denn sie hat, das weiß der liebe Gott, nur Verdruß und Wirrnisse über mich gebracht.

Ja, das war mir eine rechte Erhöhung, eine Erniedrigung könnte man's eher nennen, wie meine allerliebste Schwester jetzt hören soll, und wie Ihr wohl in vielen Stücken bereits bekannt ist; denn es kann nicht fehlen, daß meine Schwester von ihrem lieben Manne vernommen hat, wie es schon, als wir noch auf Seeland wohnten, sehr kalt zwischen mir und meinem feinen Herrn Gemahl stand; und hier auf Aggershus war es eine Zeitlang nicht anders, denn er hat sich so gegen mich betragen, daß es ganz unglaublich zu erzählen ist, aber wie von einem solchen schmucken Junker wohl zu erwarten stand. Aber ich kümmere mich nur wenig um seine schmutzigen Geschichten, denn sie gehen mich nichts an, sintemal ich für ihn seit langem so wenig Liebe empfinde, daß sie nicht hinreichen würde, ein krankes

Entlein am Leben zu erhalten, und meinethalben kann er der Schindersfrau nachrennen, wenn es sein Wunsch sein sollte, nur daß er mir mit seinen Possen in keiner Weise zu nahe tritt, wie er es jetzt gerade tut, und auf solche Manier, daß man sich fragen muß, ob er verrückt oder vom Teufel besessen ist. Das nahm damit seinen Anfang, daß er eines Tages mit schönen Worten und hochklingenden Versprechungen zu mir kam und wollte, alles sollte wieder zwischen uns gut sein, während ich ihn aufs tiefste verabscheue und verachte, was ich ihm auch mit den Worten sagte, daß ich mich zu gut für ihn hielte. Aber da ging es erst recht an, denn wenn's den Teufel friert, pflegt man zu sagen, macht er seine Hölle heiß, und er heizte mir flugs ein höllisches Bad, solchermassen, daß er ganze Scharen von lockerem Weibsvolk und schmutzigen Dirnen hierher aufs Schloß führte und sie mit Speise und Trank bewirtete, ja mit herrlichen Schaugerichten wie bei einem fürstlichen Bankett, und dabei sollte mein künstlich gewebtes Damastgedeck, das ich von unserer seligen Mutter geerbt habe, paradieren, und meine seidenen Polsterkissen mit Fransen desgleichen, aber daraus wurde nichts, da ich es alles miteinander sicher verschloß, so daß er in der Stadt Tischgedecke und Banküberzüge leihen mußte.

Meine herzallerliebste Schwester, ich will Sie nun nicht länger mit so garstiger Gesellschaft ermüden, aber ist es nicht schmähhch, daß solches Dirnenpack, dem, wenn ihm sein Recht widerführe, die Haut am Pranger der Stadt weidlich mit Ruten gestäupt werden müßte, auf Staatsbänken im Zimmer Seiner königlichen Majestät sitzen soll; ich meine, das ist so unerhört und lästerlich, daß, wenn es Seiner königlichen Majestät zu Gehör käme, wie ich von ganzem Herzen wünsche, er meinem guten Ulrik Frederik so zureden würde, wie es ihn nur wenig gelüsten möchte zu hören. Den artigsten seiner Streiche gegen mich habe ich noch nicht er-

zählt; er ist auch ganz neu, da er erst gestern geschah, als ich zu einem Krämer schickte, er solle mit einigen brabantischen Seidenagreements, die ich zu einer Jacke haben wollte, heraufkommen; aber er ließ mir antworten, wenn ich das Geld schickte, würden die Waren schon verabfolgt werden, aber der Statthalter habe ihm untersagt, mir irgend etwas auf Borg zu verkaufen, und denselben Bescheid erhielt ich vom Hutstaffierer, zu dem ich gleichfalls geschickt hatte, also daß ich glaube, er hat mich in der ganzen Stadt ehrlos gemacht, während ich so viele Tausende von Reichstalern in die Wirtschaft gebracht habe. Jetzt nichts weiter für dieses Mal. In Gottes Hut sei alles befohlen, und Er sende mir immer gute Botschaft von Dir.

Aus dem Schlosse Aggershus, 12. Dezember 1665.

Allzeit Deine getreue Schwester

Marie Grubbe.

Der wohlgeborenen Frau Ane Marie Grubbe, Gemahlin Styge Högs, des Landrichters auf Laaland, meiner herzlieben Schwester, huldvoll zu Händen.“

★

„GOTT nehme Sie in seine Obhut, meine allerliebste Schwester, nun und allezeit, das will ich Ihr aus einem aufrichtigen Herzen wünschen, und will für Sie inniglich beten, daß Sie Mut fassen und sich nicht ganz niederdrücken lassen möge, denn einem jeden ist sein Jammerlos auferlegt, und wir schwimmen und baden in eitel Elendigkeit.

Ihr Schreiben, meine allerliebste Schwester, ist mir unverletzt und unerbrochen zu Händen gekommen, und ich ersehe aus ihm mit betrübtem Herzen die Schmach und Schande, welche Ihr Gemahl Ihr zufügt, welches ein großes Unrecht von dem Statthalter Sr.

Majestät gegen Sie ist. Aber sei Sie doch nicht zu vor-
eilig, meine Kleine, denn Sie hat Ursache zur Geduld,
sintemalen Ihr ein so hoher Platz angewiesen ist, dessen
verlustig zu gehen nicht gut wäre, und den zu bewah-
ren wohl einiger Unruhe verlohnet; denn wenn Ihr Ge-
mahl umherschwärmt und viel Guts vergeudet, so ist
es doch sein eigenes, während mein Schlemmer von
Mann das Seine wie das Meine durchgebracht hat, was
doch ein Jammer ist, daß ein Mann, der zusammen-
halten sollte, was Gott uns anvertraut hat, es statt
dessen zersplittert und verschleudert. Wollte nur Gott
mich gnädiglich von ihm scheiden, ob es nun so oder so
geschähe, so wäre das ein großer Segen für mich arme
Frau, wofür ich nicht genug danken könnte, und das
könnte ebensogut geschehen, da wir das letzte Jahr gar
nicht beisammen gewesen sind, wofür Gott gedankt
und gepriesen sei; wenn es aber fort dauern sollte, so
kann meine allerliebste Schwester ermessen, daß auch
mein Weg nicht gänzlich mit Rosen bestreut ist, aber
meine allerliebste Schwester muß denken, daß Ihr Ge-
mahl sich wohl besinnt und wieder zur Vernunft
kommt, daß er nicht alles an schamlose Dirnen und
Rackerzeug vergeudet, und da sein Amt ihm eine große
Einnahme gewährt, sollte Sie nicht Ihr liebes Herz
durch seine lästerliche Verschwendung beunruhigen las-
sen. Gott hat es besser im Sinne, das glaube ich gewiß-
lich. Handle Sie nun aufs beste, meine Kleine, und
empfangen Sie viele tausend herzliche Grüße von mir,

Ihrer treuen Schwester, solange ich lebe,

Ane Marie Grubbe.

Aus Vang, 6. Februar 1666.

Madame Gyldenlöve, meiner guten Freundin und
Schwester, freundlich zugeschrieben.“

★

„Gott halte Seine schirmende Hand über Dich, meine herzallerliebste Schwester, und sei Dir ein Geber aller guten und vollkommenen Gaben, die Du wünschen magst für Leib und Seele. Das wünsche ich Dir von Herzen.

Herzallerliebste Schwester, man sagt wohl von alters her, keiner sei so rasend toll, daß er nicht zwischen St. Johannes und Paulinus einen lichten Augenblick hätte, aber das will sich hier nicht bewahrheiten, sientmal mein verrückter Herr Gemahl noch nicht zu Verstand gekommen ist, sondern er treibt es zehn-, ja tausendmal toller als vorher, denn was ich früher schrieb, ist nur Kinderspiel gegen das, so jetzt vor sich geht, was über alle Beschreibung ist; nämlich, allerliebste Schwester, er ist in Kopenhagen gewesen und, o Schmach und Schande! hat von dort eines seiner alten Weibsbilder namens Karen mitgebracht, die er gleich hier auf dem Schlosse Wohnung nehmen ließ, und die über alles gesetzt ist und in jeder Hinsicht das Regiment führt, während ich sozusagen vor die Türe gesetzt bin; aber, herzliche Schwester, Sie muß mir jetzt den Dienst erweisen, bei unserem lieben Vater anzufragen, ob er sich meiner Sache annehmen will, wenn ich von hier wegginge, wie er es ja billigen wird, denn niemand kann ohne großes Mitleid meine unglückliche Stellung ansehen, und das, was auf mir lastet, ist so unerträglich, daß ich gewißlich nur recht handle, wenn ich es abwerfe. Erst neulich, am Tage unserer lieben Frauen, war ich in unsern Obstgarten gegangen, und als ich wieder hineinkam, war der Riegel in meiner Schlafkammer von innen zugeschoben, und als ich fragte, was der Streich zu bedeuten habe, wurde mir geantwortet, diese Kammer und die anstoßende wolle sie, die Karen, haben, und mein Bett war in die westliche Stube hinaufgetragen, wo es so kalt wie in einer Kirche ist, wenn der Wind darauf steht, und voll Zug, und die Diele ganz morsch und hie und da mit

großen Löchern. Aber sollte ich all den Hohn beschreiben, der mich hier überschüttet, so würde mein Brief so lang wie eine Fastenpredigt, und wenn es so fortgeht, glaube ich kaum, daß mein Kopf es aushalten wird. In Gottes Namen sei alles befohlen, und Er sende mir immer gute Botschaft von Dir.

Allzeit Deine getreueste Schwester

Marie Grubbe.

Aus dem Schlosse Aggershus, 2. September 1666.

Der wohlgeborenen Frau Ane Marie Grubbe, Gemahlin Stryge Högs, des Landrichters auf Laaland, meiner herzlieben Schwester, huldvoll zu Händen.“

★

Ulrik Frederik war des Zustands auf dem Schlosse eigentlich ebenso überdrüssig wie Marie Grubbe.

Er war in bezug auf Ausschweifungen Besseres gewohnt. Es waren nur klägliche Zechgenossen, diese armen, simplen norwegischen Offiziere, und mit ihren Soldatendirnen konnte man's auf die Dauer auch nicht aushalten. Die Fiedel-Karen war noch die einzige, die nicht eitel Roheit und Derbheit war, aber selbst ihr hätte er lieber heute als morgen Valet gesagt.

Aus Ärger über Marie Grubbes Zurückweisung hatte er dies Gesindel zu seiner Gesellschaft gemacht; dann hatte es ihn eine Weile belustigt, und als das Ganze ihm jetzt schal und fast widerwärtig ward und gleichsam ein schwaches Gefühl von Reue über ihn kam, suchte er sich einzureden und zwang sich wirklich zu dem Glauben, daß es nötig gewesen sei, und daß er damit einen bestimmten Plan gehabt habe, nämlich den, Marie Grubbe zur Reue über ihr Benehmen zu bringen und sie bußfertig zurückzuführen. Da die Reue sich nun aber nicht einstellen zu wollen schien, so wandte

er schärfere Mittel an, in der Hoffnung, wenn er ihr das Leben so sauer wie möglich machte, ihren Eigensinn schon zu brechen; denn daß sie ihn nicht mehr liebte, daran glaubte er nicht, er fühlte sich überzeugt, daß sie in ihrem Herzen danach schmachtete, sich ihm in die Arme zu werfen, daß sie aber, als sie merkte, daß seine Liebe zu ihr wieder lebendig geworden war, sich wegen seiner Abtrünnigkeit an ihm rächen wollte... und er gönnte ihr diese Rache, es gefiel ihm, daß sie sich rächen wollte, aber sie zog es zu sehr in die Länge; das wurde ihm gar zu langweilig hier in dem barbarischen Norwegen.

Und doch fühlte er sich nicht so recht sicher, ob er nicht besser getan hätte, die Fiedel-Karen in Kopenhagen zu lassen; allein einerseits vermochte er es mit den andern nicht mehr auszuhalten, und andererseits war die Eifersucht eine mächtige Verbündete, und Marie Grubbe war ja auf Karen eifersüchtig gewesen, das wußte er.

Marie Grubbe blieb ihm jedoch hartnäckig fern, und er begann zu zweifeln, ob sie sich ihm jemals nähern werde, und seine Liebe wuchs mit seinem Zweifel.

Das Verhältnis erhielt jetzt etwas von der spannenden Aufregung eines Spieles oder einer Jagd.

Mit ängstlichem Gemüt, mit berechnender Furcht fügte er Marie Grubbe ein Unrecht nach dem andern zu und wartete gespannt auf ein Zeichen, nur ein kleines Zeichen, daß er sein Wild auf den rechten Weg triebe, aber es geschah nichts.

Endlich doch.

Endlich geschah etwas, und er war gewiß, daß es das Zeichen, gerade das Zeichen sei, dessen er harnte. Marie Grubbe ergriff nämlich eines Tages, als Karen ihr eine ungewöhnlich empfindliche Beleidigung zugefügt hatte, einen guten, starken Lederzügel, ging durch das Haus in die Kammer, wo Karen eben ihren Mittagsschlaf

hielt, riegelte die Türe von innen zu, versetzte der erschrockenen Dirne eine derbe Tracht Prügel mit dem schweren Zügel und kehrte dann mitten durch die ganze sprachlose Dienerschaft, welche Karens Geschrei herbeigerufen hatte, in die westliche Kammer zurück.

Ulrik Frederik war drunten in der Stadt, als dies geschah; Karen schickte sogleich einen Boten zu ihm, aber er beeilte sich nicht mit dem Kommen; erst spät am Nachmittag hörte die wartende Karen sein Pferd im Hofe.

Sie lief zu ihm hinunter; er schob sie jedoch sanft, aber bestimmt beiseite und ging geradeswegs zu Marie Grubbe hinauf.

Die Türe stand angelehnt – sie war also wohl nicht drinnen.

Er blickte hinein, überzeugt, die Stube leer zu finden, aber sie war da, sie saß am Fenster und schlief. Er ging also vorsichtig hinein, so vorsichtig wie möglich, denn er war nicht ganz nüchtern.

In einem gelben und goldenen Strome fiel das Licht der sinkenden Septembersonne in das Gemach und erhöhte die ärmlichen Farben da drinnen zu Glanz und Herrlichkeit. Die getünchten Wände nahmen das Weiß von Schwanengefieder, die gebräunte Decke die Glut von Kupfererz an, und die verblichenen Bettvorhänge wurden zu weinroten und purpurnen Falten. Da war blendende Helle; sogar was im Schatten lag, leuchtete; es war, als schimmerte es aus einem Nebel laubgelben Lichtes hervor. Um Marie Grubbes Haupt spann das Licht eine goldene Glorie und küßte ihre weiße Stirne; daß aber Augen und Mund in tiefem Schatten waren, das bewirkte ein vergilbender Apfelbaum, der seine frucht-errötenden Zweige verlockend vor die Scheibe hielt.

Aber sie schlief, saß auf einem Stuhle und schlief, die Hände im Schoß gefaltet.

Auf den Zehenspitzen schlich Ulrik Frederik zu Marie

hin, und die Glorie schwand, als er sich zwischen sie und das Fenster stellte.

Er betrachtete sie genau.

Sie war blasser als früher. Sie sah so gut und sanft aus, wie sie dort saß, das Haupt zurückgelehnt, mit leicht geöffneten Lippen und die weiße Kehle nackt und entblößt; er konnte sehen, wie der Puls an der Seite des Halses klopfte, gerade unter dem kleinen braunen Muttermal. Er folgte der festen Rundung der Schulter unter der enganschließenden Seide und dem schlanken Arme bis zu der weißen, ruhenden Hand. – Und diese Hand war sein. – Er sah, wie sie die rundlichen Finger um den braunen Zügel ballte, und wie der Arm in seinen weißen, geäderten Formen fest und blank wurde, schlaff wurde mit matterem Glanz im Schlag, der Karens armen Leib traf. Er sah, wie ihr eifersüchtiger Blick zufrieden funkelte, und wie ihre zornigen Lippen grausam lächelten bei dem Gedanken, daß sie mit der Zügelpeitsche Kuß auf Kuß tilgte. – Und diese Frau war sein. – Er war schlecht und hart und grausam gewesen, er hatte diese lieben Hände sich in Qual ringen und diese roten Lippen sich in Klage öffnen lassen.

Seine Augen bekamen einen feuchten Glanz, während er dies dachte, und er fühlte sich durchdrungen von dem ganzen, leicht erweckten Mitleid eines Betrunknen, und er fuhr fort, in schläfriger und trunkener Empfindsamkeit auf sie hinzustarren, bis der reiche Lichtstrom der Sonne zu einem kleinen, dünnen, blinkenden Faden hoch zwischen den dunklen Balken der Decke eingeschrumpft war.

Da erwachte Marie Grubbe.

„Ihr!“ schrie sie fast, indem sie emporfuhr und zurücksprang, so daß der Stuhl zu Boden flog.

„Marie!“ sagte Ulrik Frederik so zärtlich, wie er vermochte, und streckte ihr bittend die Hände entgegen.

„Was wollt Ihr? – Ihr wollt Euch wohl beschweren über die Prügel, die Eure Metze empfing?“

„Nein, nein, Marie, laß uns Freunde, gute Freunde sein!“

„Ihr seid betrunken“, sagte sie kalt und kehrte ihm den Rücken.

„Ja, Marie, von Liebe zu dir bin ich trunken, ich bin trunken und berauscht von deiner Schönheit, mein Herzenspüppchen.“

„Ja, so trunken, daß Euer Auge Euch getäuscht hat und Ihr andere für mich gehalten habt.“

„Marie, Marie, sei jetzt nicht eifersüchtig!“

Sie machte eine höhnische, abwehrende Bewegung.

„Ja, Marie! Du warst eifersüchtig; du hast dich selbst verraten, als du den Reitzügel nahmst, du weißt schon... aber laß jetzt die ganze schmutzige Bande vergessen und tot und beim Henker sein; komm, komm, spiele jetzt nicht mehr die Unversöhnliche, wie ich dir gegenüber den treulosen Gast gespielt habe, mit all diesem Schlemmen und Buhlen zum Schein. Wir machen einander ja nur das Leben zur Hölle, während es ein Himmelreich sein könnte. – Du sollst deinen Willen haben in allem, was du begehrt; willst du in Seide schweben, so dick wie Kamelott, willst du Perlenschnüre haben, so lang wie dein Haar, du sollst sie bekommen, und Ringe und Goldbrokatstoffe in ganzen Stücken, und Federn und Steine, was du nur willst, nichts ist zu kostbar, von dir getragen zu werden.“

Er wollte den Arm um ihren Leib legen, aber sie packte sein Handgelenk und stieß ihn zurück.

„Ulrik Frederik“, entgegnete sie, „soll ich dir etwas sagen? – Und wenn du deine Liebe in Zindel und Marderfell hüllen, wenn du sie in Zobel kleiden und mit Gold krönen, ja ihr Schuhe vom reinsten Demant geben könntest, ich würde sie von mir schleudern wie Schmutz und Kot, denn ich achte sie geringer als die Erde, die

mein Fuß tritt. Es ist kein Tropfen meines Blutes, der dir gut wäre, keine Faser meines Fleisches, die dich nicht wegstieße – hörst du? Es ist kein Winkel in meiner Seele, wo dein Name gerufen würde. – Verstehe mich recht! Wenn ich deinen Leib von der Qual einer tödlichen Krankheit oder deine Seele aus der Höllepein dadurch erlösen könnte, daß ich dein würde, ich täte es nicht.“

„Doch, du tätest es, Weib, darum rede nicht so!“

„Nein und nein und abermals nein!“

„Dann hinaus, hinaus! Fort aus meinen Augen im vermaledeiten Namen der Hölle!“

Er war weiß wie eine Wand und zitterte an allen Gliedern. Seine Stimme klang heiser und unkenntlich, und er fuchtelte wie ein Wahnsinniger mit den Armen in der Luft.

„Hebe deinen Fuß hinweg von meinem Wege! Hebe deinen – hebe deinen – hebe deinen Fuß hinweg von meinem Wege, oder ich spalte dir die Stirne, Mordblut steigt auf, und flammt rot vor meinen Augen. – Hinaus, hinaus aus Norwegens Land und Reich, und der Brand der Hölle sei dein Gefahrt! Hinaus . . .“

Marie starrte ihn einen Augenblick erschrocken an, dann rannte sie, so schnell sie vermochte, aus der Stube, fort aus dem Schlosse.

Als sie die Türe hinter sich zuwarf, ergriff Ulrik Frederik den Stuhl, auf dem sie bei seiner Ankunft gesessen hatte, und schleuderte ihn zum Fenster hinaus, zerrte den mürben Vorhang von der Bettstatt und riß ihn in Fetzen und Fasern, während er im Zimmer hin und her rannte; dann sank er zu Boden und rutschte auf den Knien umher, keuchend wie ein wildes Tier und seine Knöchel blutig hämmern. Endlich war er müde, kroch zum Bett und warf sich darauf, das Gesicht in den Kissen vergrabend, und rief Marie mit zärtlichen Namen, und weinte und schluchzte, und verwünschte sie,

und sprach dann wieder, als liebteste er sie, mit sanfter und leiser Stimme.

In derselben Nacht bestimmte Marie Grubbe einen Schiffer durch gute Worte und hohen Lohn, sie nach Dänemark zu fahren.

Am nächsten Morgen jagte Ulrik Frederik die Fiedel-Karen aus dem Schlosse, und wenige Tage darauf reiste er nach Kopenhagen.

Eines schönen Tages sah Erik Grubbe zu seiner Überraschung, daß Madame Gyldenlöve auf Tjele vorfuhr.

Er mutmaßte sogleich, daß etwas Schlimmes vorgefallen sei, da sie ohne Dienerschaft und Gepäck ankam; und als er vernahm, wie die Dinge standen, war es kein warmes Willkommen, das er ihr bot; er wurde so zornig, daß er die Türe hinter sich zuwarf und sich den ganzen Tag nicht mehr blicken ließ.

Als er jedoch die Sache beschlafen hatte, wurde er etwas umgänglicher, ja, er behandelte seine Tochter sogar mit einer fast achtungsvollen Liebe, und seine Rede nahm etwas von der steifen Geziertheit eines alten Höflings an. Es war ihm nämlich in den Sinn gekommen, daß eigentlich ja noch kein Unglück geschehen sei; es hatte freilich einen kleinen Zwist zwischen den Eheleuten gegeben, aber Marie war noch Madame Gyldenlöve, und die Sache mußte sich ohne große Schwierigkeit wieder ins alte Geleise bringen lassen.

Allerdings drang Marie auf Scheidung und wollte kein Wort von Versöhnung hören; aber es wäre ja unvernünftig gewesen, jetzt in der Erbitterung der ersten Hitze, während all ihre Erinnerungen schmerzhaft, klaffende Wunden waren, etwas anderes zu erwarten; er legte also kein Gewicht darauf, er war überzeugt, daß die Zeit helfen werde.

Außerdem gab es einen Umstand, von dem er sich keine geringe Unterstützung versprach. Marie war ja fast nackt und bloß, ohne Kleider und Schmucksachen von Aggershus gekommen, und sie würde bald die Pracht vermissen, die ihr zum Alltagsbedürfnis geworden war; auch die einfache Kost auf Tjele, die geringe Bedienung und überhaupt die ganze Einfachheit des täglichen Lebens würden ihre Sehnsucht nach dem, was

sie verlassen, bald wachrufen. Andererseits konnte Ulrik Frederik, mochte er auch noch so erzürnt sein, schwerlich an eine Scheidung denken. Seine Geldangelegenheiten waren nicht derartig, daß er sich von Mariæ Mitgift trennen konnte, denn zwölftausend Taler waren eine große Summe baren Geldes, und auf Gold und Grundbesitz und sonstige Herrlichkeiten ließ sich auch nicht so leicht verzichten, wenn man einmal in ihren Besitz gelangt war.

Ein halbes Jahr lang ging alles gut auf Tjele. Marie befand sich wohl auf dem stillen Hofe. Der tiefe Friede, der hier herrschte, die Einförmigkeit der Tage und der vollständige Mangel an Ereignissen war für sie etwas Neues, und sie genoß es mit einem träumerischen, passiven Behagen.

Wenn sie an die Vergangenheit dachte, erschien sie ihr als ein ermüdendes Kämpfen und Ringen, als rastloses Vorwärtstreben ohne Ziel, erhellt von einem grellen, schneidenden Lichte und durchtobt von einem unleidlichen, betäubenden Lärm, und es überkam sie ein wonniges Gefühl von Sicherheit und Ruhe, von ungestörter Rast in wohltuendem Schatten, in süßer und freundlicher Stille; und sie liebte es, den Frieden ihres Zufluchtsortes durch die Vorstellung zu erhöhen, daß man in der Welt draußen weiterhin lärmte und stritt und drängte, während sie sich gleichsam hinter das Leben fortgeschlichen und ein sicheres Fleckchen gefunden hatte, wo keiner sie aufspüren und Unruhe in ihre lieblich dunkle Einsamkeit bringen konnte.

Allein mit der Zeit wurde die Stille schwer und der Friede tot und der Schatten finster, und sie begann jetzt gleichsam auf einen lebendigen Laut von dem Leben draußen zu horchen. Es war ihr daher nicht unwillkommen, daß Erik Grubbe eine Veränderung vorschlug. Er wollte nämlich, daß sie nach Kalö, dem Schlosse ihres Gatten, reiste und dort ihren Wohnsitz nahm, und er stellte ihr vor: da ihr Gatte im Besitz ihrer ganzen

Mitgift sei und trotzdem nichts für ihren Unterhalt sende, sei es recht und billig, ihn aus den Einnahmen des Kalöer Gutes zu bestreiten. Dort könne sie ja leben wie der Dotter im Ei, viel Gesinde halten und Pracht und Aufwand treiben, ganz anders als hier auf Tjele, wo es für sie, die es so viel besser gewohnt sei, doch allzu kärglich zugehe. Außerdem sei in dem Morgengabebrief an sie, worin ihr der König tausend Tonnen Hartkorn zugesichert habe, falls Ulrik Frederik vor ihr sterben sollte, augenscheinlich an das Gut Kalö gedacht worden, das gerade die tausend Tonnen ausmache, und das Ulrik Frederik ein halbes Jahr nach der Hochzeit übertragen worden war. Wenn sie sich nun nicht wieder verständigten, sei es nicht unwahrscheinlich, daß Ulrik Frederik ihr das als Witwensitz zugedachte Gut abtreten würde, und es sei daher nützlich, daß sie es kenne, wie auch daß Ulrik Frederik sich daran gewöhne, es in ihrem Besitz zu wissen; um so leichter werde er es vielleicht abtreten.

Erik Grubbes Gedanke bei dieser Anordnung war, sich von den Unkosten zu befreien, die ihm aus Maries Aufenthalt auf Tjele erwachsen, und ferner, in den Augen der Leute den Bruch zwischen Ulrik Frederik und seiner Gemahlin geringfügiger erscheinen zu lassen; zudem war es ja immerhin eine Annäherung, und man konnte nicht wissen, wohin sie führen mochte.

Marie reiste also nach Kalö, fand aber das Leben dort nicht so, wie sie es sich gedacht; denn Ulrik Frederik hatte seinem Verwalter Johann Utrecht befohlen, Madame Gyldenlöve gut aufzunehmen und zu beköstigen, ihr jedoch keinen Heller baren Geldes zukommen zu lassen. Auf Kalö war es jetzt außerdem, wenn möglich, noch langweiliger als auf Tjele, so daß Marie schwerlich lange geblieben wäre, wenn sie nicht einen Gast bekommen hätte, der ihr bald mehr als ein Gast werden sollte.

Sein Name war Sti Hög.

Seit dem Feste im Frederiksborger Schloßgarten hatte Marie Grubbe oft an diesen ihren Schwager gedacht, und stets mit einem Gefühl inniger Dankbarkeit; und manchmal, wenn sie auf Aggershus besonders empfindlich beleidigt oder verletzt worden war, hatte es ihr Trost gewährt, sich an Stis ehrerbietige, still anbetende Huldigung zu erinnern. Und sein Wesen war jetzt, da sie vergessen und verlassen war, dasselbe wie in jenen Tagen ihrer Herrlichkeit; dieselbe schmeichelnde Hoffnungslosigkeit lag in seinen Mienen, dieselbe demütige Bewunderung in seinem Blick.

Mehr als zwei, drei Tage hintereinander blieb er niemals auf Kalø. Dann machte er acht Tage lang Besuche in der Umgegend, und Marie lernte sich nach seinem Kommen zu sehnen, und zu seufzen, wenn er fortging, denn er war so gut wie ihr einziger Umgang; sie wurden deshalb sehr vertraut miteinander, und es gab wenig, was sie voreinander verheimlichten.

„Madame“, fragte Sti Hög eines Tages, „ist es Eure Absicht, zu Seiner Exzellenz zurückzukehren, wenn er Euch volle und ehrliche Abbitte leistet?“

„Und käme er auf den Knien hierher gerutscht“, antwortete sie, „ich würde ihn fortstoßen. Ich trage für ihn nur Abscheu und Verachtung im Herzen, denn es ist kein einziges treues Gefühl in seiner Seele, kein einziger ehrlicher, warmer Blutstropfen in seinem Leibe. Er ist eine Metze, so recht eine faulige, verruchte Metze und kein Mann; er hat die leeren, treulosen Augen einer Metze und einer Metze seelenlose, kalte Begier. Niemals hat eine ehrliche, warme, blutwarme Leidenschaft ihn hingerissen, niemals ist ein herzgeborenes Wort aus seinem Munde gekommen. Ich hasse ihn, Sti, denn ich fühle mich wie befleckt von seinen räuberischen Händen und seinen buhlerischen Worten.“

„Ihr wollt also die Scheidung beantragen, Madame?“

Marie antwortete, sie wolle das, und wenn ihr Vater nur damit einverstanden gewesen wäre, würde die Sache sicherlich schon weit gefördert sein, aber er beeile sich nicht, da er des Glaubens sei, alles werde noch in Ordnung kommen, aber das werde es niemals.

Sie sprachen dann darüber, was sie nach der Scheidung für ihren Unterhalt erwarten könnte, und Marie meinte, daß Erik Grubbe zu ihren Gunsten hauptsächlich auf Kalö Anspruch erheben würde.

Das schien Sti Hög schlecht bedacht. Er hatte ihr in seinen Gedanken ein ganz anderes Leben ausgesonnen, als in einem abgelegenen Winkel Jütlands zu sitzen und sich zuletzt vielleicht mit einem Manne des niederen Adels zu verheiraten, denn Höheres würde ihr hier nicht beschieden sein. Bei Hofe hatte sie ausgespielt, dort war Ulrik Frederik zu gut angeschrieben, als daß er nicht imstande gewesen wäre, sie vom Hofe oder den Hof von ihr fernzuhalten. Nein, Sti war der bestimmten Ansicht, sie müsse sich ihre Mitgift in barem Gelde auszahlen lassen und dann außer Landes reisen und ihre Füße nie mehr dahin zurücksetzen; denn mit ihrer Schönheit und ihrem Anstand könne sie in Frankreich ein ganz anderes schönes Los erringen als hier in diesem elenden Lande mit seinem bäurischen Adel und seinem ärmlichen Konterfei von einem Hofe.

So sprach er, und das kümmerliche Leben in der Einsamkeit von Kalö war ein so guter Hintergrund für die verlockenden Bilder, die er von dem reichen und prächtigen Hofe Ludwigs des Vierzehnten entwarf, daß Marie davon betört ward und in der nächstfolgenden Zeit Frankreich zum Schauplatz all ihrer Träume machte.

Sti Hög war noch ebenso in Liebe zu Marie Grubbe befangen wie zuvor, und er sprach oft zu ihr von dieser seiner Leidenschaft, nicht mit Bitten oder Flehen, nein, nicht einmal mit Hoffnung oder Klage, im Gegenteil,

völlig hoffnungslos, immer die Unmöglichkeit voraussetzend, daß sie seine Liebe erwidere oder jemals erwidern werde. Anfangs hörte Marie diese Äußerungen mit einem ängstlichen Staunen an, aber allmählich begann es sie zu fesseln, diesen hoffnungslosen Betrachtungen über eine Liebe zu lauschen, deren Quelle sie selber war, und nicht ohne ein gewisses berauschendes Machtgefühl sah sie sich zur Herrin des Lebens und Todes über eine so absonderliche Natur wie Sti Hög gemacht. Gleichwohl dauerte es nicht lange, bis die Mutlosigkeit in Stis Worten ein Gefühl der Gereiztheit in ihr erweckte, und sein Aufgeben des Kampfes, weil das Ziel unerreichbar schien, ließ sie zweifeln, nicht gerade daran, daß sich wirklich Leidenschaft hinter Stis seltsamen Worten oder Trauer hinter seinen schwermütigen Mienen verbarg, sondern daran, ob er nicht mehr sagte, als er fühlte; denn diese hoffnungslose Leidenschaft, die nicht trotzig die Augen davor verschloß, daß es keine Hoffnung gab, und nicht blind drauflos stürmte, die verstand sie nicht, an die konnte sie nicht glauben; und sie erschuf sich ein Bild von Sti Hög als von einer überspannten Natur, die, indem sie beständig sich selbst betastete, dahin gelangt war, sich für reicher und größer und viel bedeutender zu halten, als sie war, und die jetzt, da keine Wirklichkeit diese Vorstellung bekräftigte, sich in große Stimmungen und starke Leidenschaften hineinlog, welche nur in phantastischer Schwangerschaft, von seinem krankhaft geschäftigen Hirn erzeugt, geboren waren. Und die letzten Worte, die sie nun für längere Zeit aus seinem Munde hörte – sie kehrte nämlich auf Aufforderung ihres Vaters nach Tjele zurück, wohin Sti nicht zu kommen wagte –, dienten nur dazu, sie in dem Glauben zu bestärken, daß das Bild ihm in allen Stücken ähnlich sei.

Als er ihr nämlich Lebewohl gesagt und die Hand schon auf die Türklinke gelegt hatte, wandte er sich zu

ihr um und sagte: „Es ist eine schwarze Seite meines Lebensbuches, die jetzt aufgeschlagen wird, Madame, jetzt, da Euer Aufenthalt auf Kalö zu Ende ist, und ich werde mich sehnen in Trauer und Qual wie einer, der das verloren hat, was sein ganzes Glück auf Erden, all sein Hoffen und Sehnen war; und doch, Madame, wenn es einmal geschehen sollte, daß sich triftige Ursache fände zu glauben, Ihr hättet mich lieb, und ich dürfte daran glauben, so weiß Gott allein, was dann aus mir werden würde. Vielleicht erweckte es in mir die Kräfte, die noch niemals ihre gewaltigen Schwingen entfalten durften, so daß der Teil meiner Seele, der nach Taten dürstet und von Hoffnung erglüht, die Oberhand gewinnen und meinen Namen berühmt und herrlich machen würde. Aber es ist ebenso leicht zu denken, daß solch ein unaussprechliches Glück jede hochgespannte Saite abspannen, jedem lauten Verlangen die Sprache nehmen und jede aufhorchende Hoffnung betäuben könnte, so daß das Land meines Glückes ein erschlaffendes Capua für meine Gaben und Kräfte würde . . .“

Es war natürlich, daß Marie dachte, wie sie dachte, und sie sah ein, daß es so am besten wäre, aber dennoch seufzte sie doch dabei.

Jetzt reiste sie nach Tjele. Erik Grubbe wünschte diese Rückkehr, weil er fürchtete, daß Sti Hög sie veranlassen würde, Maßregeln zu treffen, die mit seinen Plänen nicht in Einklang stünden; außerdem wollte er versuchen, sie zu überreden, die Angelegenheit so zu ordnen, daß die Ehe bestehen blieb.

Dies erwies sich jedoch als fruchtlos; nichtsdestoweniger fuhr Erik Grubbe fort, Ulrik Frederik brieflich aufzufordern, Marie wieder zu sich zu nehmen. Ulrik Frederik antwortete niemals; er wünschte, die Sache so lange wie möglich im Ungewissen zu lassen; denn jedwede auf eine Scheidung unweigerlich folgende Vermögensabtretung war ihm höchst unangelegen, und an des Schwie-

gervaters Versicherungen von Maries Versöhnlichkeit glaubte er nicht. Herrn Erik Grubbes Unwahrhaftigkeit war allzu wohlbekannt.

Der Ton in Erik Grubbes Briefen wurde indes immer drohender, und es wurde sogar darauf hingedeutet, daß man sich persönlich an den König wenden werde. Ulrik Frederik sah schließlich ein, daß es so nicht lange weitergehen könne, und schrieb aus Kopenhagen an seinen Verwalter auf Kalø, Johann Utrecht, einen Brief, worin er ihm auftrug, sich in aller Heimlichkeit zu vergewissern, ob Madame Gyldenlöve mit ihm auf Schloß Kalø zusammentreffen wollte, ohne daß Erik Grubbe etwas davon erführe. Diesen Brief schrieb er im März 1669.

Ulrik Frederik hoffte bei der hierin vorgeschlagenen Zusammenkunft Marie Grubbes wahre Gesinnung zu erfahren, und falls er sie versöhnlich gestimmt fand, wollte er sie gleich nach Aggershus mitnehmen; wenn aber nicht, so erwartete er, durch das Versprechen, eine sofortige Scheidung zu erwirken, sich möglichst billige Bedingungen zu verschaffen.

Allein Marie Grubbe lehnte die Begegnung ab, und Ulrik Frederik reiste unverrichteter Dinge nach Norwegen zurück.

Erik Grubbe setzte noch eine Zeitlang seine nutzlose Schreiberei fort, aber da geschah es, daß im Februar 1670 die Nachricht vom Tode Frederiks des Dritten kam, und nun fand Erik Grubbe die Zeit zum Handeln gekommen; denn König Frederik hatte seinen Sohn Ulrik Frederik immer so hochgeschätzt und eine so blinde Liebe für ihn gehegt, daß er bei einer Angelegenheit wie dieser alle Schuld beim gegnerischen Teil gesucht hätte; bei König Christian aber würde es voraussichtlich anders sein. Wohl waren er und Ulrik Frederik Herzensfreunde und vieljährige Gesellschaftsgenossen, doch war es möglich, daß ein Funke von Neid sich im König

regte, denn er war zu Lebzeiten des Vaters so oft von dem begabteren und weit ansehnlicheren Halbbruder in den Schatten gestellt worden; außerdem hielten junge Fürsten darauf, Unparteilichkeit an den Tag zu legen, und waren dann in ihrem Eifer, Gerechtigkeit walten zu lassen, nicht selten ungerecht gegen diejenigen, die der große Haufe unter ihrem besonderen Schutz währte.

Es wurde daher bestimmt, daß sie, sobald der Frühling käme, alle beide nach Kopenhagen reisen sollten. Marie sollte sich inzwischen bemühen, von Johann Utrecht zweihundert Reichstaler zu erlangen, um Trauerkleider anzuschaffen, damit sie mit Anstand vor dem neuen König erscheinen könnte. Aber der Verwalter durfte ohne Ulrik Frederiks Befehl kein Geld verabfolgen, und Marie mußte ohne Trauerkleider abreisen, denn ihr Vater wollte sie nicht bezahlen und meinte zudem, daß dieser Mangel um so besser ihr Elend bezeugte.

Ende Mai kamen sie nach Kopenhagen, und da eine Begegnung zwischen Vater und Schwiegersohn zu keinem Ergebnis führte, schrieb Erik Grubbe an den König, daß er in aller Untertänigkeit nicht genugsam dartun könne, mit welcher Schmach, Schande und Unehre Seine Exzellenz Gyldenlöve vor einigen Jahren seine Gemahlin, Marie Grubbe, von Aggershus fortgeschickt und sie Wind und Wetter und Kaperschiffen preisgegeben habe, die damals die See bevölkerten, da eine heftige Fehde zwischen Holland und England ausgebrochen war. Gott habe sie indessen gnädiglich vor allen Gefahren beschirmt, und sie sei heil und gesund in sein Haus gekommen. Aber es sei eine unerhörte Schmach, so ihr widerfahren, und er habe nun viele Male mit Schreiben, Bitten und heißen Zähren seinen erhabenen, hochgeehrten Sohn, Seine wohlgeborene Exzellenz, ersucht, die Sache zu bedenken und entweder

Maries Schuld zu beweisen, derothalben die Ehe getrennt werden müsse, oder aber sie wieder zu sich zu nehmen, welches jedoch alles nichts gefruchtet habe. Marie habe ihm viele tausend Reichstaler in die Wirtschaft gebracht, nichtsdestoweniger habe sie nicht einmal zweihundert Taler erlangen können, um sich Trauerkleider zu kaufen. In Summa: ihr Elend sei allzu weitläufig zu schildern. Daher nähmen sie ihre Zuflucht zu Seiner Königlichen Majestät, ihres allergnädigsten Erbherrn und Königs, angeborener Gnade und Milde und bäten ihn, sich um Gottes willen, seiner, Erik Grubbes, um seines hohen Alters willen, denn er zähle siebenundsechzig Jahre, und ihrer um ihres großen Elends und ihrer Schmach willen zu erbarmen und huldreichst zu geruhen, Seiner Exzellenz Gyldenlöve zu befehlen, daß er entweder Marie die Ursache beweise, aus welcher Eheleute nach Christi Gebot geschieden werden dürften, was er niemals zu tun vermöge, oder aber sie wieder zu sich nehme, wodurch Gottes Ehre gefördert würde, indem die Ehe in der Achtung, die Gott selber für sie fordere, erhalten, großes Ärgernis verhindert, große Sünde vermieden und eine Seele von der Verdammnis errettet würde.

Marie wollte zuerst durchaus nicht ihren Namen unter diese Bittschrift setzen, da sie unter keiner Bedingung mit Ulrik Frederik zusammenzuleben wünschte, wie es auch gehen mochte. Allein der Vater versicherte ihr, das Verlangen, daß Ulrik Frederik sie wieder zu sich nehmen solle, sei nur eine Formalität, denn er wolle jetzt die Scheidung um jeden Preis, und die Art und Weise, wie die Bittschrift abgefaßt sei, zwingen ihn, solches zu begehren, und es werde ihre Sache in ein besseres Licht setzen und ihr bessere Bedingungen verschaffen. So gab Marie denn nach, ja, sie fügte sogar auf des Vaters Aufforderung und nach seinem Entwurf dem Schreiben noch folgende Nachschrift bei:

„Ich hätte gerne mit Eurer königlichen Majestät gesprochen, aber ich Unglückselige besitze nicht einmal die Kleider, in denen ich unter Leute gehen könnte. Erbarmt Euch meiner, allergnädigster Erbherr und König, und verhelft mir Elendiger zu meinem Rechte. Gott wird es Euch lohnen. Marie Grubbe.“

Da sie jedoch Erik Grubbes Worten nicht allzusehr traute, spielte sie, durch Vermittlung eines ihrer alten Freunde bei Hofe, dem König ein ganz privates Schreiben in die Hände, worin sie unverblümt aussprach, wie stark sie Ulrik Frederik verabscheue, wie sehnlich sie nach der Scheidung verlange, und wie ungern sie bei der Ordnung der Vermögensfrage mit ihm die geringste persönliche Verbindung aufnehmen würde.

Erik Grubbe hatte jedoch dieses eine Mal die Wahrheit gesagt. Ulrik Frederik wollte wirklich geschieden werden. Seine Stellung bei Hofe war eine andere als Halbbruder des Königs denn als des Königs Lieblingssohn. Es genügte jetzt nicht mehr, sich auf väterliche Güte zu verlassen, er mußte ernsthaft mit andern Männern des Hofes um Ehre und Lohn wetteifern. Eine Sache wie die vorliegende in der Schwebe zu haben, trug wenig dazu bei, sein Ansehen zu stärken; es war weit nützlicher, sie so schnell wie möglich aus der Welt zu schaffen und durch eine neue und besser überlegte Ehe wettzumachen, was ihn die Scheidung an gutem Ruf und Vermögen kosten mochte. Er wandte daher seinen ganzen Einfluß auf, um dieses Ziel zu erreichen.

Der König ließ die Angelegenheit sogleich dem Konsistorium vorlegen, damit es sein Gutachten darüber abgäbe, und es fiel derart aus, daß die Ehe durch Urteil des Höchsten Gerichts vom vierzehnten Oktober 1670 für aufgehoben erklärt wurde, so daß beiden Teilen die Wiederverheiratung erlaubt war. Marie Grubbe erhielt die zwölftausend Reichstaler und die ganze übrige Mit-

gift an Kleinodien und Grundbesitz zurück. Sobald ihr das Geld ausbezahlt worden war, schickte sie sich, trotz den Vorstellungen ihres Vaters, an, das Land zu verlassen. Ulrik Frederik aber meldete alsbald seiner Halbschwester, der Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, die Auflösung seiner Ehe und fragte bei ihr an, ob sie ihm so viel schwesterliche Liebe erweisen wolle, daß er sich der schmeichelhaften Hoffnung hingeben dürfe, eine Gemahlin aus ihren fürstlichen Händen zu empfangen.

Marie Grubbe hatte nie zuvor über Geld verfügt. Daher schien es ihr jetzt, wo ihr eine so große Summe zur Verfügung stand, daß ihre Macht und ihr Vermögen ohne Grenzen wären. Ja, es war ihr zumute, als wäre die Wünschelrute des Wunderreiches selber in ihre Hand gelegt, und sie sehnte sich wie ein Kind danach, sie zu schwingen und alle Herrlichkeiten der Erde heraufzubeschwören.

Ihr größter Wunsch war, weit fort zu sein von den Türmen Kopenhagens und den Wiesen Tjeles, von Erik Grubbe und Muhme Rigitze, und so schwang sie denn die Rute zum erstenmal, und Wagen und Schiff führten sie fort über Weg und Wasser, fort von Seeland durch Jütland und Schleswig bis zur Stadt Lübeck. Ihr ganzes Gefolge bestand aus der Kammerzofe Lucie, die ihre Muhme ihr auf ihren Wunsch überlassen hatte, und einem Kaufmannskutscher aus Aarhus, denn erst in Lübeck sollten die eigentlichen Reisevorbereitungen getroffen werden.

Sti Hög hatte sie auf den Gedanken gebracht, sich auf Reisen zu begeben. Damals hatte er gesagt, er wolle gleichfalls außer Landes gehen und sein Glück in der Fremde versuchen, und hatte sich erboten, ihr Reismarschall zu sein. Durch einen Brief aus Kopenhagen nach Lübeck beschieden, langte er auch vierzehn Tage nach Maries Ankunft dort an, und begann sofort sich nützlich zu machen, indem er die Vorbereitungen traf, die für eine so weite Reise erforderlich waren.

Im stillen hatte Marie eigentlich gedacht, sich dem armen Sti Hög als Wohltäterin zu erweisen, indem sie ihn durch ihre reichen Mittel der Kosten für Reise und Aufenthalt in Frankreich enthob, bis sich ihm eine andere Quelle eröffnete. Sie war daher, als der arme

Sti Hög erschien, nicht wenig verwundert, ihn prächtig gekleidet, wohlberitten und von zwei stattlichen Reitknechten begleitet zu sehen, überhaupt auf jegliche Weise dartuend, daß sein Beutel keineswegs darauf angewiesen war, sich mit ihrem Golde prall zu füllen. Noch mehr aber staunte sie über die Veränderung, die in seinem Gemüt vorgegangen zu sein schien. Er war lebhaft und beinahe übermütig, und während er früher aussah, als gäbe er sich mit feierlichen Schritten selbst das Grabgeleit, trat er jetzt mit der Sicherheit eines Mannes auf, der die halbe Welt besaß und die andere Hälfte zu erwarten hatte. Früher hatte er etwas von einem gerupften Vogel gehabt, jetzt glich er zumeist einem Adler mit starkem Gefieder und scharfen Augen, die von noch schärferen Krallen sprachen.

Marie dachte zuerst, die Veränderung sei durch die Freude bewirkt worden, alle Sorgen der Vergangenheit hinter sich zu werfen, und durch die Hoffnung, eine wünschenswertere Zukunft zu erringen; als er aber mehrere Tage um sie weilte, ohne den Mund zu jenen liebeskranken, mutlosen Worten zu öffnen, die ihr so wohlbekannt waren, begann sie zu glauben, daß er seine Leidenschaft überwunden habe und nun in dem Bewußtsein, siegestolz den Fuß auf das Haupt des Liebesdrachens setzen zu können, sich als freier, starker Herr seines Schicksals fühle; und sie wurde ganz neugierig, zu erfahren, ob sie recht geraten habe, und dachte bei sich selbst, nicht ohne einen kleinen Verdruß, daß sie Sti Hög, je mehr sie von ihm sehe, um so weniger kenne.

Ein Gespräch, das sie mit Lucie hatte, konnte sie in dieser ihrer Vermutung nur bestärken.

Es war an einem Vormittag. Sie gingen beide auf und ab in dem großen Torraum, der sich in allen Lübecker Häusern fand, und der zugleich Gang und Wohnstube, Tummelplatz für die Kinder und Schauplatz für die

meisten Handarbeiten, zuweilen auch Speisekammer und Gemüsekeller war.

Der Raum, in dem sie auf und ab gingen, wurde gewöhnlich nur in der milderen Jahreszeit benutzt. Daher standen dort jetzt nur ein langer, weißgescheuerter Tisch, ein paar schwere Holzstühle und ein alter Schrank; hinten waren lange Bretterregale aufgeschlagen, auf denen Kohlköpfe in grünen Reihen über roten Haufen von Mohrrüben und struppigen Meerrettichbündeln lag.

Das Tor stand weit offen nach der feuchtblanken Straße hinaus, wo der Regen in glänzenden Strömen herabplätscherte.

Marie Grubbe und Lucie waren zum Ausgehen gekleidet; die eine trug einen pelzverbrämten Tuchmantel, die andere einen Umhang aus graubrauner Beiderwand. Sie warteten darauf, daß der Regen aufhörte, und schritten hurtig über die roten Ziegelsteinfliesen mit kleinen stampfenden Tritten, als würde es ihnen schwer, sich die Füße warm zu halten.

„Glaubt Ihr aber auch, daß er wirklich ein zuverlässiger Begleiter sein wird?“ fragte Lucie.

„Sti Hög? – Ja, ja, das sollte ich denken! Was meinst du damit?“

„Hm, wenn er nur nicht unterwegs irgendwo sitzen bleibt.“

„Wie?“

„Ja, die deutschen Fräulein oder auch die holländischen ... Ihr wißt, er steht in dem Rufe, sein Herz sei aus so entzündbarer Materie, daß es in lichterlohen Brand gerät, sobald nur ein Weiberrock da ist, der es anfächelt.“

„Wer hat dir solche albernern Geschichten aufgebunden?“

„Aber du lieber Gott, habt Ihr denn das nie zuvor gehört? Euer eigener Schwager! – Wer würde glauben,

daß Euch das etwas Neues ist! Es hätte mir ja gerade-
sogut einfallen können, Euch zu erzählen, daß die
Woche sieben Tage hat.“

„Was ist dir denn heute? Du faselst ja, als hättest du
spanischen Wein zum Frühstück getrunken.“

„Sagt mir: Habt Ihr nie den Namen Ermegaard
Lynow gehört?“

„Nein.“

„So fragt Sti Hög, ob er ihn nicht zufälligerweise
kennt, und nennt dann auch gleich die Namen Jydte
Krag und Christence Rud und Edele Hansdatter und
Lene Poppings, wenn Ihr wollt; es wäre ja möglich,
daß er einige Geschichten, wie Ihr es nennt, von ihnen
zu erzählen weiß.“

Marie hielt an dem offenstehenden Torflügel inne
und blickte lange in das Regenwetter hinaus. „Weißt
du vielleicht“, fragte sie dann und begann wieder auf
und ab zu gehen, „weißt du vielleicht einige von diesen
Geschichten zu erzählen?“

„Das sollte ich meinen.“

„Von Ermegaard Lynow?“

„Ja, besonders von ihr.“

„Was denn?“

„Hm, es war die Geschichte mit einem von den Högs,
– Sti, glaub’ ich, hieß er, ein schlanker, rothaariger,
blasser ...“

„Danke, das weiß ich ebenso gut.“

„Kennt Ihr auch die Geschichte von der Vergiftung?“

„Nein, nein!“

„Und von dem Briefe?“

„Nein, erzähle!“

„Hu, das ist eine grauslige Geschichte.“

„Erzähle!“

„Also, der Hög war gut Freund mit ihr, es spielte vor
seiner Verheiratung, ja, er war sehr gut Freund mit
Ermegaard Lynow; sie hatte das längste Haar, das ein

Mädchen nur haben kann, sie trat fast darauf, und sie war so weiß und rot, recht ein schönes Püppchen, aber er war so hart und schlimm gegen sie, sagt man, als wäre sie ein widerspenstiger Windhund und nicht das sanfte Geschöpf, das sie war; aber je schlechter er sie behandelte, desto mehr liebte sie ihn; er hätte sie braun und blau schlagen können, wenn er es nicht gar tat, sie hätte ihn dafür geküßt – hu, es ist wirklich schrecklich, was aus dem Menschen werden kann, wenn er sein Herz an einen andern gehängt hat. Aber dann wurde er ihrer überdrüssig und gönnte ihr keinen Blick mehr, weil er eine andere im Sinn trug, und Fräulein Ermegaard härmte und grämte sich und war nahe daran, vor Kummer und Elend zu vergehen, aber sie lebte dennoch, ein so trauriges Dasein es auch war. Dann konnte sie's nicht länger aushalten; man sagt, sie habe Sti Hög am Hofe vorüberreiten sehen, sei ihm nachgerannt und eine Meile weit neben seinem Pferde hergelaufen, ohne daß er auch nur einen Augenblick angehalten oder auf ihr Flehen und Jammern gehört hätte. Das konnte sie nicht ertragen, und da nahm sie tödliches Gift und schrieb an Sti Hög, sie habe das um seinetwillen getan, nún werde sie ihm nimmermehr zur Last fallen, nur müsse sie ihn noch einmal vor ihrem Tode sehen.“

„Und dann?“

„Ja, Gott weiß, ob es wirklich so ist, wie die Leute sagen, denn dann ist er der schlechteste Kerl, dem die Pein der Hölle bevorsteht; – dann schrieb er zurück – ja, so war es, er schrieb zurück, das beste Gegengift, um sie wieder gesund zu machen, sei seine Liebe, aber es stehe nicht in seiner Macht, sie ihr zu geben, doch habe er gehört, Milch und Knoblauch seien auch gut, und er rate ihr, es damit zu versuchen. Seht, das antwortete er. Was dünkt Euch? Kann es wohl etwas Schändlicheres geben?“

„Und Fräulein Ermegaard?“

„Fräulein Ermegaard?“

„Nun ja!“

„Ach, es war nicht sein Verdienst, aber sie hatte nicht genug Gift genommen, um daran zu sterben, doch wurde sie so krank und elend, daß sie beinahe nicht mehr genesen konnte.

„Das arme Lamm!“ sagte Marie und lachte.

★

Fast jeder Tag in der nun folgenden Zeit führte die eine oder andere kleine Veränderung in Marie Grubbes Ansicht über Sti Hög und damit auch in der Art und Weise ihres Verkehrs herbei.

Daß Sti kein Träumer war, ließ sich leicht an der Umsicht und Entschlossenheit erkennen, mit der er all die unzähligen Hindernisse und Schwierigkeiten der Reise beseitigte, und ebenso leicht konnte man darüber ins klare gelangen, daß er an Umgangsformen und Begabung selbst die vornehmsten Adligen, mit denen sie zusammenkamen, weit übertraf. Immer war seine Rede neu und fesselnd und ungleich der aller anderen; es war, als hätte er einen eigenen, nur ihm bekannten Weg, Menschen und Dinge zu verstehen, und es kam Marie vor, als ob er mit einem kecken Hohn seinen Glauben bekannte, wie stark das Tier im Menschen sei, oder wie wenig Gold sich in den Schlacken seiner Natur verberge, und die kalte, leidenschaftliche Beredsamkeit, mit der er ihr bewies, wie wenig Zusammenhang im Wesen des Menschen sei, wie unverstanden und unverständlich, wie haltlos und schwankend und ganz der Gewalt des Zufalls unterworfen das Edle und das Gemeine sich in der Seele bekämpfe; die Beredsamkeit, mit der er ihr dies klarzumachen suchte, schien ihr groß und überwältigend, und sie begann zu glauben, daß ihm seltenere Gaben und reichere Kräfte zuteil gewor-

den seien, als sonst den Sterblichen beschieden sind, und sie beugte sich in Bewunderung, ja, fast in Anbetung vor der Macht des Überflusses, die sie ahnte. Dennoch herrschte ein stiller, lauernder, beständig raunender Zweifel in ihrer Seele, der niemals in zu Ende gedachten Gedanken zum Ausdruck gelangte, sondern nur in dunklem, instinktivem Gefühl von der Furcht bewegt wurde, daß diese Macht eine Macht war, die dräute und tobte, wünschte und begehrte, aber nie niederschlug, nie zugriff.

★

In Lohendorf, etwa drei Meilen von Vechta, lag an der Landstraße ein altes Wirtshaus, und hier war Marie mit ihrem Gefolge ein paar Stunden nach Sonnenuntergang eingekehrt.

Spät abends, als Kutscher und Reitknechte in den Nebengebäuden zur Ruhe gegangen waren, saßen Sti Hög, Marie und ein paar bäurisch aussehende oldenburgische Edelleute in recht vertraulicher Unterhaltung an einem kleinen, rotbemalten Tische vor dem großen Kachelofen im Schankzimmer des Wirtshauses.

An dem langen Tische drüben unter den Fenstern, den Rücken an die Tischkante gelehnt, saß Lucie am Ende einer Bank und strickte und sah zu.

Auf dem Herrentisch stand ein Talglicht in einem gelben Tonleuchter und verbreitete seinen schläfrigen Schein über die Gesichter und spiegelte sich in der Reihe von Zinntellern über dem Ofen. Marie hatte einen kleinen Zinnkrug mit warmem Wein vor sich stehen, Sti Hög einen größeren, während die beiden Oldenburger sich in eine mächtige Holzkanne mit Bier teilten, die beständig geleert und von einem Burschen mit struweligem Haar, der sich auf einer Schemelbank hinten in der Stube lümmelte, immer wieder gefüllt wurde.

Sowohl Marie wie auch Sti Hög hätten sich am liebsten in ihre Kammern zurückgezogen, denn die beiden

Landedelleute waren keine sehr anregende Gesellschaft; und sie hätten das auch getan, wären die Kammern nicht so eisig kalt und die Unannehmlichkeiten bei dem Versuch, sie zu erwärmen, noch schlimmer als die Kälte gewesen, was sie erfahren hatten, als der Wirt ihnen Feuerbecken hineinstellte; der Torf war nämlich in jener Gegend so schwefelhaltig, daß nur Leute, die daran gewöhnt waren, atmen konnten, wenn er glühte.

Die Oldenburger hielten sich zurück, denn sie merkten wohl, daß sie sich in feiner Gesellschaft befanden, und gaben sich daher Mühe, sich so artig auszudrücken, wie sie vermochten; allmählich aber, als das Bier seine Wirkung tat, ward die Fessel, die sie sich auferlegt hatten, lockerer und lockerer, ja ganz lose. Ihre Sprache verfiel immer mehr in Dialekt, ihre Späße wurden derber und ihre Fragen höchst anzüglich.

Als jetzt der Scherz an Plumpheit und Unschicklichkeit zunahm, begann Marie auf ihrem Sitze unruhig zu werden, und Sti Högs Augen fragten sie über den Tisch, ob sie sich nicht entfernen wollten. Da machte der blondeste der Fremden eine sehr derbe Anspielung, welche Sti veranlaßte, die Brauen zu runzeln und ihn drohend anzusehen; aber das reizte ihn nur, und er wiederholte seinen schmutzigen Spaß in noch kräftigeren Ausdrücken, worauf Sti drohte, der Mann werde den Zinnkrug an seinem Kopf finden, falls er noch ein einziges derartiges Wort wage.

Gerade in diesem Augenblick näherte sich Lucie mit ihrem Strickzeug dem Tische, um eine verlorene Masche wieder aufzunehmen, und das machte sich der andere Oldenburger zunutze; er faßte sie um den Leib, zog sie auf seinen Schoß und drückte ihr einen schmatzenden Kuß auf die Lippen.

Diese Keckheit feuerte den Blonden an, und er legte Marie Grubbe den Arm um den Hals.

Im selben Augenblick flog Stis Krug ihm so kräftig

und wohlgezielt an die Stirne, daß er mit einem dumpfen Grunzen hintenüber gegen den Kachelofen sank.

In der nächsten Sekunde rangen Sti und der Braune mitten im Zimmer, und Marie und ihre Zofe flüchteten in eine Ecke.

Der Knecht auf der Schemelbank sprang auf, brüllte zu der einen Stubentür hinaus, lief selbst zu der anderen hin und begann sie mit einer ellenlangen Eisenstange zu verbarrikadieren; gleichzeitig hörte man einen Riegel vor der Hintertür des Hauses zuklirren. Es war nämlich Sitte in diesem Wirtshaus, sobald eine Prügelei entstand, alles dermaßen zu verriegeln, daß keiner, der sich draußen befand, hereinkommen und sich an dem Streite beteiligen und ihm dadurch größere Ausdehnung geben konnte; aber darin bestand auch die einzige Einmischung, und wenn das Verrammeln besorgt war, schlichen sich alle sofort ins Bett; denn wer nichts sah, konnte auch nichts bezeugen.

Keiner der Kämpfenden hatte Waffen bei sich, sie mußten also die Angelegenheit mit den Fäusten austragen. Und da standen sie, Sti und der Braune, und fluchten und balgten sich. Sie zerrten einander hin und her, drehten sich in bockigen, widerstrebenden Windungen und stießen einander gegen Türen und Wände; sie packten sich an den Armen, machten sich von dem ehernen Griffe des Gegners los, bückten und wanden sich, vor und zurück, das Kinn fest auf die Schultern des andern gepreßt. Endlich rollten sie auf den Boden; Sti kam oben zu liegen und hatte eben ein paarmal den Kopf seines Gegners auf den kalten Lehm Boden gestoßen, als er zwei kräftige Hände seinen Hals umkrampfen fühlte. Es war der Blonde, der die Besinnung wiedererlangt hatte.

Sti erstickte fast, die Luft röchelte in seiner Kehle, es wurde ihm schwarz vor den Augen, und seine Glieder erlahmten. Der Braune umschlang ihn mit den Beinen

und zerrte ihn an der Schulter hinab, der Blonde hatte die Hände um seinen Hals und die Knie auf seinen Hüften.

Marie schrie auf und wollte ihm zu Hilfe eilen, aber Lucie hielt sie fast krampfhaft umschlungen, so daß sie nicht von der Stelle konnte.

Da, gerade als Sti das Bewußtsein zu verlieren begann, warf er sich mit einer letzten Kraftanstrengung vornüber, so daß der Hinterkopf des Braunen hart auf die Erde schlug und der Blonde seinen Griff lockerte und Sti etwas aufatmen ließ. Mit einer geschmeidigen, kräftigen Wendung warf Sti sich auf die Seite, stürzte sich auf den Blondem, daß er zur Erde taumelte, bückte sich dann wütend über den Gefallenen, wurde aber von einem Fußtritt in die Magengrube getroffen, daß er fast umsank; dann aber faßte er mit der einen Hand den Fuß, der ihn getroffen hatte, um den Knöchel, und mit der anderen Hand packte er den Stiefelschaft gerade unter dem Knie, hob so das Bein in die Höhe und schlug es mit solcher Gewalt wider seinen stramm gespannten Schenkel, daß die Knochen im Stiefel zerbrachen und der Blonde besinnungslos hinfiel. Als der Braune, der, betäubt von der Kopferschütterung, auf ihn starrte, dies sah, stieß er ein so entsetzliches Schmerzgeheul aus, als wäre es über ihn selber hergegangen, und kroch unter die Bank drüben am Fenster, und damit war die Balgerei zu Ende.

Aber die Wildheit des Gemütes, welche Sti Hög bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hatte, übte einen gewaltigen, seltsamen Einfluß auf Marie; denn als sie in dieser Nacht den Kopf aufs Kissen legte, sagte sie sich selbst, daß sie ihn liebe; und als Sti Hög in den nächsten Tagen an ihrem Blick und Benehmen merkte, daß eine große Veränderung zu seinen Gunsten in ihrer Seele vorgegangen war, und ihr, dadurch ermutigt, eine Liebeserklärung machte, erhielt er die gewünschte Antwort.

Jetzt in Paris.

Die Zeit eines halben Jahres ist vergangen, und der so schnell geschlossene Liebesbund war schon seit einer Weile gelockert; Marie Grubbe und Sti Hög hatten sich langsam voneinander entfernt.

Sie wußten es beide, aber es war zwischen ihnen nicht zu Worten geworden; in dem drohenden Eingeständnis lag so viel Bitterkeit und Schmerz, so viel Erniedrigung und Selbstverachtung, daß es eine Linderung war, damit zu zögern.

Darin waren sie eines Sinnes.

Aber in der Art und Weise, ihren Kummer zu ertragen, zeigten sie sich äußerst verschieden. Denn während Sti Hög in hoffnungsloser Qual, durch den Schmerz selber gegen den schärfsten Stachel des Schmerzes abgestumpft, in ohnmächtiger Niedergeschlagenheit trauerte und trauerte, gleichwie ein gefangenes Raubtier in seinem engen Käfig hin und her, immer hin und her geht, so war Marie vielmehr einem Tiere zu vergleichen, das sich losgerissen hat und in unaufhaltsamer Flucht entflieht, in nimmer ruhgemilderter Flucht, vorwärts und vorwärts getrieben, in wahnwitziger Angst, von der klirrend nachschleifenden Kette.

Sie wollte vergessen.

Aber Vergessenheit ist wie das Heidekraut, das nur von selber wächst, und die Pflege und Wartung und Sorge der ganzen Welt können seinem Wachstum keinen Zoll hinzufügen.

Sie verschwendete ihr Gold mit vollen Händen und erkaufte sich Pracht und Herrlichkeit; sie griff nach jedem Becher des Genusses, den Gold kaufen konnte, den Geist und Schönheit und Rang kaufen konnten, aber es war alles vergebens.

Ihr Elend war ohne Ende, und nichts, nichts vermochte sie davon zu befreien. Hätte die Trennung von Sti Hög nicht einmal eine Veränderung, sondern nur eine Erleichterung ihrer Qual bewirken können, sie hätte längst diesen Schritt getan, aber es war gleichgültig, ganz dasselbe, ob es geschah oder nicht, es lag kein Funken einer Hoffnung auf Linderung darin.

Nichtsdestoweniger trennten sie sich, und es war Sti Hög, der den Vorschlag machte.

Sie hatten einander ein paar Tage nicht gesehen, als Sti in das vorderste der prachtvollen Gemächer trat, die sie von Isabell Gilles, der Wirtin der „Croix de fer“, gemietet hatten.

Marie war dort, und sie saß und weinte.

Sti schüttelte mißmutig den Kopf und nahm am anderen Ende des Zimmers Platz.

Es war so schwer, sie weinen zu sehen und zu wissen, daß jedes tröstende Wort von seinen Lippen, jeder mitleidige Seufzer und teilnehmende Blick den Kummer nur bitterer und die Tränen heißer machen würde.

Er ging zu ihr hin.

„Marie“, sagte er leise und tonlos, „laß uns einmal aufrichtig miteinander reden und dann scheiden.“

„Was kann das frommen?“

„Sag das nicht, Marie, deiner harren noch frohe Tage in dichten Scharen.“

„Ja, Tage voll Seufzer und Nächte voll Tränen in einer langen, ununterbrochenen Kette.“

„Marie, Marie, bedenke, was du sagst, denn ich verstehe deine Worte, wie du es nie geglaubt hättest, und um so schmerzlicher verwunden sie.“

„Die Wunden, die ein spitzes Wort sticht, achte ich nur gering, und ich habe nie daran gedacht, dich damit zu verschonen.“

„So stoße denn zu, habe kein Fünkchen Mitleid mehr; sage mir, daß du dich erniedrigt fühlst durch deine

Liebe zu mir, schimpflich erniedrigt! Sage mir, daß du Jahre deines Lebens darum geben würdest, jegliche Erinnerung an mich aus deiner Seele zu reißen! Und mach mich dann zum Hund und gib mir Hundenamen, benenne mich mit dem Schmachvollsten, das du kennst, und ich werde auf all deine Namen hören und sagen, daß du recht hast, weil du recht hast, ganz recht, so schmerzlich es ist, das einzugestehen. Denn höre, Marie, höre, und glaube es, wenn du kannst: obschon ich weiß, daß du schauerst, weil du mein gewesen bist, und in innerster Seele erkrankst, sooft du daran denkst, und vor Abscheu und Schmerz die Stirne runzelst, so liebe ich dich dennoch – ja, ja, mit all meiner Kraft und all meinem Vermögen liebe ich dich, Marie.“

„Nein, pfui, schäme dich, Sti Hög, ach, schäme, schäme dich doch, du weißt nicht, was du sprichst. Und doch, Gott vergeb es mir, doch ist es wahr, so entsetzlich es klingt. Ach, Sti, Sti! weshalb bist du die knechtische Seele, der kriechende Wurm, der sich treten läßt und doch nicht sticht? Wenn du wüßtest, für wie groß ich dich hielt! Für stolz und groß und stark, während du so schwach bist. Aber das bewirkten deine klingenden Worte, die von einer Macht logen, die du niemals besaßest, die von einer Seele zu zeugen schienen, die alles war, was die deinige niemals war oder werden konnte. Sti, Sti, war das recht? Ich fand Kleinheit statt Stärke, elenden Zweifel statt kühner Hoffnung. Und dein Stolz, Stil wo ist dein Stolz geblieben?“

„Recht und Gerechtigkeit sind nur zu geringe Gnaden, aber ich verdiene nicht mehr, denn ich bin wenig besser als ein Fälscher gegen dich gewesen. – Marie, ich habe niemals an deine Liebe zu mir geglaubt, nein, niemals; nicht einmal in jener Stunde, als du mir sie zuschworst, war der Glaube daran in meiner Seele. Ach, wie gerne wollte ich daran glauben, aber ich konnte nicht. Ich konnte das finstere Haupt des Zweifels nicht

zu Boden ringen, es starrte mich an mit seinen kalten Augen, und alle reiche, kühne Hoffnung meiner Träume blies es fort mit seinem bitter lächelnden Munde. Ich konnte nicht glauben, daß du mich liebtest, Marie, und doch griff ich mit beiden Händen und mit ganzer Seele nach dem Schatz deiner Liebe, und ich freute mich an ihr, mit Angst und mit bangem Glück, wie ein Räuber sich an seinem goldig blinkenden Raube freuen mag, wenn er weiß, daß der rechte Eigentümer über ein kleines kommen und ihn seinen liebebelasteten Händen entreißen wird. Denn er wird einmal kommen, Marie, der Mann, der deiner Liebe wert ist oder den du ihrer wert glaubst, und er wird nicht zweifeln, nicht betteln noch beben, er wird dich wie gediegenes Gold in seiner Hand biegen und seinen Fuß auf deinen Willen setzen, und du wirst ihm in Demut und Freude gehorchen; aber nicht, weil er dich mehr liebt als ich, denn das ist unmöglich, sondern weil er mehr Glauben an sich selbst und weniger Auge für deinen unschätzbaren Wert hat, Marie.“

„Ach, Ihr sprecht ja wie ein Wahrsager, Sti Hög, aber es ist wie gewöhnlich bei Euch: immer schweift Euer Gedanke ins Weite. Ihr seid gerade wie ein Kind, das ein Spielzeug zum Geschenk erhält; statt damit zu spielen und sich daran zu erfreuen, hat es keine Ruhe, bis es gesehen hat, wie es inwendig aussieht, und es entzwei gemacht hat. Ihr ließt Euch niemals Zeit, etwas festzuhalten und zu bewahren, weil Ihr immer nur fangen und greifen wolltet; Ihr zerhackt alles Bauholz des Lebens in Gedankenspäne.“

„Leb wohl, Marie.“

„Lebt wohl, Sti Hög, so gut Ihr vermögt.“

„Dank – Dank – es muß so sein – aber um eines bitte ich Euch.“

„Nun?“

„Wenn Ihr von hier abreist, dann laßt niemand er-

fahren, welchen Weg Ihr geht, damit ich es nicht zu hören bekomme, denn... denn ich stehe nicht dafür ein, daß ich es dann über mich brächte, Euch nicht zu folgen.“

Marie zuckte ungeduldig die Schultern.

„Der Herr segne Euch, Marie, jetzt und in Ewigkeit!“

Dann ging er.

★

Eine helle Novemberdämmerung, in der das bronzebraune Licht der Sonne sich zögernd von den einsam blinkenden Scheiben hoher Giebelfenster zurückzieht, auf den schlanken Zwillingsspitzen des Kirchturms verweilt, auf dem Kreuz und dem goldenen Kranze droben funkelt, in leuchtender Luft zerfließt und verschwindet, während der Mond schon seine runde, blanke Scheibe über den länglich geschwellten Linienzug der fernen, braunen Höhen erhoben hat.

In gelben, bläulichen und violetten Flächen spiegeln sich die entschwindenden Farben des Himmels in den blanken, lautlos rinnenden Wassern des Flusses; und Weiden- und Ahorn-, Holunder- und Rosenblätter lösen sich von dem gelben Laubwerk, flattern zitternden Fluges zum Wasser, werden von der blanken Fläche erhascht und schwimmen an überhängenden Mauern und nassen Steintreppen vorbei, ins Dunkel hinein unter schweren, niedrigen Brücken, um feuchtschwarze Holzpfähle herum, fangen einen Strahl von den glühenden Kohlen in der rot erhellten Schmiede auf, werden von dem rostbraunen Abfluß aus der Schleifmühle herumgewirbelt und verschwinden dann zwischen Schilf und lecken Kähnen, zwischen versenkten Gefäßen und dem modrigen Geflecht schlammiger Reiserzäune.

Eine bläuliche Dämmerung breitet ihr durchsichtiges Dunkel über den Markt und offene Plätze, wo das Wasser verschleiert blinkt, während es aus nassen

Schlangenmäulern und tropfbärtigen Drachenschnauzen in die phantastisch gebrochenen Bogen der Springbrunnen und zwischen gezackten, schlanken Fialen hinabströmt; es murmelt sanft und rieselt kalt, es gurgelt gedämpft und tropft scharf und bildet schnell sich erweiternde Ringe auf dem dunklen Spiegel der reichlich überfließenden Beckenschale. Ein leiser Windhauch streicht über den Platz, und ringsumher aus dunklen Toren, schwarzen Scheiben und finsternen Gassen starrt ein anderes Dunkel in das Dunkel hinaus.

Dann tritt der Mond hervor und wirft einen Silberschein über Dächer und Zinnen und teilt Licht und Schatten in scharfe Felder ab. Jeder Balkenkopf, jedes geschnörkelte Schild, jede kurze Brustwehr im niedrigen Geländer der Altane zeichnet sich an Mauer und Wand ab. Alles wird in scharfen, schwarzen Formen ausgeschnitten, die künstlich durchbrochenen Steinmuster über den Kirchenportalen, Sankt Georg mit seiner Lanze dort an der Ecke des Hauses, und die Blume mit ihrem Blättergerank hier am Fenster. Und wie er die breite Straße erhellt, und wie er sich im Wasser des Flusses spiegelt! Und keine Wolken sind am Himmel; ein weißlicher Kreis, ein Glorienschein um den Mond, und sonst nichts als tausend Sterne.

Ein solcher Abend war es jetzt in Nürnberg; und in der steilen Gasse, die zur Burg hinaufführte, in dem von Karndorfschen Hause fand an diesem Abend ein Festmahl statt.

Sie saßen bei Tische, und sie waren alle satt, lustig und berauscht. Bis auf einen waren es sämtlich ältere Leute, und dieser eine zählte erst achtzehn Jahre. Er hatte keine Perücke, er trug sein eigenes Haar, und es war üppig genug dazu, golden, lang und gelockt. Sein Gesicht war so schön wie ein Mädchenantlitz, weiß und rot, und die Augen waren groß, blau und still.

Den goldenen Remigius nannten ihn die andern, und

golden nicht bloß um seines Haares, sondern auch um seines großen Reichtums willen; denn trotz seinen jungen Jahren war er der reichste Edelmann im ganzen Bayrischen Wald – denn aus dem Bayrischen Wald, da kam er her.

Sie sprachen von Frauenschönheit, die lustigen Herren am reichbesetzten Tische, und alle waren darüber einig, daß es in der Welt, als sie jung gewesen, von Schönheiten gewimmelt habe, mit denen die Frauen, die jetzt im Rufe der Schönheit standen, gar keinen Vergleich aushielten.

„Aber wer hat die Perle von ihnen allen gesehen?“ fragte ein rotbäckiger Dickwanst mit winzigkleinen, funkelnden Augen, „wer hat Dorothea von Falkenstein aus dem Geschlecht derer von Falkenstein im Harz gesehen? Sie war rot wie eine Rose und weiß wie ein Lamm, sie konnte mit ihren Händen ihre Taille und noch einen Zoll dazu umspannen, und sie konnte auf Lercheneier treten, ohne daß sie zerbrachen, so leicht schwebte sie über die Erde, aber sie war darum keine von euren Kranichbeinen, sie war voll und rund wie ein Schwan, der auf einem Teiche dahinsegelt, und straff wie ein Reh, das im Walde springt.“

Dann tranken sie darauf.

„Gott segne euch alle miteinander, so grau ihr seid!“ rief ein langer, alter Kauz am Ende des Tisches, „aber die Welt wird häßlicher mit jedem Tag. Wir sehen das ja an uns selber“, und er ließ seinen Blick über sie hingleiten; „was waren wir für schmucke Gesellen, doch zum Teufel damit! Aber wo, im Namen aller fidelen Zechbrüder, – kann jemand mir’s sagen? he? wer kann’s? – kann jemand mir sagen: wo sind die drallen Wirtinnen mit lachendem Mund und schelmischen Augen und hübschen Füßchen, und wo sind die Wirtstöchterlein mit dem gelben, gelben Haar und den blitzblauen Augen geblieben? He? Oder sind es Lügen, konnte man

in eine Herberge, in eine Schenke an der Heerstraße oder in einen Gasthof kommen, he? konnte man dorthin kommen, ohne ihnen zu begegnen? Ach, Jammersjammer und Elend, was sind das für bucklige Töchter mit Schweinsaugen und breiten Hüften, die sich die Wirtsleute heutigen Tages zulegen, was sind es für zahnlose, kahlköpfige Hexen, denen man jetzt die Befugnis gibt, mit ihren Triefaugen und runzligen Händen hungrige und durstige Leute zu Tode zu erschrecken? Pfui, pfui, ich fürchte mich vor einer Schenke wie vor dem leibhaftigen Teufel, denn ich weiß ja, daß der Bierschenk da drinnen mit dem Tod von Basel in eigener garstiger Gestalt verheiratet ist, und wenn man so alt geworden ist wie ich, so möchte man das *memento mori* lieber vergessen, als sich daran erinnern lassen.“

Mitten am Tisch saß ein Mann von kräftigem Bau und ziemlich vollem Gesicht, das gelb wie Wachs war; er hatte graue, buschige Brauen und helle, spähende Augen, er sah nicht gerade schwächlich aus, aber als hätte er viel gelitten, große körperliche Schmerzen gelitten, und es war ein Zug um seinen Mund, wenn er lächelte, als ob er zugleich etwas Bitteres hinunterschluckte. Er sagte mit einer weichen, gedämpften Stimme, etwas heiser war sie: „Die braune Euphemia aus dem Geschlecht der Burtenbacher war stattlicher als irgendeine Königin, die ich jemals gesehen habe. Sie konnte das steifste Goldbrokatgewand tragen, als wäre es die bequemste Haustracht, und Ketten und Kleinode um Hals und Taille, auf der Brust und im Haar, das hing und saß alles, als wären es Kränze wilder Beeren, welche Kinder sich umhängen, wenn sie im Walde spielen. Keine war wie sie; wenn die anderen Fräulein in ihrem Staat prunkten wie prächtige Reliquienschreine mit Schnörkeln von Gold und mit Ketten aus Gold, mit Rosen aus kostbaren Steinen, so war sie

so festlich und schön, so frisch und leicht anzusehen wie ein Banner, das im Winde flattert. Es gab ihresgleichen nicht, weder gab es noch gibt es.“

„Doch, doch, und eine, die sie noch weit überstrahlt!“ rief der junge Remigius und sprang auf. Er beugte sich eifrig über den Tisch, auf die eine Hand gestützt, während er in der andern einen blanken Pokal schwang, dessen goldener Traubensaft über den Rand floß, seine Finger und sein Handgelenk netzte und in hellen Tropfen von seiner weißen, wallenden Spitzenmanschette troff. Seine Wangen glühten vom Wein, seine Augen blitzten, und er sprach mit unsicherer Stimme.

„Schönheit!“ sagte er. „Seid ihr allesamt blind, oder hat keiner von euch die dänische Frau gesehen, niemals Frau Marie gesehen? Ihr Haar ist, wie wenn die Sonne auf ein Ährenfeld scheint, ihr Auge ist blauer als eine Stahlklinge, und ihre Lippen sind so rot wie eine blutende Traube. Sie wandelt wie ein Stern, der über den Himmel zieht, sie ist schlank wie ein Zepter und stattlich wie ein Thron, ach! alle, alle Vorzüge des Körpers und alle Reize der Schönheit stehen bei ihr in Blüte, wie Rose an Rose in üppiger Pracht. Aber ihre Schönheit hat eine Eigentümlichkeit: wenn man sie erblickt, wird einem zumute, als hörte man am Feiertagmorgen einen Choral von den Türmen der Domkirche blasen; man wird so still; denn sie gleicht der heiligen schmerzreichen Mutter auf dem schönen Altarbild, eine solche Hoheit der Trauer liegt in ihren hellen Augen und dasselbe hoffnungslose Lächeln der Geduld um ihren Mund.“

Er war ganz bewegt und hatte Tränen in den Augen, er wollte reden, vermochte es jedoch nicht und blieb aufrecht stehen, mit seiner Stimme kämpfend, um die Worte hervorzubringen. Dann aber klopfte einer seiner Nachbarn ihm freundlich auf die Schulter, hieß ihn sich wieder setzen und leerte mit ihm Becher auf Be-

cher, und alles wurde wieder gut, die Lustigkeit der Alten ging hoch wie zuvor, und alles ward Jubel, Gesang und Gelächter.

★

Marie Grubbe war also in Nürnberg.

Seit sie sich von Sti Hög getrennt hatte, war sie fast ein Jahr lang umhergeschweift und hatte nun endlich hier Rast gemacht.

Sie hatte sich sehr verändert seit dem Abend, da sie an dem Ballett im Frederiksborger Schloßgarten teilgenommen. Nicht nur ging sie jetzt in ihr dreißigstes Jahr, sondern die unglückliche Verbindung mit Sti hatte auch einen merkwürdig starken Eindruck auf sie gemacht. Sie hatte sich von Ulrik Frederik getrennt, durch zufällige Umstände geleitet und getrieben, vor allem aber, weil sie jene Träume ihrer ersten Jugend bewahrt hatte, daß derjenige, dem eine Frau sich zu eigen gab, ihr wie ein Gott auf Erden sein sollte, aus dessen Händen sie mit Liebe und Demut Gutes und Böses, je nach seinem Willen, hinnehmen konnte, und nun hatte sie in der Verblendung eines Augenblicks Sti für diesen Gott gehalten, ihn, der nicht einmal ein Mann war. Das waren ihre Gedanken. Jede Schwäche, jeden unmännlichen Zweifel bei Sti empfand sie als einen unauslöschlichen Schandfleck an sich selbst. Ihr ekelte vor sich selber wegen jener kurzen Liebe, und sie gab ihr die niedrigsten Schmähenamen. Diese Lippen, die ihn geküßt, möchten sie welken, diese Augen, die ihm zugelächelt, möchten sie blöde werden, dies Herz, das ihn geliebt, möchte es brechen! Jedes Vermögen in ihrer Seele hatte sie durch diese Liebe befleckt, jedes Gefühl entweiht. Sie hatte alles Selbstvertrauen, allen Glauben an ihren eigenen Wert verloren, und in der Zukunft – es leuchtete ihr keine Hoffnung in der Zukunft.

Ihr Dasein war abgeschlossen, ihr Lebenslauf zu Ende;

ein ruhiger Winkel, wo sie ihr müdes Haupt zur Ruhe legen könnte, um es nie wieder zu erheben, war das Ziel all ihrer Wünsche.

So stand ihr der Sinn, als sie nach Nürnberg kam. Ein Zufall führte sie mit dem goldenen Remigius zusammen, und seine innige, aber zurückhaltende Verehrung, die abgöttische Verehrung der frischen Jugend, sein jubelnder Glaube an sie und sein Glück in diesem Glauben an sie, das war wie kühler Tau für die zertretene Blume; sie erhebt sich freilich nicht, aber sie verwelkt auch nicht, sie entfaltet noch die schönen, farbigen Blätter im Lichte und duftet und strahlt in zögernder Lebenskraft. So auch sie. Denn es lag Trost darin, sich rein und lauter und unbefleckt in den Gedanken eines andern zu sehen, und es war fast Erlösung in dem Wissen, in der Seele eines andern ein kühnes Vertrauen, Schönheitshoffnungen und edle Sehnsüchte zu erwecken, die den, in welchem sie erweckt wurden, reich machten. Und es war auch sanft und beschwichtigend, in unbestimmten Bildern und dunklen Worten seinen Kummer einer Seele zu klagen, die, selbst ungeprüft und frei von Sorge, mit stiller Wollust jegliches Leid ihres Herzens mitlitt und dankbar dafür war, daß sie den Kummer teilen durfte, den sie ahnte, aber nicht verstand, und gleichwohl vollauf teilte. Ja, es war wohlthuend, zu klagen, wenn man sah, daß der Schmerz Ehrfurcht und nicht Mitleid erweckte, so daß er ein dunkles und majestätisches Prachtgewand um die Schultern, ein tränenfunkelndes Diadem um die Stirne wurde.

Solchermaßen begann Marie sich allmählich mit sich selbst zu versöhnen; doch da geschah es eines Tages, als Remigius ausgeritten war, daß sein Pferd scheute, ihn aus dem Sattel warf und ihn in den Steigbügeln zu Tode schleifte.

Als Marie dies hörte, versank sie in eine schwere, dumpfe und tränenlose Trauer. Sie saß ganze Stunden

lang und starrte vor sich hin mit einem müden, gedankenlosen Blick wie eine Stumme und war nicht zu bewegen, irgend etwas vorzunehmen, ja, sie wollte nicht einmal, daß man zu ihr sprach; tat jemand das, so wies sie ihn mit einer matten Handbewegung und einem stillen Kopfschütteln ab, als verursachte es ihr Schmerz.

Das dauerte lange; aber mittlerweile hatte sie fast ihr ganzes Geld verbraucht, und es war kaum noch so viel da, um die Rückreise zu bestreiten. Lucie wurde nicht müde, Marie dies vorzuhalten, allein erst spät fand sie Gehör.

Endlich reisten sie denn.

Unterwegs erkrankte Marie, so daß die Reise sehr verlängert wurde, und Lucie mußte ein reiches Gewand nach dem andern, einen kostbaren Schmuck nach dem andern verkaufen, damit sie weiterkommen konnten.

Als sie Aarhus erreichten, besaß Marie nicht viel mehr als die Kleider, die sie auf dem Leibe trug.

Hier trennten sie sich; Lucie kehrte zu Frau Rigitze zurück, Marie ging nach Tjele.

Das war im Frühling 1673.

Nachdem Frau Marie Grubbe nach Tjele zurückgekehrt war, blieb sie dort bei ihrem Vater, bis sie sich 1679 mit dem Justizrat Seiner königlichen Majestät Palle Dyre trauen ließ; und mit ihm lebte sie dann bis zum Jahre 1689 in einer ereignislosen Ehe.

Es ist der Zeitraum, der mit ihrem dreißigsten Jahre beginnt und mit ihrem sechsundvierzigsten endet, volle sechzehn lange Jahre.

Volle sechzehn lange Jahre, gelebt in alltäglichen Sorgen, in kleinlichen Pflichten und in abstumpfender Einförmigkeit, und kein herzliches oder vertrauensvolles Verhältnis, das diesem Dasein Wärme verliehen, keine versöhnende Behaglichkeit, die es erhellt hätte. Ewige Zänkereien um nichts, lärmendes Schelten wegen kleiner Vergeßlichkeiten, mürrische Zurechtweisungen hier, plumpe Spöttereien dort, das war alles, was ihre Ohren vernahmen. Und dann jeder sonnige Lebenstag in Taler und Heller ausgemünzt, jeder Seufzer, der erklang, ein Seufzer über Verlust, jeder Wunsch, der gehört wurde, ein Wunsch nach Gewinn, jede Hoffnung eine Hoffnung auf mehr. Und fadenscheinige Knickerei an allen Ecken, ungemütliche Geschäftigkeit in jedem Winkel, und das ewig spähende Auge des Geizes, wachsamem Blickes aus jeder Stunde hervor-glitzend. Das war das Leben, das Marie Grubbe umgab.

In der ersten Zeit geschah es oft, daß sie inmitten der Geschäftigkeit und des Lärmes alles um sich herum vergaß, befangen in wachen Schönheitsträumen, wechselnd wie Wolken und reich wie das Licht.

Aber da war insbesondere einer.

Es war der Traum von dem schlummernden Schlosse, das Rosen verhüllten.

Der stille Garten, der stille Garten des Schlosses!

Ruhe in Luft und Laub, und, gleich einer Nacht ohne Finsternis, träumendes Schweigen über dem Ganzen. Da schlummerte der Duft in den Blütenglocken und der Tau auf der biegsamen Klinge des zarten Grashalms. Da schlief das Veilchen mit halbgeöffnetem Munde unter den gebogenen Wedeln des Farnkrauts, während Tausende von aufbrechenden Knospen mitten in der üppigsten Frühlingszeit auf den Zweigen der moosgrünen Bäume eingeschläfert waren. – Sie kam auf den Burghof; die dornigen Ranken der Rosen ergossen lautlos ihre mächtige grüne Laubwelle über Mauern und Dächer und schäumten still und blütenblaß in Rosengewimmel und Rosengetropfe. Aus dem offenen Rachen des Marmorlöwen erhob sich der springende Wasserstrahl wie ein spinnwebzweigiger Kristallbaum, und blanke Rosse spiegelten ihre atemlosen Mäuler und geschlossenen Augen im schlummernden Wasser des Porphyrbeckens, während der Page sich schlafend den Schlaf aus den Augen rieb.

Sie weidete den Blick an dieser Schönheitsruhe in dem schweigenden Hofe, wo hinabgefallene Rosenblätter in hohen Haufen vor Mauer und Türe lagen und mit ihrem errötenden Schnee die breiten Stufen der Marmortreppe verbargen.

– Ruhen zu können! – In seligem Frieden die Tage auf sich herabsenken zu lassen, Stunde auf Stunde, während alle Erinnerungen, Hoffnungen und Gedanken in unbestimmten weichen Wellen von der Seele hinwegfluteten ... das war der schönste Traum, den sie kannte.

So war's in der ersten Zeit; aber die Phantasie wurde es müde, ewig vergebens demselben Ziele entgegenzufliegen, gleich einer eingeschlossenen Biene, die gegen die Scheibe summt; und alle Fähigkeiten ermatteten mit ihr.

Wie ein schöner und edler Bau in Barbarenhänden vernachlässigt und verdorben wird, indem die kühnen Türme zu plumpen Kuppeldächern hinabgedrückt, die

spitzen, feinen Ornamente Glied um Glied abgebrochen werden und die reiche Bilderpracht Schicht auf Schicht mit tötendem Kalke bedeckt wird, so wurde Marie Grubbe in diesen sechzehn Jahren vernachlässigt und verdorben.

Der Vater, Erik Grubbe, war alt und gebrechlich geworden, und es schien, daß das Alter im gleichen Maße, wie es seine Gesichtszüge schärfer und abstoßender gemacht, auch alle seine schlechten Eigenschaften verstärkt und hervorgehoben hatte. Er war mürrisch und unzugänglich, eigensinnig bis zum Kindischen, aufbrausend, im höchsten Grade mißtrauisch, arglistig, unehrlich und geizig. Er führte nun auf seine alten Tage immerzu Gott im Munde, besonders wenn das Vieh krank wurde oder die Ernte mißlich war, und er hatte dann eine ganze Schar kriechender, gleisnerischer Beinamen eigener Erfindung für den Herrn. Es war Marie unmöglich, ihn zu lieben oder zu achten, und sie hegte jetzt obendrein einen Groll gegen ihn, weil er sie durch nie erfüllte Versprechungen, durch die Drohung, sie zu enterben, sie von Tjele fortzujagen und sie aller Unterstützung zu berauben, dazu bewogen hatte, sich mit Palle Dyre zu vermählen; obschon das, was sie am meisten zu diesem Schritte veranlaßt hatte, die Hoffnung gewesen war, der Abhängigkeit von ihrem Vater zu entrinnen, eine Hoffnung, in der sie sich jedoch getäuscht sah, da Palle Dyre und Erik Grubbe übereingekommen waren, Tjele und den Nörbäker Hof, die Marie bedingungsweise als Mitgift erhalten hatte, gemeinschaftlich zu verwalten. Da Tjele das größte Gut war und Erik Grubbe nicht imstande war, die Aufsicht zu führen, so ergab es sich, daß die Neuvermählten sich unter dem Dache des Vaters öfter aufhielten als unter ihrem eigenen.

Palle Dyre, ein Sohn des Obersten Klaus Dyre auf Sandvig und Krogsdal, später auf Vinge, und seiner

Gemahlin Edele Pallesdatter Rodtsteen, war ein feister, kurzhalsiger, kleiner Mann mit recht lebhaften Bewegungen und entschlossenem Gesicht, das jedoch etwas durch ein Muttermal entstellt war, welches sich über die ganze rechte Wange ausbreitete.

Marie verachtete ihn.

Er war geizig und knauserig wie Erik Grubbe, aber im Grunde ein tüchtiger Mann, klug, gewandt und mutig; nur ging ihm jedes Ehrgefühl ab: er beschwindelte und betrog, wo sich nur eine Gelegenheit fand, und schämte sich nie, wenn es entdeckt wurde; er ließ sich schelten wie ein Hund, falls es ihm einen Heller Gewinn einbrachte, keine Widerrede zu leisten; und wenn ein Bekannter oder Verwandter ihn einen Kauf oder Verkauf oder ein anderes Vertrauensgeschäft besorgen ließ, trug er niemals Bedenken, dies Vertrauen zu seinem eigenen Vorteil auszubeuten. Obschon seine Heirat ihm hauptsächlich ein Geschäft gewesen war, machte es ihn doch stolz, mit der geschiedenen Frau des Statthalters vermählt zu sein, was ihn jedoch nicht hinderte, sie auf eine Weise anzureden und zu behandeln, die mit jenem andern Gefühl unvereinbar schien. Nicht daß er irgendwie ungewöhnlich grob oder gewalztätig gegen sie war, keineswegs, aber er gehörte zu jener Art Menschen, die in dem stolzen und selbstzufriedenen Bewußtsein ihrer eigenen Tadellosigkeit als in jeder Hinsicht korrekte und normale Alltagsmenschen gar nicht anders können als andere, in dieser Beziehung minder glücklich Gestellte ihre Überlegenheit fühlen zu lassen und sich mit einer unangenehmen Naivität selber als nachahmenswertes Muster zu fühlen – und Marie gehörte ja nicht zu den glücklich Gestellten; sowohl ihre Scheidung von Ulrik Frederik wie die Verschleuderung ihres mütterlichen Erbteils waren nur allzusehr in die Augen fallende Unregelmäßigkeiten.

So war also der Mann, der der Dritte in dem Leben auf Tjele wurde, und keine seiner Eigenschaften konnte Hoffnung geben, daß er es leichter oder freundlicher zu gestalten vermöchte, was er denn auch nicht tat. Ewiger Zank und Streit, gegenseitiger Eigensinn und gegenseitiger Trotz, das war es, was ein Tag nach dem andern brachte.

Marie wurde dadurch abgestumpft, und all das Blütenzarte, Duftige und Schöne, das sich bisher in üppigen, allerdings regellosen und häufig barocken Arabesken durch ihr Leben geschlungen hatte, das verwelkte und erstarb. Roheit in Gedanken wie in der Rede, einen plumpen und knechtischen Zweifel am Edlen und Großen und eine freche Selbstverachtung, das hatten diese sechzehn Jahre auf Tjele ihr gebracht.

Und noch etwas.

Es war eine schwerblütige Sinnlichkeit über sie gekommen, ein gieriges Verlangen nach den guten Dingen des Lebens, ein derbes Behagen an Speise und Trank, an weichen Sitzen und weichen Lagern, eine wollüstige Freude an betäubenden, würzigen Düften und eine weder durch Geschmack beherrschte noch durch Schönheit geadelte Prunksucht. Lauter Gelüste, die nur kärgliche Befriedigung fanden – aber das machte ihr Verlangen ja nicht weniger stark.

Sie war üppig und blaß geworden, und eine lässige Trägheit lag über all ihren Bewegungen. Ihr Blick war zumeist seltsam leer und ausdruckslos, aber zuweilen eigentümlich glänzend, und sie hatte die Gewohnheit angenommen, ein unveränderliches und nichtssagendes Lächeln auf den Lippen zu tragen.

Jetzt schreibt man 1689. – Es ist Nacht, und der Tjeler Pferdestall brennt.

Die unstillen Flammen flackerten durch den dicken, feuerbraunen Rauch und erhellten den ganzen grasbewachsenen Hofplatz, die niedrigen Scheunenflügel, die

weißen Mauern des Hauptgebäudes bis zu den schwarzen Baumwipfeln des Gartens, die sich über das Dach erhoben. Knechte und Leute aus der Nachbarschaft rannten mit feuerhell blinkendem Wasser in Kübeln und Eimern zwischen dem Brunnen und der Brandstätte hin und her. Palle Dyre schoß von einem Ort zum andern mit flatterndem Haar, einen rot angestrichenen Rechen in der Hand, während Erik Grubbe betend über einer alten, in Sicherheit gebrachten Häckselkiste lag und mit steigender Angst den Fortschritt des Feuers Spanne um Spanne verfolgte und sich ächzend wand, sooft eine Flamme Luft erhielt und frohlockend ihren funkensprühenden Wirbel hoch über das Haus schwang.

Marie war auch drunten, aber ihr Auge hatte ein anderes Ziel als die Feuersbrunst.

Sie blickte auf den neuen Kutscher, der die erschrockenen feuerscheuen Pferde aus dem raucherfüllten Stalle führte. Der Türrahmen war herausgestoßen und die Türöffnung zu mehr als ihrer doppelten Breite erweitert, indem man die schwache Rohziegelmauer zu beiden Seiten niedergerissen hatte, und aus dieser Öffnung führte er die Pferde heraus, eins an jeder Hand. Die kräftigen Tiere, die von dem Rauche ganz verwirrt waren, bäumten sich und warfen sich gewaltsam zur Seite, sobald der grelle, unstete Flammenschein ihre Augen traf, und es sah aus, als würde der Kutscher in Stücke gerissen oder zwischen ihnen zerstampft werden; aber er ließ sie weder los noch stürzte er, er zwang ihre Mäuler zur Erde nieder und jagte mit ihnen, halb laufend oder springend, halb zerrend, quer über den Hof und gab sie dann innerhalb der Gartenpforte frei.

Es waren viele Pferde auf Tjele, und Marie Grubbe hatte reichlich Gelegenheit, die schöne, hünenhafte Gestalt zu bewundern, wie sie in wechselnden Stellungen mit den feurigen Tieren rang, jetzt, von einem sich bäumenden Hengst in die Luft gehoben, fast an dem

emporgereckten Arme hängend, jetzt sich gewaltsam auf den gegen die Erde gestemmtten Füßen zurückwerfend, jetzt wieder die Tiere in Sprüngen und Sätzen vorwärts treibend, und alles das mit jenen geschmeidigen, zähen, elastischen Bewegungen, die allen übermäßig starken Menschen eigentümlich sind.

Die kurzen Leinwandhosen und das graue Werggarnhemd, dem die Glut einen gelblichen Schein verlieh, und das sie in schattenstarken Falten zeichnete, hoben trefflich die prächtigen Formen hervor und stimmten schön und einfach zu dem kräftig gefärbten Antlitz, dem zarten blonden Flaum um Mund und Kinn und dem dichten, hellen, wallenden Haar.

Sören Großknecht wurde dieser zweiundzwanzigjährige Hüne genannt; eigentlich hieß er Sören Sörensen Möller, aber er hatte den Beinamen erhalten, weil sein Vater Großknecht auf einem Rittergut in Hvornum gewesen war.

Die Pferde wurden also gerettet, der Stall brannte nieder, das Feuer an der Erde wurde gelöscht, und die Leute gingen fort, um sich nach der durchwachten Nacht durch einen kleinen Morgenschlummer zu stärken.

Auch Marie Grubbe suchte ihr Lager auf, aber sie schlief nicht, sie lag und sann, und zuweilen errötete sie über ihre Gedanken, zuweilen warf sie sich unruhig hin und her, als ängstigte sie sich vor ihnen.

Endlich stand sie auf.

Sie lächelte spöttisch mitleidig über sich selbst, während sie sich anzog. Gewöhnlich ging sie am Werktag nachlässig, unreinlich, fast schäbig gekleidet, um sich dann gelegentlich desto prächtiger, auf eine mehr in die Augen fallende als geschmackvolle Weise zu putzen, doch heute war es anders; sie zog einen alten, aber reinen, dunkelblauen Beiderwandrock an, band ein kleines, hochrotes Seidentuch um den Hals und suchte eine nette, schlichte Haube hervor; aber dann besann sie

sich und wählte eine andere, die mit ihrer umgebogenen, gelb und braun geblühten Kante und ihrem Nackenteil aus unechtem Silberbrokat gar nicht zum übrigen paßte. Palle Dyre dachte, sie wolle zur Stadt fahren, um über den Brand zu schwatzen, sagte sich aber, daß keine Pferde für sie zur Verfügung stünden. Sie blieb jedoch zu Hause, aber die Arbeit wollte nicht recht vonstatten gehen; es war eine solche Unrast in ihrem Wesen, sie ließ das eine liegen, um das andere zu ergreifen und auch dies wieder hinzulegen. Schließlich ging sie in den Garten, wie sie sagte, um das, was die Pferde in der Nacht beschädigt hätten, wieder in Ordnung zu bringen; aber sie tat dort nicht viel Nützliches, sondern saß den größten Teil der Zeit im Landhaus mit den Händen im Schoß und starrte nachdenklich vor sich hin.

Die Unruhe, die über sie gekommen war, legte sich nicht, sie wurde vielmehr mit jedem Tag stärker, und sie hatte eine plötzliche Lust bekommen, drüben im Fastruper Gehölz oder im entlegensten Teile des Außengartens einsame Spaziergänge zu unternehmen. Ihr Mann und ihr Vater schalten sie deshalb; aber sie tat, als ob sie taub wäre, und antwortete ihnen nicht einmal, und so dachten sie, es sei am besten, sie eine Weile sich selbst zu überlassen, solange es auf dem Hofe nicht mehr zu tun gab.

Eine Woche nach dem Brande machte sie eines Nachmittags ihren gewöhnlichen Spaziergang nach Fastrup zu und folgte gerade dem Saume eines langgestreckten brusthohen Gebüschs von Eichengestrüpp und Heckenrosen, als sie plötzlich Sören Großknecht, so lang er war, mit geschlossenen Augen, als ob er schlief, am Rande des Gebüschs liegen sah. Eine Sense lag neben ihm, und das Gras war an der Stelle, wo sie stand, und eine große Strecke weiter abgemäht.

Sie blieb lange stehen und betrachtete seine großen, regelmäßigen Züge, seine breite, kräftig atmende Brust

und seine dunklen, sehnigen Hände, die er über dem Kopf gefaltet hatte; aber Sören ruhte mehr, als daß er schlief, und schlug plötzlich die Augen auf und schaute völlig wach zu ihr empor. Er fuhr zusammen aus Schreck darüber, daß die Herrschaft ihn schlafend gefunden hatte, statt beim Mähen; aber er war so erstaunt über den Ausdruck in Maries Blick, daß er erst, als sie errötend ein paar Worte über die Wärme sagte und sich zum Fortgehen anschickte, zur Besinnung kam und aufsprang, seine Sense und seinen Dangelstock ergriff und den Stahl zu streichen begann, daß es laut durch die warme, zitternde Luft erklang.

Und dann begann er zu mähen, als gälte es sein Leben.

Endlich, als er Marie über den Zauntritt ins Gehölz gehen sah, hielt er inne und starrte ihr eine Weile nach, die Arme auf die Sense gestützt. Dann schleuderte er plötzlich die Sense weit von sich und setzte sich mit gespreizten Beinen und offenem Munde hin, die Hände flach auf das Gras gestemmt, und so saß er in stillem Staunen über sich selbst und seine eigenen wunderlichen Gedanken.

Er glich ganz einem Manne, der soeben von einem Baume gefallen war.

Der Kopf schien ihm so voll, gerade als ob er träumte. – Hatte ihn vielleicht jemand behext? Denn so war ihm niemals zumute gewesen, es wimmelte und wimmelte in seinem Kopfe, es war, als könnte er siebenerlei Dinge auf einmal denken, und er hatte gar keine Gewalt darüber, es kam von selbst und ging von selbst, als hätte er gar nichts damit zu schaffen. – Es war doch merkwürdig, wie sie ihn angesehen hatte, und sie hatte gar nichts darüber gesagt, daß er mitten am Tage dalag und schlief. – Gerade aus ihren hellen Augen hatte sie ihn angeblickt, so sanft und so . . . ganz wie Jens Petersens Trine hatte sie ihn angeblickt. Die gnädige Frau. Die

gnädige Frau. Man erzählte sich eine Geschichte von einer Frau auf dem Nörbäker Hofe, die mit ihrem Flurschützen davongelaufen war; ob sie ihn wohl auch so angesehen hatte, als er dalag und schlief? – Die gnädige Frau! Könnte er vielleicht gut Freund mit der gnädigen Frau werden, wie es der Flurschütz geworden war? Er verstand das nicht; ob er wohl krank war? Es brannte wie ein glühender Fleck auf seinen beiden Wangen, sein Herz pochte und war so beklommen, und er vermochte nur mit Mühe Atem zu holen... Er begann an einem Eichenschößling zu zerren; aber er konnte ihn nicht herausreißen, wie er da saß; so sprang er denn auf und riß ihn ab, warf ihn fort, ergriff die Sense und fing wieder zu mähen an, daß das Gras in Schwaden hinflog.

In den nächsten Tagen traf es sich oft, daß Marie in Sören Großknechts Nähe kam, weil er zu dieser Zeit meist auf dem Hofe zu arbeiten hatte, und er starrte sie dann immer mit einem unglücklichen, verwirrten, fragenden Blicke an, als wollte er sie um die Lösung des seltsamen Rätsels bitten, das sie ihm in den Weg geworfen hatte; aber Marie schaute nur verstohlen zu ihm hin und wandte den Kopf weg.

Sören schämte sich sehr über sich selbst und war in beständiger Angst, seine Dienstgenossen könnten merken, daß es mit ihm nicht ganz stimmte. Nie zuvor hatte ihn eine Empfindung oder eine Sehnsucht erfaßt, die nur im mindesten phantastisch gewesen wäre, bis jetzt, und darum machte sie ihn unruhig und bange. Es konnte ja sein, daß er im Begriff stand, wunderlich oder verrückt zu werden. Man wußte ja nie, wie dergleichen einen befiel, und er gelobte sich selbst, nie mehr daran zu denken; aber einen Augenblick später waren seine Gedanken wieder dort, von wo er sie ausschließen wollte. Gerade der Umstand, daß er diese Gedanken nicht loswerden konnte, was er auch tun mochte, äng-

stigte ihn am meisten; denn er verglich ihn mit dem, was er über Cyprianus gehört hatte, den man verbrennen und ersäufen könne, und der gleichwohl wiederkomme, und doch hegte er im innersten Herzen den Wunsch, daß die Gedanken nicht entschwinden möchten, weil es dann so leer und traurig sein würde; aber das wollte er sich nicht gestehen, denn er schämte sich so, daß er errötete, sooft er ruhig überlegte, mit welcher Tollheit er sich trug.

Eine Woche nachdem sie Sören schlafend gefunden hatte, saß Marie Grubbe unter der großen Buche auf dem Heidehügel mitten im Fastruper Gehölz. Sie saß mit dem Rücken an den Stamm gelehnt und hatte ein aufgeschlagenes Buch auf dem Schoße; aber sie las nicht, sie starrte ernst vor sich hin, einem großen, dunklen Raubvogel nach, der in langsam gleitendem, spähemdem Fluge über den unendlichen wogenden Flächen der laubschweren Wipfel dahinschwebte. Das eintönige, einschläfernde Gessum von Myriaden unsichtbarer Insekten durchzitterte die lichterfüllte, durchsonnte Luft, und süße, allzu süße Düfte des gelbblühenden Ginsters, und der bittere Duft des von der Sonne erwärmten Birkenlaubs am Fuße des Hügels vermischten sich mit dem erdigen Waldbodengeruch und dem mandelsüßen Dufte des weißen Geißbarts drunten in der Niederung.

Marie seufzte.

„*Petits oiseaux des bois*“,

flüsterte sie klagend,

„*que vous estes heureux,*

De plaindre librement vos tourmens amoureux.

Les valons, les rochers, les forests et les plaines

Sçauent également vos plaisirs et vos peines“;

Sie saß einen Augenblick da, als strengte sie sich an, sich auf das übrige zu besinnen, dann nahm sie das Buch und las mit leiser, mutloser Stimme:

*„Vostre innocente amour ne fuit point la clarté,
Tout le monde est pour vous un lieu de liberté,
Mais ce cruel honneur, se fleau de nostre vie,
Sous de si dures loix la retient asservie“*

.

Sie klappte das Buch unvermittelt zu und rief fast:

*„Il est vray je ressens une secrète flamme
Qui malgré ma raison s'allume dans mon ame
Depuis le jour fatal que je vis sous l'ormeau
Alcidor, qui dançoit au son du chalumeau.“*

Ihre Stimme hatte sich wieder gesenkt, und die letzten Zeilen wurden nur ganz leise und ausdruckslos geflüstert, beinahe mechanisch, als ob ihre Einbildungskraft zur Begleitung des Rhythmus ein anderes Bild als das von den Worten gezeichnete formte.

Sie lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Es war so seltsam, so beängstigend, sich jetzt, wo sie älter geworden, von demselben schweratmenden Sehnen, denselben ahnungsvollen Träumen und unruhigen Hoffnungen bewegt zu fühlen, die ihre Jugend durchbebt hatten; aber würden sie Bestand haben, würden sie etwas anderes sein als der kurze Flor, den eine sonnenreiche Herbstwoche ins Leben rufen könnte, ein Nachflor, der seine Blüten aus der allerletzten Kraft der Pflanze aufbaute und sie schwach und erschöpft der Gewalt des Winters preisgab? Sie waren ja einmal tot, diese Sehnsüchte, und hatten still in ihrem Grabe geruht; was wollten sie, warum kamen sie? War nicht ihr Lebensziel erfüllt, daß sie in Frieden ruhen konnten, statt in einer erlogenen Lebensform aufzuerstehen und noch einmal das Spiel der Jugend zu spielen?

So dachte Marie wohl, aber sie meinte es keineswegs ernst mit diesen Gedanken; sie waren nur erdichtet, ganz unpersönlich, gleichsam mit dem Gedankengang

eines anderen gedacht, denn sie hegte keinen Zweifel an der Stärke oder Dauer ihrer Leidenschaft, die sie so ganz und so unwiderstehlich erfüllte, daß gar kein Raum für nachdenkliche Verwunderung blieb. Im Verlauf dieser unwirklichen Vorstellungen verweilte sie einen Augenblick bei dem Bilde des goldenen Remigius und seinem unerschütterlichen Glauben an sie; aber es entlockte ihr nur ein bitteres Lächeln und einen erkünstelten Seufzer, dann waren ihre Gedanken wieder anderwärts gefesselt.

Es nahm sie wunder, ob Sören den Mut haben würde, um sie zu werben. Sie konnte es kaum glauben. Er war ja ein Bauer... und sie malte sich seine sklavisches Furcht vor der Gutsherrschaft aus – sein hündisches Gehorsamkeitsgefühl, seine kriechende, sich selbst herabwürdigende Ehrerbietung; sie dachte an seine einfachen Gewohnheiten und seine Unwissenheit, seine bäurische Sprache und derbe Kleidung, seine grobe Arbeit, seine durch Anstrengung gehärteten Glieder und seine plumpe Gefräßigkeit. Und sie sollte sich unter all dies beugen, all dies lieben, Gutes und Böses aus dieser schwarzen Hand empfangen... Es lag in dieser Selbsterniedrigung ein seltsamer Genuß, der halb mit grober Sinnlichkeit, aber zugleich auch mit dem verwandt war, was als das Edelste und Beste in der Natur des Weibes gilt.

Aber so war ja auch der Ton gemischt, aus welchem sie geschaffen war.

Einige Tage darauf war Marie Grubbe in der Braustube auf Tjele damit beschäftigt, Met zu mengen; denn nicht wenige der Bienenstöcke hatten in der Brandnacht Schaden gelitten.

Sie stand gerade drinnen am Herd und schaute zur Türe hinaus, in deren Öffnung Hunderte von Bienen, durch den süßen Hopiggeruch angelockt, umhersummen, goldig beglänzt von dem hereinflallenden Sonnenlicht.

Im selben Augenblick schwenkte Sören Großknecht mit einem leeren Reisewagen, in dem er Palle Dyre nach Viborg gefahren hatte, zum Tore herein.

Er gewährte einen Schimmer von Marie, beeilte sich abzuspannen, zog den Wagen in die Remise und führte die Pferde in den Stall und stolzierte dann eine Weile umher, die Hände tief in den Taschen seines langen Kutscherrocks vergraben und den Blick auf seine großen Stiefel geheftet. Plötzlich wandte er sich um und ging auf die Braustube zu, entschlossen den einen Arm schwingend, die Stirne runzelnd und sich auf die Lippe beißend, wie ein Mann, der sich zu einer unangenehmen, aber unvermeidlichen Entscheidung zwingt. Er hatte sich von Viborg an bis Foulum geschworen, daß es ein Ende haben sollte, und hatte seinen Mut mit Hilfe einer kleinen Flasche, die der Herr im Wagen vergessen, aufrechterhalten.

Er nahm seinen Hut in die Hand, als er in die Braustube trat, sagte aber nichts, sondern rieb verlegen mit dem Finger über den Rand des Braugefäßes.

Marie fragte, ob Sören ihr etwas von ihrem Manne zu bestellen habe.

Nein.

Ob Sören ihr Gebräu kosten oder ob er eine Scheibe Honigwabe haben wolle?

Ja, danke, – vielmehr nein, danke, das sei es nicht, weshalb er gekommen war.

Marie errötete und fühlte sich ganz beklommen.

Ob er etwas vorbringen dürfe?

Ja, recht gern.

Dann wolle er, mit gutigem Verlaub, nur sagen, daß es nicht mehr richtig mit ihm sei, denn sowohl im Schlaf wie im Wachen habe er allezeit die gnädige Frau im Sinn, aber er könne nichts dafür.

Ja, aber das sei ja auch ganz recht von Sören.

Hm, das wisse er denn doch nicht, denn er denke nicht an die gnädige Frau, wie sich's gebühre. Es sei eine andere Art; er denke an sie, wie man zu sagen pflege, mit Liebe.

Er blickte sie ängstlich fragend an, wurde ganz verzagt und schüttelte den Kopf, als Marie antwortete, das sei ganz in Ordnung, der Pastor sage ja, alle Menschen sollten das tun.

Nein, es sei auch nicht auf diese Art, es sei so verliebt. Aber das sei wohl grundlos, denn, fuhr er in einem gereizten Tone fort, als wollte er Händel beginnen, solch eine feine Frau, die fürchte sich wohl, einen einfachen Bauernknecht wie ihn anzurühren; gleichwohl seien Bauern doch auch halb wie Menschen und hätten weder Wasser noch saure Milch statt Blut in den Adern, so wenig wie andere; er wisse wohl, vornehme Leute bildeten sich ein, ein besonderer Menschenschlag zu sein, aber er meine, eins sei doch wohl wie das andere; denn sie äßen und tranken und schliefen und täten desgleichen wie der simpelste Bauerntropf, und er könne sich daher nicht denken, daß die gnädige Frau mehr Schaden nehmen würde, wenn er sie auf den Mund küsse, als durch den Kuß eines Edelmanns. – Ja, sie solle ihn nur nicht so starr ansehen, weil er so frei herausrede, es sei ihm ganz einerlei, was er sage, es könnten ihm doch keine Unannehmlichkeiten erwachsen; denn wenn er von hier fortginge, gehe er entweder in den Mühlen-teich oder schlinge sich einen Strick um den Hals.

Das dürfe er nicht sagen, sie habe gar nicht daran gedacht, zu irgendeiner Menschenseele ein Wort von ihm zu reden.

So, das habe sie also nicht? Nun, das könne man ja glauben, wenn man wolle, aber es ändere nichts an der Sache. Sie habe ihm genug Leid zugefügt, und es sei einzig und allein ihre Schuld, daß er sich umbringen wolle, denn er liebe sie so inbrünstig.

Er hatte sich auf einen Bierschemel gesetzt und starrte Marie mit einem tieftraurigen Ausdruck in seinen treuen, sanften Augen an, während seine Lippen bebten, als kämpfte er mit dem Weinen.

Sie konnte es nicht lassen, zu ihm zu treten und ihm tröstend die Hand auf die Schulter zu legen.

Aber das dürfe sie nicht tun, er wisse wohl, wenn sie ihre Hand auf ihn lege und einige Worte still vor sich hin spreche, so könne sie ihm den Mut nehmen, und das wolle er nicht haben. Übrigens könne sie sich ruhig neben ihn setzen, obschon er nur ein einfacher Bauernknecht sei, wenn sie bedenke, daß er vor Abend tot sein werde.

Marie setzte sich.

Sören schielte zu ihr hin und rückte auf der Bank ein wenig von ihr fort, dann stand er plötzlich auf. Er wolle jetzt Lebewohl sagen und der gnädigen Frau für alles Gute danken, solange sie einander gekannt hätten, und ob sie seine Schwestertochter Ane von ihm grüßen wolle, die hier auf dem Hofe Braumagd sei?

Marie hielt seine Hand fest.

Ja, nun wolle er gern fort.

Nein, er solle dableiben; es gebe niemand in der Welt, den sie so lieb habe wie ihn.

Ach, das sage sie nur, weil sie bange sei, daß er ihr nirgends Ruhe lassen würde, aber davor brauche sie keine Furcht zu haben, denn er sei ihr gar nicht böse, und er werde ihr niemals nach dem Tode erscheinen, das verspreche er ihr, wenn sie ihn nur loslassen wolle.

Nein, sie wolle ihn nimmermehr loslassen.

Ja, das könne doch nichts helfen, und Sören riß seine Hand aus der ihren und eilte aus der Braustube und quer über den Hof.

Marie war dicht hinter ihm, als er in die Knechtekammer schlüpfte, die Türe hinter sich zuwarf und den Rücken dagegen stemmte.

„Mach auf, Sören, mach auf, sonst ruf' ich alle Leute zusammen!“

Sören antwortete nicht, sondern nahm ganz ruhig etwas gepichtes Segelgarn aus der Tasche und begann es um die Klinke zu wickeln, während er die Türe mit Knie und Schulter zuhielt. Die Drohung fürchtete er nicht, da er wußte, daß die Leute alle auf den Wiesen beim Heuen waren.

Marie pochte aus Leibeskräften an die Türe.

„Herrgott, Sören!“ rief sie, „so komm doch heraus! Ich liebe dich ja so heiß, wie ein Mensch nur lieben kann, wahrhaftig, Sören, ich liebe dich, liebe dich, liebe dich, – ach, er glaubt mir nicht, was soll ich armes, elendes Menschenkind nur anfangen!“

Sören hörte sie nicht, er war durch das Knechtezimmer in eine kleine Hinterkammer gegangen, wo er und der Flurschütz zu schlafen pflegten. Hier sollte es geschehen, und er sah sich drinnen um. Dann fiel ihm ein, daß es unrecht gegen den Flurschützen sei; er wollte es doch lieber drüben tun, wo so viele beisammen lagen. Er kehrte in das Knechtezimmer zurück.

„Sören, Sören, ach, laß mich ein, laß mich ein, bitte, bitte, mach auf! Nein, nein, ach, er erhängt sich, und ich stehe hier! Ach, um Gottes des Allmächtigen willen, Sören, so mach doch auf, ich habe dich ja geliebt seit dem Augenblick, da ich dich zum erstenmal sah. Hörst du nicht? Es gibt keinen, den ich so lieb habe wie dich, keinen, keinen in der Welt, Sören!“

„Ist das wahr?“ fragte Sörens Stimme, heiser und unkenntlich, dicht an der Türe.

„Ach, Gott sei Lob in alle Ewigkeit! Ja, ja, ja, Sören, es ist wahr, es ist wahr, ich schwöre dir mit dem heiligsten Eide, den es auf Erden gibt, daß ich dich aus innerster Seele liebe. Oh, Gott sei ewig Lob und Dank...“

Sören hatte die Schnur abgenommen, und die Türe ging auf.

Marie stürzte in die Kammer und warf sich an seine Brust, schluchzend und jubelnd.

Sören stand ganz verwirrt und verlegen bei all dem da.

„Ach, dem Himmel sei gedankt, daß ich dich wieder habe!“ rief Marie. „Aber wo wolltest du es denn tun? Sag mir das jetzt!“ Und sie blickte sich neugierig in der Stube mit den ungemachten Betten um, wo verblichene Kissen, zusammengepreßtes Stroh und schmutzige Lederlaken durcheinander lagen.

Aber Sören antwortete nicht, er starrte Marie drohend an. „Warum sagtest du das nicht eher?“ fragte er und gab ihr einen Schlag auf den Arm.

„Verzeih mir, Sören, verzeih mir!“ weinte Marie und klammerte sich an ihn, während ihre Augen flehend die seinen suchten.

Sören beugte sich verwundert zu ihr hinab und küßte sie. Er war ganz erstaunt.

„Das ist also weder Komödie noch Wunderwerk?“ fragte er leise vor sich hin.

Marie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nein, beim Satan! Wer hätte auch gedacht . . .“



Anfangs wurde das Verhältnis zwischen Marie und Sören geheim gehalten, aber da Palle Dyres häufige Reisen nach Randers und sein langes Verweilen daselbst in seiner Eigenschaft als königlicher Kommissarius sie unvorsichtig machten, blieb es bald für das Gesinde auf Tjele kein Geheimnis mehr, und als die beiden sich ver-raten sahen, gaben sie sich keine Mühe mehr, die Sache zu verbergen, sondern lebten so, als befände Palle Dyre sich nicht in Randers, sondern am anderen Ende der Welt. Um Erik Grubbe kümmerten sie sich gar nicht; wenn er Sören mit seinem Krückstock drohte, drohte Sören mit der Faust zurück, und wenn er Marie schalt

und sie zur Vernunft bringen wollte, foppte sie ihn, indem sie ihm ein langes und breites vorschwatzte, ohne ihre Stimme mehr als gewöhnlich zu erheben, was erforderlich war, wenn er irgend etwas verstehen sollte, denn er war sehr schwerhörig geworden und trug obendrein wegen seiner Kahlköpfigkeit und seiner Gicht eine Mütze, deren lange Ohrenklappen dicht über seinen Kopf gebunden waren, was ihn nicht gerade hellhöriger machte.

Daß Palle Dyre nicht ebenfalls Mitwisser wurde, war keineswegs Sörens Verdienst; denn in der Unbändigkeit seiner jugendlichen Liebe trug er kein Bedenken, selbst wenn der Herr zu Hause war, in der Dämmerung, oder sobald er sonst Gelegenheit fand, Marie sogar in den Herrschaftsräumen aufzusuchen, und nur die günstige Lage der Bodentreppe rettete ihn in mehr als einem Falle vor der Entdeckung.

Seine Stimmung Marie gegenüber war ziemlich wechselnd. Zuweilen konnte es ihm in den Sinn kommen, daß sie stolz sei und ihn verachte, und dann wurde er sehr launenhaft, tyrannisch und unbillig und behandelte sie härter und roher, als er eigentlich beabsichtigte, um so durch ihre Folgsamkeit und Sanftmut seinen Zweifel widerlegt und vernichtet zu sehen; meistens jedoch war er gut und gefügig und leicht zu lenken; nur mußte Marie mit ihren Klagen über ihren Mann und ihren Vater sehr vorsichtig sein, damit sie sich nicht als allzu empfindlich gekränkt darstellte; denn sonst wurde er toll und wütend und schwur, Palle Dyre den Schädel einzuschlagen und seine Hände um Erik Grubbes dünnen Hals zu legen, und war so versessen darauf, seine Drohung zu erfüllen, daß es vieler Bitten und Tränen bedurfte, ihn zu beschwichtigen.

Aber von allem, was störend auf das Verhältnis zwischen Sören und Marie einwirken konnte, war doch nichts andauernder und wirksamer als die Neckereien

der Leute; denn sie waren selbstverständlich äußerst erbittert über diese Liebschaft zwischen Brotherrin und Kutscher, durch die ihr Dienstgenosse ja ungleich günstiger als sie selbst gestellt war, und die ihm, namentlich in Abwesenheit des Hausherrn, einen Einfluß verlieh, auf den er nicht mehr Anrecht hatte als sie. Deshalb quälten und plagten sie Sören auf alle erdenkliche Weise, so daß er oftmals ganz außer sich geriet und bald fortzugehen, bald sich das Leben zu nehmen gedachte.

Die Mägde waren natürlich am schlimmsten gegen ihn.

*

Eines Abends wurden in der Tjeler Gesindestube Kerzen gegossen. Marie stand vor der in einen strohgefüllten Behälter gesetzten Kupferform und tauchte die Dochte ein, die die Braumagd Ane Trinderup, Sörens Schwestertochter, in eine gelbe Tonschüssel abtropfen ließ. Die Küchenmagd brachte und holte die Steine, hängte sie unter dem Lichtertisch auf und nahm die Kerzen ab, wenn sie dick genug waren. Am Gesindetisch saß Sören Großknecht und sah zu; er trug eine rote Tuchmütze, die mit Goldtressen und schwarzen Federkrausen besetzt war; vor ihm stand eine silberne Kanne mit Met, und er verzehrte ein großes Stück Braten, das er mit seinem Klappmesser auf einem kleinen Zinnteller zerschnitt. Er aß mit großer Bedächtigkeit, trank dazwischen aus dem Krüge und beantwortete dann und wann Maries lächelndes Zunicken mit einer langsamen, anerkennenden Kopfbewegung.

Sie fragte ihn, ob er bequem sitze.

Nicht besonders.

Dann gehe Ane am besten in die Mägedekammer und hole ihm ein Kissen.

Das tat sie, aber nicht ohne der anderen Magd hinter Maries Rücken allerlei Zeichen zu machen.

Ob Sören nicht ein Stück Kuchen haben wolle?

Ja, das wäre nicht übel.

Marie nahm ein Talglicht und ging, um den Kuchen zu holen, blieb aber ziemlich lange fort.

Sie war kaum zur Türe hinaus, als beide Mägde, wie auf Verabredung, aus vollem Halse zu lachen begannen.

Sören schielte gereizt zu ihnen hin.

„Ach, kleiner Sören“, sagte Ane, indem sie Marie Grubbes Stimme und Ton nachahmte, „will Sören nicht ein Tuch haben, um Sörens feine Finger abzuwischen, und einen Polsterschemel für Sörens Füße? Und kann Sören bei der einen dicken Kerze auch seinen Mund finden, oder soll ich mehr Lichter für ihn anzünden, he, kleiner Sören? Und dann hängt da ein weiter, geblümter Rock in der Kammer des Herrn, soll ich den nicht holen? Er würde so schön zu Sörens roter Mütze passen?“

Sören würdigte sie keiner Antwort.

„Ach, will der Junker nicht ein klein bißchen reden?“ fuhr Ane fort. „So einfache Leute wie wir und unseresgleichen hören so gern eine feine Rede, und ich weiß, der Junker versteht sich darauf, denn du hast doch gehört, Trine, daß seine Liebste ihm ein Komplimentierbuch mit allerlei feinen Redensarten geschenkt hat, und solch ein hochgeborener Herr kann natürlich buchstabieren und lesen, vorwärts oder rückwärts, wie man's verlangt.“

Sören schlug mit der geballten Hand auf den Tisch und blickte sie zornig an.

„Sören“, begann jetzt die andere, „ich geb' dir einen falschen Schilling für einen Kuß; ich weiß wohl, du kriegst Braten und Met von der Alten ...“

In diesem Augenblick kam Marie mit dem Kuchen und stellte ihn vor Sören hin, aber er stieß ihn vom Tisch hinunter.

„Jag deine Frauenzimmer hinaus!“ schrie er.

Ja, aber der Talg würde dann kalt.

Das sei ihm ganz gleich.

So wurden denn die Mägde hinausgeschickt.

Sören schleuderte die rote Mütze weit von sich und fluchte und tobte; sie solle ihm hier nicht Essen heranschleppen, als wäre er ein mageres Ferkel, und ihn nicht vor den Leuten zum Narren machen, indem sie Komödiantenmützen für ihn sticke. Das müsse ein Ende haben, er sei ein Mann, und es sei unerhört, daß er hier herumgehe und sich verhätscheln lasse, so habe er's nicht gemeint, er wolle befehlen und sie solle gehorchen, er wolle geben und sie solle nehmen; ja, er wisse wohl, daß er ihr nichts zu geben habe, aber deshalb solle sie ihn nicht zur Null machen, indem sie ihm gebe. Wolle sie nicht mit ihm über Stock und Stein gehen, so müßten sie sich trennen. Dies könne er nicht aushalten, sie solle sich ganz in seine Gewalt geben und mit ihm davonlaufen, sie solle nicht dasitzen und die gnädige Frau sein, zu der er immer aufsehen müsse, es verlange ihn danach, daß sie von ihm abhinge; sie solle so leben, daß er gut zu ihr sein könnte und von ihr Dank empfinde, und sie solle bange vor ihm sein, und sie solle nichts haben, worauf sie sich verlassen könne, als ihn.

Ein Wagen kam zum Tore hereingerollt, und da es, aller Vermutung nach, Palle Dyre sein mußte, schlich Sören in die Knechtekammer.

Hier saßen drei Knechte auf ihren Betten, außer dem Flurschützen Sören Jensen, der vor ihnen stand.

„Da ist der Baron!“ sagte der eine Knecht, als der Kutscher eintrat.

„Pst! laßt ihn nichts hören!“ rief der zweite mit geheuchelter Ängstlichkeit.

„Ja“, flüsterte der erste halblaut, „ich möchte nicht an seiner Stelle sein, und gäbe man mir so viele Goldmünzen, wie in einen Mehlsack gehen.“

Sören sah sich unruhig um und setzte sich dann auf eine Kiste bei der Wand.

„Es muß doch ein qualvoller Tod sein“, sagte der, der geschwiegen hatte, und schauderte.

Der Flurschütz nickte ihm ernsthaft zu und seufzte.

„Was ist es, wovon ihr schwatzt?“ fragte Sören mit gespielter Gleichgültigkeit.

Keiner antwortete.

„Ist es hier?“ fragte der erste Knecht und ließ den Finger quer über seinen Hals gleiten.

„Still!“ entgegnete der Flurschütz und runzelte die Stirne gegen den Fragenden.

„Bin ich's, von dem ihr schwatzt“, sagte Sören, „so sitzt nicht da und tuschelt, sondern sagt geradeheraus, was ihr sagen wollt.“

„Ja“, antwortete der Flurschütz sehr nachdrücklich und blickte ihn mit ernster Entschiedenheit an. „Ja, Sören, von dir reden wir. Herrgott ...“ Er faltete die Hände und schien sich in finstere Grübeleien zu verlieren. „Sören“, begann er dann wieder und wischte sich die Nase ab, „es ist ein todeswürdiges Verbrechen, das du begehst, und ich will dir was sagen“, er sprach, als läse er es aus einem Buche ab, „kehre um, Sören! Dort steht der Galgen und der Block“, – er wies nach dem Hauptgebäude, – „hier ist ein christliches Leben und Begräbnis“, und er beschrieb mit seiner Hand einen Bogen in Richtung des Pferdestalls. „Denn du sollst an deinem Halse gestraft werden, so lauten die heiligen Worte des Gesetzes, ja, ja, bedenke das!“

„Pah“, sagte Sören trotzig, „wer wird mich angeben?“

„Jawohl“, wiederholte der Flurschütz mit einer Betonung, als wäre ein Umstand berührt worden, der die Sache sehr verschlimmerte, „wer wird dich angeben? Sören, Sören, wer wird dich angeben? – Du bist doch, hol mich der Teufel, ein Tor“, fuhr er in ganz unfeierlichem Tone fort, „und es ist ein rechter Torenstreich,

solch einer ältlichen Frau nachzulaufen, wenn dabei so viel auf dem Spiele steht! Wäre sie noch jung! – Und so ein toller Satan obendrein, laß du den Blaubäckigen sie ruhig behalten, es gibt Gott sei Dank noch andere Weibsbilder als sie.“

Sören hatte weder Mut noch Lust zu dem Versuch, ihnen klarzumachen, daß er ohne Marie Grubbe schlechterdings nicht leben könne; er schämte sich selbst dieser unvernünftigen Leidenschaft, aber es hieß ja, die ganze Koppel, Knechte und Mägde, auf sich hetzen, wenn er die Wahrheit eingestünde. Daher log er jetzt und verleugnete seine Liebe.

„Ja, das ist schon recht“, sagte er; „aber seht nur mal, ich hab’ einen Reichstaler, wo andere keinen haben, und einen Lappen hier, einen Fetzen da, und noch einen und viele mehr, es wird ein ganzes Fuder, liebe Freunde, und hab’ ich erst mal den Säckel voll, dann mach’ ich mich heimlich auf die Socken, und dann kann ja einer von euch sein Glück versuchen.“

„Das klingt recht gut“, antwortete der Flurschütz, „aber ich nenne es Geld stehlen mit dem Strick um den Hals. Es mag ja ganz angenehm sein, Kleider und Silber geschenkt zu kriegen, und es mag ja auch ganz schön sein, sich im Bette zu dehnen und sich für krank auszugeben, und dann Wein und Braten und allerlei gute Dinge zugeschickt zu bekommen, aber das geht hier unter so vielen Leuten nimmermehr auf die Dauer, es wird schließlich an die große Glocke gehängt, und dann ist dir das Schlimmste von der Welt gewiß.“

„Pah, sie lassen es nicht so weit kommen“, sagte Sören etwas kleinlaut.

„Doch, alle beide möchten sie gern los sein, und ihre Schwestern und Schwäger sind nicht die Leute, die sich ins Mittel legen, wenn sie sie erblos machen können.“

„Ach was, dann hilft sie mir schon.“

„Meinst du? Es mag ihr schwer genug fallen, ihren

eigenen Hals aus der Schlinge zu ziehen; sie hat zu oft tolle Streiche gemacht, als daß ihr jemand auch nur mit einem Haferkorn helfen würde.“

„Na ja denn“, sagte Sören und ging in die Hinterkammer, „ein bedrohter Mann kann lange leben.“

Von diesem Tage an mußte Sören, wo er ging und stand, dunkle Anspielungen auf Galgen und Block und glühende Zangen hören. Die Folge davon war, daß er, um die Angst fern und den Mut aufrecht zu halten, seine Zuflucht zum Branntwein nahm, und da Marie ihm häufig Geld zugesteckt hatte, so war er eigentlich nie ganz nüchtern. Allmählich wurde er indes gleichgültig gegen die Drohungen, aber er war doch viel vorsichtiger als zuvor, hielt sich mehr zum Gesinde und suchte Marie seltener auf.

Als Palle Dyre kurz vor Weihnachten heimkehrte und zu Hause blieb, hörten die Zusammenkünfte zwischen Sören und Marie gänzlich auf; und um die Arbeitsgenossen noch mehr zu dem Glauben zu bringen, daß alles vorüber wäre, und sie dadurch von Klatschereien abzuhalten, begann Sören eine Liebelei mit Ane Trinderup vorzuspiegeln, und er täuschte sie alle, sogar Marie, die er doch in seinen Plan eingeweiht hatte.

Am dritten Festtag, als fast alle in der Kirche waren, stand Sören am Ende des Hauptgebäudes und spielte mit einem der Hunde, als er plötzlich Marias Stimme seinen Namen fast unter der Erde, wie ihm schien, rufen hörte.

Er wandte sich um und erblickte Marias Gesicht hinter einer Luke zu seinen Füßen, unten im Pökelkeller.

Sie sah blaß und verweint aus, und ihre Augen starrten verwirrt und ängstlich unter den schmerzlich zusammengezogenen Brauen hervor.

„Sören“, sagte sie, „was hab’ ich dir getan, daß du mich nicht mehr lieb hast?“

„Aber ich hab’ dich ja lieb! Verstehst du denn nicht,

daß ich mich in acht nehmen muß, denn hier sinnen sie ja auf nichts anderes, als mich ins Unglück zu bringen und mir was anzuhängen. Sprich nicht zu mir und laß mich gehen, wenn du nicht willst, daß ich getötet werde.“

„Lüge nicht, Sören, ich sehe wohl, wo du hinaus willst, aber ich wünsche dir darum nie eine böse Stunde, denn ich bin ja nicht in deinem Alter, und Ane hat dir immer am Herzen gelegen, aber es ist Sünde von dir, es mich sehen zu lassen. Du sollst nimmer glauben, ich wollte um deine Liebe betteln, denn ich weiß nur zu gut, welch ein Wagnis es für dich wäre und was für Not und Schererei und Entbehrung es kosten würde, wenn wir ein Paar für uns werden wollten, und das wäre ja auch kaum für einen von uns zu wünschen, obwohl ich davon nicht lassen kann.“

„Mein Gott, ich will Ane, die Bauerndirne, nicht haben, nicht um alles in der Welt, ich liebe niemand außer dir, mögen sie dich alt und schlecht nennen und was sie wollen.“

„Ich glaube dir nicht, Sören, so gern ich's wollte.“

„Du glaubst mir nicht?“

„Nein, Sören, nein, und ich wünschte nur, daß hier, wo ich stehe, mein Grab wäre, und daß ich die Luke schließen und einschlafen könnte in ewiger Finsternis.“

„Du sollst mir aber glauben!“

„Niemals, niemals! Es gibt nichts in der Welt, das du tun könntest, was mich dahin brächte, denn es ist ein ganz unsinniger Gedanke.“

„Du machst mich toll mit deinem Geschwätz, und du wirst es bereuen, denn müßte ich dafür lebendig verbrannt oder zu Tode gemartert werden, du sollst mir schon glauben.“

Marie schüttelte den Kopf und sah ihn traurig an.

„Ja, dann muß es geschehen, was auch draus werden mag“, rief Sören und eilte fort.

An der Küchentür machte er halt und fragte nach Ane Trinderup und erhielt die Antwort, sie sei im Garten. Dann ging er in die Knechtekammer, ergriff eine geladene alte Flinte des Flurschützen und rannte in den Garten.

Ane schnitt Grünkohl ab, als Sören sie erblickte. Sie hatte die Schürze voll Blätter und hielt die Finger der einen Hand an den Mund, um sie warm zu hauchen. Ganz langsam schlich Sören zu ihr heran, die Augen auf den Saum ihres Rockes geheftet, denn er wollte ihr Gesicht nicht sehen.

Plötzlich wandte Ane sich um und gewahrte Sören, und seine finstere Miene, die Flinte und der schleichende Gang erschreckten sie, und sie rief ihm zu: „Ach, laß sein, Sören, laß sein!“ Er legte die Flinte an, Ane stürzte mit einem wilden, gellenden Schrei durch den Schnee von dannen.

Der Schuß fiel, Ane lief noch eine Strecke, griff sich dann an die Wange und brach mit einem Schreckensruf zusammen.

Sören warf die Flinte hin und rannte zum Ende des Wohnhauses.

Die Luke war geschlossen.

Dann zur Haupttür, durch alle Stuben, bis er Marie fand.

„Es ist aus!“ flüsterte er totenbleich.

„Sind sie hinter dir her, Sören?“

„Nein, ich hab' sie erschossen.“

„Ane? Ach, wie wird es uns ergehen! – Lauf, Sören, lauf – nimm ein Pferd und flieh, beeil dich, beeil dich – nimm den Grauschimmel!“

Sören lief.

Einen Augenblick darauf sprengte er zum Tore hinaus.

Er war noch nicht halbwegs bis Foulum gekommen, als die Kirchgänger heimkehrten.

Palle Dyre fragte sogleich, wohin Sören reite.

„Es liegt eine draußen im Garten und jammert“, antwortete Marie; sie bebte am ganzen Leibe und vermochte sich kaum auf den Beinen zu halten.

Palle und einer der Knechte trugen Ane herein, die schrie, daß man es weithin hörte; übrigens war die Gefahr nicht groß; die Flinte war nur mit Fuchsschrot geladen gewesen, und ein paar Körner waren durch die Wange gefahren, ein paar hatten sich in die Schulter gebohrt; aber da Ane stark blutete und so jämmerlich schrie, wurde ein Wagen nach Viborg zum Bader gesandt.

Nachdem sie sich einigermaßen gefaßt hatte, fragte Palle Dyre sie aus, wie alles gekommen sei, und erfuhr jetzt sowohl dies als auch die ganze Geschichte von dem Verhältnis zwischen Sören und Marie.

Als er aus dem Krankenzimmer kam, drängten sich Knechte und Mägde an ihn heran, um ihm zu erzählen, was er soeben gehört hatte; denn sie befürchteten, daß sie sonst auf die eine oder andere Art bestraft werden könnten. Palle wollte sie jedoch nicht anhören, sagte, es sei Geschwätz und albernes Gerede, und schickte sie fort. Das Ganze kam ihm nämlich höchst ungelegen, Scheidung und die damit zusammenhängenden Prozeßkosten und andere Ausgaben wollte er am liebsten vermeiden, die Sache mußte vertuscht und alles wieder in Ordnung gebracht werden und beim alten bleiben. Maries Untreue war ihm an sich ziemlich gleichgültig, und die Angelegenheit ließ sich vielleicht dadurch gar zum Guten wenden, daß er mehr Macht über sie erhielt, und möglicherweise auch über Erik Grubbe, dem gewiß viel daran liegen würde, daß die Ehe, obschon sie gebrochen worden, bestehen blieb.

Nachdem er mit Erik Grubbe gesprochen hatte, wußte er allerdings nicht recht, was er glauben sollte; aus dem Alten war nicht klug zu werden, er war sehr

aufgeregt und hatte sogleich vier berittene Knechte mit dem Befehl ausgeschickt, Sören tot oder lebendig zu fangen, und das war keine gute Art, für Geheimhaltung zu sorgen, denn bei den Verhören über den Mordversuch konnte so viel anderes herauskommen.

Am Abend des nächsten Tages kehrten drei der Knechte heim; sie hatten Sören bei Dallerup gefangen, wo der Grauschimmel gestürzt war, und ihn nach Skanderborg gebracht, wo er jetzt in Haft saß. Der vierte Knecht hatte sich verirrt und kam erst einen Tag später zurück.

Mitte Januar zogen Palle Dyre und Marie auf den Nörbäker Hof, denn die Leute vergaßen leichter, wenn ihnen die Frau aus den Augen kam; allein gegen Ende Februar wurden sie an alles wieder erinnert, denn da erschien ein Schreiber aus Skanderborg, um sich zu erkundigen, ob man Sören nicht dort in der Gegend gesehen habe, da er aus dem Gefängnis ausgebrochen sei. Der Schreiber war jedoch zu früh gekommen, erst vierzehn Tage später wagte Sören sich eines Nachts auf den Nörbäker Hof und klopfte an Maries Kammerfenster. Das erste, wonach er fragte, als sie ihm aufmachte, war, ob Ane tot sei, und es schien sein Gemüt von einer schweren Last zu befreien, als er vernahm, daß sie ganz gesund war. Er hatte in einem verlassenem Hause auf der Gassumer Heide Zuflucht genommen und erschien öfters und wurde häufig mit Geld und Nahrungsmitteln unterstützt. Sowohl die Leute wie Palle Dyre wußten, daß er auf den Hof kam, aber Palle Dyre ließ sich nichts anmerken, und auch die Leute kümmerten sich nicht viel darum, da sie sahen, daß der Herr so gleichgültig dabei war.

Um die Zeit der Heuernte zog die Herrschaft wieder nach Tjele, und dort wagte Sören sich nicht blicken zu lassen. Hierüber und über die ewigen Sticheleien und Nörgeleien ihres Vaters wurde Marie so ungeduldig und

zornig, daß sie ein paarmal den Vater unter vier Augen vornahm und ihn schalt, als wäre er ihr Hundejunge. Die Folge davon war, daß Erik Grubbe Mitte August ein Beschwerdeschreiben an den König sandte. Dieser Brief schloß, nachdem darin ausführlich all ihre Vergehen aufgezählt waren, durch welche Gott erzürnt, großes Scandalum verübt und fast dem ganzen weiblichen Geschlecht Ärgernis bereitet worden, folgendermaßen:

„Solches ihres Verhaltens, ihrer Unziemlichkeit und Ungehorsamkeit willen, bin ich veranlaßt, sie zu ent-
erben, was ich Eure Königliche Majestät in aller Unter-
tänigkeit allergnädigst zu bewilligen und zu bestätigen
bitte, sowie ferner, daß Eure Königliche Majestät mir
die Gnade erweisen wollen, durch Eurer Königlichen
Majestät allergnädigsten Befehl an den Stiftsamtmann
Herrn Mogens Scheel zu gestatten, daß er sie, nachdem
er solches ihr Verhalten gegen mich und gegen ihren
Gemahl und die Schuld ihrer eigenen Unziemlichkeit
erforscht haben wird, auf meine eigenen Unkosten auf
Borringholm gefangen setze, um Gottes Zorn und Un-
willen über sie, die eine so ungehorsame Kreatur ist,
vorzubeugen, anderen zum Abscheu und für sie selbst
zur möglichen Erlangung ihrer ewigen Seligkeit. Wenn
nicht das Alleräußerste mich dazu getrieben hätte,
würde ich mich nicht unterfangen haben, um solches
anzuhalten; lebe aber in der alleruntertänigsten sicheren
Hoffnung auf Eurer Königlichen Majestät allergnädigste
Erhörung, Antwort und Hilfe, welches Gott gewißlich
belohnen wird. Ich lebe und sterbe

Eurer Königl. Majestät
alleruntertänigster und pflichtschuldigster
getreuer Erb-Untertan

Tjele, 14. August 1690.

Erik Grubbe.“

Der König verlangte hierüber des wohlgeborenen Palle Dyre Erklärung, die denn darauf hinauslief, daß Marie Grubbe sich gegen ihn nicht wie eine ehrbare Ehefrau betrage; er suche deshalb darum an, daß der König ihm die Gnade erweisen wolle, die Ehe ohne Prozeß aufzuheben.

Dies wurde nicht bewilligt, die Eheleute wurden vielmehr durch gerichtliches Urteil vom dreiundzwanzigsten März 1691 geschieden.

Auch Erik Grubbes Gesuch, sie enterben und einsperren lassen zu dürfen, wurde nicht erhört; er mußte sich damit begnügen, Marie während der Dauer des Prozesses unter Bewachung von Bauern auf Tjele gefangen zu halten; und er war ja auch einer der letzten, die es sich leisten konnten, den strafenden Stein der Verdammnis zu werfen.

Gleich nach der Urteilsverkündung verließ Marie Grubbe den Tjeler Hof mit einem armseligen Kleiderbündel in der Hand. Sie traf Sören südwärts auf der Heide und bekam in ihm ihren dritten Mann.

Einen Monat später waren in einer Abendstunde im April viele Menschen vor der Türe der Ripener Domkirche versammelt. Es war nämlich zur Konventszeit, und es herrschte nun einmal Brauch, daß während dieser Frist die Kirche dreimal wöchentlich um acht Uhr abends erleuchtet wurde. Dann kamen die vornehmen Standespersonen sowie die achtbaren Bürgersleute dorthin, um im Schiffe auf und ab zu wandeln, während ein kunstfertiger Organist ihnen auf der Orgel vorspielte. Aber die geringeren Leute mußten sich damit begnügen, draußen zuzuhören.

Unter ihnen befanden sich Marie Grubbe und Sören.

Ihre Kleider waren einfach und zerrissen, und sie sahen beide nicht gerade aus, als könnten sie sich jeden Tag satt essen, was nur natürlich war, denn sie betrieben kein sehr einträgliches Geschäft. Sören hatte nämlich in einem Wirtshaus zwischen Aarhus und Randers einen armen, kranken Deutschen getroffen, der ihm für sechs Taler eine kleine, stark mitgenommene Drehorgel, einen bunten Hanswurstanzug und einen alten gewürfelten Teppich verkauft hatte, und jetzt lebten er und Marie davon, daß sie von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zogen, wo sie dann die Orgel drehte, während er in der bunten Tracht auf dem gewürfelten Teppich stand und auf so vielerlei Art, wie er zu ersinnen vermochte, große eiserne Gewichte und lange Eisenstangen, die sie von Kaufleuten liehen, aufhob und herumschwang.

Es war auch ein Jahrmarkt, der sie nach Ripen geführt hatte.

Sie standen dicht an der Kirchentür, und ein schwacher, gleichsam verblaßter Lichtschimmer fiel von drinnen über ihre bleichen Gesichter und über das dunkle Gewimmel von Köpfen hinter ihnen. Immer noch ka-

men die Leute paarweise, einzeln und in kleinen Gruppen plaudernd und sittsam lachend bis zur Schwelle der Kirchentür, dort schwiegen sie plötzlich, schauten ernst vor sich hin und kehrten um.

Sören bekam Lust, mehr von der Pracht zu sehen, und flüsterte Marie zu, daß sie auch hineingehen wollten, sie könnten es ja versuchen, da ihnen doch nichts Schlimmeres widerfahren würde, als möglicherweise hinausgejagt zu werden. Marie schauderte bei dem Gedanken, daß sie von einem Orte zurückgewiesen werden könnte, den schlichte Handwerksleute unbehelligt betreten durften, und sie hielt Sören zurück, der sie mit sich fortziehen wollte; aber dann änderte sie plötzlich ihren Sinn, sie drängte sich eifrig vor, zog Sören nach und trat ein ohne ängstliche Behutsamkeit oder schleichende Vorsicht, im Gegenteil, als wäre sie darauf erpicht, bemerkt und hinausgejagt zu werden. Zunächst hielt niemand sie auf; als sie aber gerade das erleuchtete, menschengefüllte Langschiff betreten wollten, wurden sie von dem dort aufgestellten Kirchendiener gesehen, der sie, nachdem er einen erschrockenen Seitenblick in die Kirche geworfen hatte, mit abwehrend ausgestreckten, eifrig abwinkenden Händen und entrüstet raschen Schritten vor sich her trieb, ganz bis über die Türschwelle hinaus. Hier blieb er ein paar Sekunden stehen und sah die Menge vorwurfsvoll an, als legte er ihr das eben Vorgefallene zur Last, ging dann ehrbaren Schrittes zurück und nahm schaudernd seinen Posten wieder ein.

Der Volkshaufe empfing die Hinausgejagten mit einem schallenden Hohngelächter und einem Regen spöttischer Fragen, die Sören veranlaßten, vor sich hin zu brummen und sich drohend umzusehen; aber Marie war zufrieden, sie hatte sich dem Schlage ausgesetzt, den der achtbare Teil der Gesellschaft für Leute wie ihn und seinesgleichen stets bereit hält, und sie hatte den Schlag empfangen. ★

In einer der gewöhnlichsten Herbergen von Aarhus saßen am Abend vor dem Sankt Olufsmarkt vier Personen und spielten Styrvolt.

Der eine der Spieler war Sören Großknecht. Sein Partner, ein hübscher Mann mit kohlschwarzem Haar und dunkler Hautfarbe, wurde allgemein Jens Fingerfix genannt; er war Taschenspieler, während die beiden anderen gemeinsam einen schäbigen Bären herumführten; beide waren sehr häßlich, der eine hatte eine große Hasenscharte und hieß Salmand Bärenführer, der andere war einäugig, breitkiefrig und blatternarbig und wurde Rasmus Guck genannt, offenbar weil die Lider des kranken Auges so verschrumpft waren, daß es aussah, als hielte er sich bereit, durch ein Schlüsselloch oder eine ähnliche kleine Öffnung zu gucken.

Die Kartenspieler saßen am Ende des langen Tisches unter dem Fenster. Ein Licht und ein Krug ohne Henkel standen auf dem Tische. An der Wand ihnen gegenüber war ein aufgeschlagener Klapptisch mit einem Eisenhaken an der Mauer befestigt. Am anderen Ende des Zimmers stand querüber ein Schanktisch; und ein dünnes Licht mit langer Schnuppe, das in die Röhre eines alten Trichters gesteckt war, warf einen schläfrigen Schein auf das Flaschenbord im Hintergrund, wo ein paar viereckige Flaschen mit Branntwein und Bitterwasser, einige Tott- und Nößelmaße und ein Dutzend Schnapsgläser neben einem Strohkörbchen mit Senfkörnern und einer großen Laterne mit Scheiben aus abgebrochenen Glasstielen vollauf Platz hatten. Den einen Eckplatz am Schanktisch nahm Marie Grubbe ein, die abwechselnd schlief und strickte, und am andern saß ein Mann mit vornübergebeugtem Körper, die Ellenbogen auf die Knie gestützt. Er war sehr eifrig damit beschäftigt, seinen schwarzen Filzhut so tief wie möglich über den Kopf herabzuziehen, und wenn ihm dies gelungen war, packte er die breite Krempe, drehte mit

zugekniffenen Augen und in die Höhe gezogenen Mundwinkeln, wahrscheinlich weil er sich dabei an den Haaren zerrte, langsam den Hut vom Kopfe und begann dann wieder von vorn.

„Jetzt machen wir also das Meisterspiel¹⁾“, sagte Jens Fingerfix und spielte aus.

Rasmus Guck klopfte mit den Knöcheln auf den Tisch, um Salmand anzudeuten, daß er stechen solle.

Salmand stach mit einer Zwei.

„Eine Zwei!“ schrie Rasmus, „hast du denn nie etwas anderes als Zweien und Dreien?“

„Du lieber Gott“, brummte Salmand, „es hat immer arme Leute und unglückliche Tröpfe gegeben.“

Sören Großknecht stach mit einer Sechs.

„O je, o je“, jammerte Rasmus, „soll er den für einen Papst²⁾ haben? Was zum Henker sitzt du auch da und knauserst mit den alten Stichen, Salmand?“

Er warf seine Karte hin, und Sören nahm den Stich an sich.

„Mücken-Kirsten³⁾“, sagte Sören und spielte Herz-Vier aus.

„Und ihre halbtolle Schwester“, fuhr Rasmus fort und warf Karo-Vier bei.

„Ein Styrvolt⁴⁾ tut's wohl“, sagte Jens und stach mit Trumpf-As.

„Stich, Mann, stich, und wenn du auch nie wieder stechen kannst!“ schrie Rasmus.

„Es ist mir zu hoch“, jammerte Salmand und warf bei.

¹⁾ Die letzte Runde. Wenn man beim Styrvoltspiel auf den Tisch klopft, bedeutet es, daß der Partner stechen soll.

²⁾ Trumpf-Sechs.

³⁾ Mücken-Kirsten und ihre Schwester, zwei ganz wertlose Karten.

⁴⁾ Styrvolt = As.

„So spiel' ich meine Sieben aus und noch eine ⁵⁾“, sagte Jens alsdann.

Sören nahm die Stiche an sich.

„Und nun Bukskin ⁶⁾“, fuhr Jens fort und spielte aus.

„Jetzt muß ich mit der gelben Mähre ⁷⁾ rausrücken“, schrie Salmand und stach mit Herz-Zwei.

„Die kommt nie in den Stall“, lachte Sören und stach mit Pik-Vier ⁸⁾.

„Jan ⁹⁾!“ brüllte Rasmus Guck und warf seine Karten hin. „Jan mit Herz-Zwei, das war eine feine Tagesarbeit. Nein, nein, nein, es war nur gut, daß wir nicht länger spielen wollten, jetzt kann der Gewinner die Karten küssen.“

Sie machten sich daran, die Striche zu zählen, und mittlerweile trat ein behäbiger, wohlhabend gekleideter Mann ins Zimmer. Er schlug sogleich den Klapptisch nieder und setzte sich dicht an die Wand. Als er an den Kartenspielern vorüberging, berührte er mit dem silbernen Knauf seines Stockes den Hut und bot ihnen: „Guten Abend allerseits.“

„Danke“, antworteten sie und spuckten dann alle vier aus.

Der Neuangekommene holte eine Papierhülse mit Tabak und eine lange irdene Pfeife hervor, stopfte die Pfeife und klopfte dann mit seinem Stock auf den Tisch.

Eine barfüßige Magd brachte ihm ein Becken mit glühenden Kohlen und einen großen Steinkrug mit Zinndeckel.

Er nahm eine kleine kupferne Zange aus der Westentasche und legte damit Kohlen auf die Pfeife, schob den

⁵⁾ Die beiden Sieben in den zwei Trumpffarben können nicht gestochen werden.

⁶⁾ Trumpf-Neun und Acht.

⁷⁾ Die gelbe Mähre = Herz-Zwei, die zweithöchste Karte.

⁸⁾ Die höchste Karte.

⁹⁾ Bête.

Krug näher heran, lehnte sich zurück und machte sich's überhaupt so bequem, wie der Platz es gestattete.

„Was kostet solch ein Paket Tabak wie das, was der Meister da hat?“ fragte Salmand, indem er eine kleine Pfeife aus einem Seehundsfellbeutel mit roten Zugbändern zu stopfen begann.

„Zwölf Schilling“, antwortete der Mann und fügte, wie um diese Verschwendung zu entschuldigen, hinzu: „Es ist so angenehm für die Brust, will ich Euch sagen.“

„Wie geht es sonst mit dem Geschäft?“ fuhr Salmand fort und schlug Feuer für seine Pfeife.

„Recht gut, danke der gütigen Nachfrage, recht gut; aber man wird alt, will ich Euch sagen.“

„Freilich“, sagte Rasmus Guck, „aber Ihr braucht Euch ja nicht darum zu bemühen, Kunden ins Haus zu schaffen, sie werden Euch ja alle gebracht.“

„Ja“, lachte der Mann, „insoweit ist's ein gutes Geschäft, und man braucht auch nicht sein Mundwerk zu verschleifen, indem man den Leuten die Waren aufschwätzt, sie müssen sie nehmen, wie sie fallen, und können sie weder auswählen noch verschmähen.“

„Und sie verlangen keine Zugabe“, fuhr Rasmus fort, „und wollen nie mehr haben, als ihnen von Rechts wegen gebührt.“

„Meister, schreien sie arg?“ fragte Sören halb flüsternd.

„Ja, sie lachen selten.“

„Hu, das ist ein häßliches Geschäft.“

„So rechne ich wohl umsonst darauf, daß ihr mir helft.“

„Rechnet Ihr vielleicht auf uns?“ fragte Rasmus und erhob sich drohend.

„Ich rechne auf gar keinen, aber ich suche einen Gehilfen, der mir zur Hand geht, und der das Amt nach meinem Tode erhalten kann, darauf rechne ich, will ich Euch sagen.“

„Wieviel Lohn würde der wohl erhalten?“ fragte Jens Fingerfix sehr ernst.

„Fünfzehn Taler Kurant im Jahr, den dritten Teil der Kleidung und eine Mark von jedem Taler, der nach der Taxe verdient wird.“

„Wie ist die Taxe?“

„Die Taxe ist so, daß ich fünf Taler dafür bekomme, einen mit Ruten zu streichen, sieben Taler dafür, einen aus der Stadt zu peitschen, vier Taler dafür, einen über die Harde zu schaffen und ebensoviel für ein Brandmal.“

„Aber nun für die bessere Arbeit?“

„Die kommt ja leider seltener vor, sonst bringt es acht Taler ein, einem den Kopf abzuschlagen, das heißt mit dem Beile, mit dem Schwert sind's zehn, aber es können sieben Jahre vergehen, ehe das verlangt wird. Fürs Henken gibt's vierzehn Reichstaler, zehn für die Arbeit selber, die andern vier für das Abnehmen der Leiche vom Galgen. Pfählen und Rädern trägt sieben Taler ein, also für einen ganzen Körper, und dabei gebe ich selber den Pfahl zu und schlage ihn ein. Was gibt's denn noch? Ja so, einem nach deutscher Manier Arme und Beine zerbrechen und ihn aufs Rad flechten, das bringt vierzehn Taler – das bringt vierzehn Taler, und fürs Vierteilen und Aufs-Rad-Flechten bekomme ich zwölf, und dann das Zwicken mit glühenden Zangen, da gibt's zwei Taler für jedes Zwicken; das ist alles, weiter kommt nichts vor, außer wenn's mal was ganz Besonderes ist.“

„Das ist wohl nicht schwer zu erlernen?“

„Das Handwerk! Jeder kann's freilich tun, aber wie, das ist die Sache, es gehören Handgriffe und Übung dazu wie zu jeder andern Hantierung. Das Rutenstreichen ist gar nicht so leicht, es ist ein gewisser Griff bei den drei gleichzeitigen Schlägen mit jeder Rute, so daß es weich und fließend geht, als fächelte man mit einem Tuch, und doch so gewissenhaft ins Fleisch

schneidet, wie die Strenge des Gesetzes und die Besserung des Sünders es erfordern.“

„Ich hätte wohl Lust dazu, glaube ich“, sagte Jens und seufzte dabei.

Seine Kameraden rückten ein wenig von ihm ab.

„Hier ist Handgeld!“ lockte der Mann am Klappentisch und legte ein paar blanke Silbermünzen vor sich hin.

„Bedenk es recht“, mahnte Sören.

„Bedenken und hungern, abwarten und frieren sind zwei Paar Vögel, die gut zueinander passen“, antwortete Jens und stand auf. „Leb wohl als ehrlicher und zunftgerechter Mann“, fuhr er fort und gab Sören die Hand.

„Leb wohl aus der Zunft, und Gott sei mit dir“, erwiderte Sören.

So ging's um den Tisch herum mit derselben Anrede und derselben Antwort. Auch von Marie nahm Jens Abschied und von dem Mann in der Ecke, der seinen Hut so lange loslassen mußte.

Dann trat Jens an den Klapptisch zu dem dort sitzenden Manne, der eine feierliche Miene aufsetzte, seine Pfeife hinlegte und sagte: „Ich, Meister Herman Köppen, Scharfrichter der Stadt Aarhus, dinge dich angesichts dieser guten Männer, Geselle zu sein und Gesellenwerk zu tun, Gott zur Ehre, dir zur Förderung und mir und dem rechtschaffenen Scharfrichteramt zum Frommen.“ Und während dieser unnötig pompösen Rede, die ihm eine innige Befriedigung zu bereiten schien, drückte er Jens das blanke Mietgeld in die Hand. Darauf erhob er sich, entblößte das Haupt, verneigte sich und fragte, ob ihm die Ehre vergönnt sein dürfe, den guten Zeugen einen Trunk Polak¹⁰⁾ anzubieten.

¹⁰⁾ Eine Mischung von Met und Branntwein.

Als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort, daß es ihm eine große, eine sehr große Ehre sein werde, ihnen einen Trunk Polak anzubieten, damit sie unter sich auf das Wohlergehen ihres früheren Kameraden trinken könnten.

Die drei an dem langen Tische sahen einander fragend an und nickten dann ungefähr gleichzeitig.

Die barfüßige Magd brachte jetzt eine einfache irdene Schale und drei grüne Glaskrüge, die hie und da mit roten und gelben Sterntüpfelchen verziert waren. Nachdem sie die Schale vor Jens und die Glaskrüge vor Sören und die Bärenführer gestellt hatte, holte sie eine große Holzkanne und füllte zuerst die Krüge der drei redlichen Männer, darauf die irdene Schale und goß dann den Rest in Meister Hermans Privatpokal.

Rasmus zog das Glas zu sich heran und spuckte aus, die beiden andern folgten seinem Beispiel; alsdann saßen sie eine Weile da und blickten einander an, als hätte keiner von ihnen recht Lust, der erste zu sein, welcher tränke. Mittlerweile ging Marie Grubbe zu Sören hin und raunte ihm etwas zu, das er mit einem Kopfschütteln beantwortete. Sie wollte weiterflüstern, aber Sören mochte nichts hören. Einen Augenblick blieb sie unschlüssig stehen, dann ergriff sie seinen Krug und schüttete den Inhalt auf den Boden, mit den Worten, er solle nicht trinken, was der Henker spendiere. Sören sprang auf, packte sie hart am Arme und schob sie zur Türe hinaus, indem er ihr barsch befahl, hinaufzugehen. Dann verlangte er ein Nößel Branntwein und kehrte an seinen Platz zurück.

„Das hätte meine selige Abelone sich erdreisten sollen!“ sagte Rasmus und trank.

„Ja“, stimmte Salmand bei, „sie kann Gott nicht genug danken, daß sie nicht meine Alte ist, ich hätt' ihr meiner Seel was anderes zu tun gegeben, als Gottes Gaben in den Dreck zu schütten.“

„Aber siehst du, Salmand“, entgegnete Rasmus mit einem schlaun Blinzeln zu Meister Herman hinüber, „deine Alte ist auch keine große Kreatur von der wohlgeborenen Sippschaft, sie ist ein armes, niedriges Geschöpf wie wir, und darum kriegt sie ihre Prügel, wenn sie sich vergangen hat, wie es bei einfachen Leuten Brauch und Sitte ist. Wäre sie aber ein hochadliges Ding gewesen, so hättest du dich wahrscheinlich niemals erkühnt, ihren hochadligen Rücken zu ärgern, sondern dir ins Gesicht speien lassen, wenn's ihr beliebt hätte.“

„Den Teufel hätt' ich!“ fluchte Salmand, „ich hätte sie durchgewichst, daß ihr Hören und Sehen vergangen wäre, das hätte ich getan, und ihr die Mucken schon ausgetrieben. Frag die Meinige nur mal, ob sie die dünne Kette kennt, die Petz trägt, und du sollst sehen, der Rücken schmerzt sie schon, wenn sie nur davon hört. Aber wenn sie hierher käme, wo ich sitze, und mein Getränk auf den Boden gösse, und wäre sie des Kaisers leibliche Tochter, so sollte sie durchgewalkt werden, solange ich eine Hand rühren und einen Atemzug tun könnte. Was bildet sich so ein vermaledeites Püppchen wohl ein! Ist sie mehr als anderer Leute Weiber, daß sie ihren Mann in Gegenwart guter Gesellen so beschämen darf? Glaubt sie, es würde ihr Schaden tun, wenn du sie anrührtest, nachdem du von dem getrunken hättest, womit dieser brave Mann uns traktiert? Nein, wenn du auf mich hören willst, Sören, so“, – und er machte die Gebärde des Zuschlagens – „sonst hast du in alle Ewigkeit keinen Nutzen von ihr.“

„Ja, wer sich das getraut!“ sagte Rasmus spöttisch zu Sören hinüber.

„Nimm dich in acht, kleiner Guck, sonst zeig' ich dir, wie ein Huhn pickt!“

Damit ging Sören fort.

Als er zu Marie hinaufkam, stieß er die Türe mit

dem Fuß hinter sich zu und begann den Strick loszunesteln, der ihr kleines Kleiderbündel zusammenhielt.

Marie saß auf der Kante des Bretterrahmens, der zusammengezimmert war, um als Bettgestell zu dienen. „Bist du böse, Sören?“ fragte sie.

„Das wirst du schon merken.“

„Hüte dich, Sören! Mir hat keiner Schläge gegeben, seit ich erwachsen bin, und ich dulde es nicht.“

Sie könne tun, was sie wolle, sagte er, Prügel solle sie bekommen.

„Sören, um Gottes willen, um Gottes willen, schlag mich nicht, leg nicht gewaltsam Hand an mich, du wirst es bereuen!“

Aber Sören packte sie bei den Haaren und schlug sie mit dem Strick.

Sie schrie nicht, sondern stöhnte nur unter den Schlägen.

„So“, sagte Sören und warf sich aufs Bett.

Marie blieb auf dem Boden liegen.

Sie war ganz erstaunt über sich selbst, sie wartete darauf, daß ein Gefühl von wütendem Haß gegen Sören, von unversöhnlichem, nimmer verzeihendem Haß in ihrer Seele geboren würde; aber es kam nicht, da war nur eine ganz tiefe und sanfte Trauer, gleichsam ein stiller Gram über eine Hoffnung, die zerbrochen war ... wie konnte er das übers Herz bringen?

Im Mai 1696 starb Erik Grubbe, siebenundachtzig Jahre alt.

Die Erbschaft wurde sogleich unter seine drei Töchter geteilt, aber Marie erhielt nicht viel, denn der Alte hatte vor seinem Tode durch Schein-Schuldverschreibungen und auf andere Weise, zum Nachteil Mariens und zum Vorteil der beiden anderen, der Erbmasse den größten Teil des Vermögens entzogen.

Der Anteil, den Marie empfing, war indes groß genug, um sie und ihren Mann aus Bettlern zu Bürgern zu machen, und bei einer vernünftigen Verwendung des Erbes hätten sie sich ein einfaches Auskommen bis ans Ende ihrer Tage sichern können; allein unglücklicherweise faßte Sören den Entschluß, sich auf den Pferdehandel zu verlegen, und nach Verlauf weniger Jahre hatten sie den größten Teil des Geldes verloren. Der Rest war jedoch immer noch so ansehnlich, daß Sören in den Besitz der Fähre Burrehus auf Falster gelangen konnte, und dazu wurde er denn auch verwendet.

Anfangs mußten sie sehr hart arbeiten, und Marie nahm oft selbst das Ruder; später jedoch war es meistens ihre Aufgabe, den Bierausschank zu besorgen, der mit dem Fährdienst verbunden war. Sie lebten im ganzen sehr glücklich; denn Marie liebte ihren Mann weiterhin über alles in der Welt, und wenn er sich auch oftmals betrank und sie schlug, so machte das nicht viel aus; Marie wußte ja, daß dergleichen in der Gesellschaftsschicht, der sie sich verschrieben, Alltagsbrauch war, und wurde sie einmal ungeduldig, so gab sie sich doch bald zufrieden, wenn sie daran dachte, daß der Sören, der sich so hart und barsch zeigte, derselbe war, der einstmals um ihretwillen auf einen Menschen geschossen hatte.

Die Leute, die sie überzusetzen hatten, waren zumeist Bauern und Roßtäuscher, aber zuweilen erschien auch der eine oder andere von höherem Range. So kam Sti Hög eines Tages. Marie und ihr Mann ruderten ihn hinüber, und er setzte sich ins Heck des Bootes, um mit Marie reden zu können, die das hinterste Ruder führte. Er erkannte sie sofort, als er sie sah, verriet aber mit keinem Zeichen Verwunderung; vielleicht hatte er gewußt, daß er sie hier treffen würde. Marie mußte ihn zweimal ansehen, ehe sie ihn zu erkennen vermochte, denn er hatte sich sehr verändert. Sein Gesicht war rotfeist und aufgedunsen, die Augen schwimmend, und der Unterkiefer hing wie gelähmt in den Mundwinkeln, seine Beine waren dünn und sein Bauch dick und hängend, kurz, er trug deutlich alle Anzeichen eines Daseins voll abstumpfender Ausschweifungen in jeglicher Richtung, und das war auch der Hauptinhalt seines Lebens seit seiner Trennung von Marie gewesen. Was seine äußere Geschichte betraf, so war er eine Zeitlang Gentilhomme und Maître d'hôtel bei einem fürstlichen Kardinal in Rom gewesen, zum Katholizismus übergetreten und zu seinem Bruder Just Hög gereist, der sich damals als Gesandter in Nimwegen aufhielt; dann hatte er sich wieder in die lutherische Kirche aufnehmen lassen und war nach Dänemark heimgekehrt, wo er nun bei seinem Bruder das Gnadensbrot aß.

„Ist das“, fragte er und deutete mit einer Kopfbewegung auf Sören, „ist das derjenige, von dem ich weisagte, daß er nach mir kommen würde?“

„Ja, das ist er“, erwiderte Marie ein wenig zögernd; sie hätte am liebsten gar nicht geantwortet. *

„Und er ist größer, als ich – war?“ fragte er weiter und setzte sich auf der Bank zurecht.

„Ach, das läßt sich nicht vergleichen, Euer Gnaden“, gab sie mit gekünstelter Bauerneinfalt zurück.

„Ja, ja, so geht's – wir haben beide klein beigegeben, so gut wie alle andern, und uns dem Leben um einen billigeren Preis unterworfen, als wir jemals gedacht hätten – Ihr auf die eine Art, ich auf eine andere.“

„Nun, Euer Gnaden haben es doch wohl gut genug?“ fragte Marie in demselben einfältigen Tone.

„Gut genug“, lachte er; „gut genug ist halb verdorben; ich hab's, meiner Treu, gut genug; und Ihr, Marie?“

„Oh, danke, wir sind gesund, und wenn wir uns aus allen Kräften abrackern, haben wir Brot und Branntwein dazu.“

Sie waren am Ziel, und Sti Hög stieg aus und bot ihr Lebewohl.

„Lieber Gott!“ sagte Marie und blickte ihm mitleidig nach, „dem sind die Flügel und auch die Haube gerupft!“

Friedlich und einförmig verstrich die Zeit den Fährleuten in Burrehus bei täglicher Arbeit und täglichem Gewinn. Allmählich arbeiteten sie sich zu immer besseren Verhältnissen hinauf, hielten Knechte, die den Fährdienst besorgten, trieben allerlei kleine Handelsgeschäfte und bauten ein neues Geschoß auf ihr altes Haus. Sie lebten das alte Jahrhundert zu Ende und ein Jahrzehnt in das neue hinein, und Marie wurde sechzig, und sie wurde fünfundsechzig und blieb gesund und rüstig, arbeitsfähig und arbeitslustig, als wäre sie eine angehende Fünfzigerin; aber dann geschah es an ihrem achtundsechzigsten Geburtstag, im Frühjahr 1711, daß Sören unter sehr verdächtigen Umständen durch einen Fehlschuß einen Schiffer aus Dragör tötete und infolgedessen in Gewahrsam kam.

Das war ein harter Schlag für Marie, und die lange

Ungewißheit, wie die Strafe ausfallen würde, denn das Urteil wurde erst im Sommer des nächsten Jahres gefällt, und ihre Furcht, daß die alte Geschichte mit dem Mordversuch an Ane Trinderup zur Sprache kommen könnte, ließen sie sehr altern.

Eines Tages zu Anfang dieser Wartezeit, ging Marie hinaus, um das Fährgeld in Empfang zu nehmen, da die Fähre gerade anlegte. Zwei Reisende waren an Bord, und der eine von ihnen, ein Handwerksbursche, nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, weil er sein Wanderbuch nicht vorweisen wollte, das er beim Einsteigen den Fährknechten gezeigt zu haben behauptete, was jene jedoch bestritten. Als sie dem Burschen drohte, daß er die volle Taxe bezahlen müsse, wenn er nicht durch sein Wanderbuch dartue, daß er ein fahrender Geselle sei – als solcher brauche er nur die Hälfte zu zahlen –, fügte er sich ihrem Verlangen. Erst als dies erledigt war, beachtete Marie den andern Fahrgast, eine kleine, schwächliche Gestalt, die, blaß und fröstelnd von der eben überstandenen Seekrankheit, fest eingehüllt in einen dunkelgrünen Mantel aus grobem Stoffe sich auf den Rand eines an Land gezogenen Bootes stützte. Er fragte in mürrischem Tone, ob er im Burrehuser Fährhaus Logis erhalten könne, und Marie antwortete, er möge sich die Wohngelegenheit ansehen.

Sie zeigte ihm dann eine kleine Kammer, die außer Bett und Stuhl ein Faß Brantwein mit Trichter und Tropfuntersatz, ein paar größere Fässer Sirup und Essig sowie einen Tisch mit perlgrau angestrichenen Beinen und einer Platte aus viereckigen Tonkacheln enthielt, auf denen in dunkelvioletten Zeichnungen Szenen aus dem Alten und dem Neuen Testament dargestellt waren. Der Fremde bemerkte sogleich, daß drei der Kacheln sämtlich den Jonas darstellten, der aus dem Rachen des Walfischs ans Land gespien wurde; und als er die Hand auf eine davon legte, schauderte ihn, und

er sagte, daß er Schnupfen bekommen würde, falls er so unvorsichtig wäre, beim Lesen die Arme auf den Tisch zu legen.

Auf Maries Frage erklärte er, daß er der Pest halber aus der Hauptstadt fortgegangen sei und hiesigen Orts bleiben wolle, bis die Seuche erloschen sei; er esse nur dreimal am Tage und könne nichts Eingesalzenes und kein frischgebackenes Brot vertragen; übrigens sei er Magister, zurzeit Alumnus in Borchs Kollegium und heiße Holberg, Ludwig Holberg.

Magister Holberg war ein stiller Mann von außerordentlich jugendlichem Aussehen. Auf den ersten Blick schätzte man ihn nur auf achtzehn bis neunzehn Jahre; achtete man aber auf seinen Mund und seine Hände und den Ausdruck seiner Stimme, so konnte man wohl merken, daß er beträchtlich älter sein mußte. Er hielt sich sehr für sich, sprach wenig und, wie es schien, nicht gern. Doch scheute er keineswegs Gesellschaft; nur mußte sie so beschaffen sein, daß man ihn in Frieden ließ und ihn nicht in die Unterhaltung hineinziehen wollte, und es machte ihm augenscheinlich Vergnügen, wenn die Fähre Reisende hin und her brachte, oder wenn die Fischer mit ihrem Fang heimkehrten, aus der Ferne ihr geschäftiges Treiben zu beobachten und ihrem Wortwechsel zu lauschen. Überhaupt sah er gern die Leute arbeiten, mochten sie nun pflügen oder Heuschaber aufschichten oder Boote ins Wasser lassen, und versuchte sich einer an einer Arbeit, die das allgemeine Maß der menschlichen Kräfte überstieg, so konnte er darüber ganz zufrieden lächeln und in stillem Wohlbehagen die Schultern zucken. Nach einem Monat begann er sich Marie Grubbe zu nähern, oder gestattete ihr, sich ihm zu nähern; und sie saßen oft an den warmen Sommerabenden beisammen und sprachen wohl eine oder zwei Stunden lang miteinander drinnen in der Schenkstube, wo man durch die offen-

stehende Türe über das blanke Wasser bis zur bläulich dämmernden Insel Möen hinübersah.

Eines Abends, als ihre Bekanntschaft schon ziemlich alt geworden war, hatte Marie ihm ihre Geschichte erzählt und sie mit einem schweren Seufzer beendet, weil man ihr Sören genommen hatte.

„Ich muß bekennen“, sagte Holberg, „daß ich ganz außerstande bin, zu begreifen, wie Ihr einen gemeinen Stallknecht und Bettler einem so vollkommenen Kavalier wie Seiner Exzellenz dem Statthalter habt vorziehen können, der doch von allen als Meister des Anstands und der feinen Umgangsformen, ja, als Muster alles dessen, was sonderlich galant und aimabel ist, gerühmt wird.“

„Und wäre er davon so voll gewesen wie das Buch, welches alamodische Sittenschule heißt, es hätte mir nicht so viel wie eine Feder gewogen, sintemal ich nun einmal einen solchen Abscheu vor ihm hatte, daß ich ihn kaum vor meinen Augen zu dulden vermochte, und Ihr wißt, wie ganz unüberwindbar ein derartiger Abscheu sein kann, also daß, wenn einer die Tugend und die Grundsätze eines Engels hätte, dennoch der natürliche Abscheu den Sieg davontragen würde. Für meinen armen jetzigen Mann dagegen wurde ich von einer so jähen und unerwarteten Neigung erfaßt, daß ich sie nur einer natürlichen Attraktion zuschreiben kann, welcher ebenfalls unmöglich zu widerstehen war.“

„Das nenne ich gut räsoniert! Wir haben also nur alle Moral der Welt in eine Kiste zu packen und sie auf den Blocksberg zu schicken und nach den Lüsten unseres Herzens zu leben, denn es gibt ja keine Unsittlichkeit, so zu nennen ist, die man nicht als natürliche und unüberwindliche Attraktion aufputzen könnte, und ebensowenig gibt's eine Tugend unter all den Tugenden, die sich aufzählen lassen, von der man sich nicht leichtlich lossagen kann, denn der eine wird einen Abscheu

haben vor Mäßigkeit, der andere vor Wahrhaftigkeit oder Ehrbarkeit, und solch ein natürlicher Abscheu sei ganz unüberwindlich, werden sie sagen, und wer damit behaftet ist, der ist also ganz unschuldig. Aber Ihr seid zu wohl unterrichtet, Mütterchen, als daß Ihr nicht wissen solltet, daß solcherlei nur schmähhches Hirngespinnst und Torengeschwätz ist.“

Marie antwortete nicht.

„Glaubt Ihr denn nicht an einen Gott, Mütterchen“, fuhr der Magister fort, „und an das ewige Leben?“

„Gott sei Lob und Dank, ja gewiß, ich glaube an den Herrn.“

„Aber die ewige Strafe oder der ewige Lohn, Mütterchen?“

„Ich glaube, jeder Mensch lebt sein eigenes Leben und stirbt seinen eigenen Tod, das glaub' ich.“

„Das ist gar kein Glaube. Glaubt Ihr an die Auferstehung?“

„Wie werde ich denn auferstehen? Als das junge, unschuldige Kind, das ich war, da ich zuerst unter die Menschen kam und nichts wußte und nichts kannte? Oder wie damals, da ich, geehrt und beneidet als des Königs Günstling, die Zierde des Hofes war? Oder werde ich auferstehen als die arme, alte, hoffnungslose Fährmannsfrau Marie? Und muß ich verantworten, was die andern, das Kind und das lebenshungrige Weib, gesündigt haben, oder wird eine von ihnen für mich eintreten? Könnt Ihr mir das sagen, Herr Magister?“

„Aber Ihr habt doch nur eine Seele gehabt, Mütterchen!“

„Hab' ich das wirklich?“ fragte Marie und versank in Gedanken. „Laßt mich ganz aufrichtig mit Euch reden“, fuhr sie dann fort, „und antwortet mir, wie Ihr denkt: Glaubt Ihr, daß derjenige, der sich sein ganzes Leben hindurch schwer wider seinen Gott und Schöpfer

versündigt hat, aber in seiner letzten Stunde, wenn er daliegt und mit dem Tode ringt, seine Sünde aus aufrichtigem Herzen bekennt und bereut und sich sonder Zweifel und Bedenken in die Hand des Herrn gibt, glaubt Ihr, daß er Gott wohlgefälliger ist als ein Mensch, der sich auch durch Sünde und Ärgernis schwer wider Ihn verging, aber dann viele Lebensjahre hindurch redlich kämpfte, um seine Pflicht zu tun, und jede Last trug, ohne zu murren, aber niemals in Gebet oder offener Reue sein früheres Leben beweinte; glaubt Ihr, daß die, die gelebt hat, wie sie es für recht hielt, aber ohne Hoffnung auf Belohnung da droben und ohne darum zu beten, glaubt Ihr, daß Gott sie von sich stoßen und verwerfen wird, obgleich sie nie ein Gebetswort zu Gott sprach?“

„Darauf kann kein Mensch antworten“, sagte der Magister und ging.

Bald darauf reiste er ab.



Im August des nächsten Jahres wurde das Urteil über den Fährmann Sören gefällt; es lautete auf drei Jahre Sträflingsarbeit in Eisen auf Bremerholm.

Es war eine lange Zeit, das zu leiden, eine längere Zeit, zu harren; dann war auch sie vergangen.

Sören kehrte heim, aber die Gefangenschaft und die harte Behandlung hatten seine Gesundheit zerrüttet, und ehe Marie ihn ein Jahr gepflegt, trug man ihn auf den Kirchhof hinaus.

Noch ein langes, langes Jahr mußte Marie das Leben ertragen. Dann wurde sie plötzlich krank und starb. Während ihrer ganzen Krankheit war sie nicht bei vollem Bewußtsein, und der Pfarrer konnte daher weder mit ihr beten noch ihr das Sterbesakrament reichen.

An einem hellen Sommertag begrub man sie neben

Sören, und über den blanken Sund und die korngol-
denen Felder hinaus sang das ärmliche Leichengefolge,
ermattet von der Hitze, ohne Trauer und ohne Ge-
danken:

Herr, ach, wende deinen Zorn in Gnaden,
Vor dir stehn wir schuldbeladen,
Dein blutig Zuchtrut uns tät schinden,
Dieweil wir voll Sünden.

Denn wolltest du nach unsrer Sünden Schwere
Uns Menschen strafen, wie verdient es wäre,
Müßt' alles brechen und gehn zu Falle,
Ja, einer und alle.

E n d e